

Ury, Jugend voraus!

„Ich spiele Jo-Jo." Peter versuchte, seine Kohlroulade an dem Faden in die Höhe zu schnellen.

Jugend voraus!

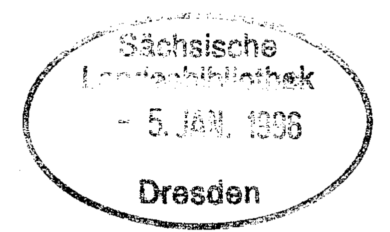
Erzählung für Knaben und Mädchen

von

Else Ury

Mit schwarzen und farbigen Bildern
von B. Wennerberg

Meidinger's Jugendschriften Verlag G. m. b. H., Berlin



Kapitelfolge.

Erstes Kapitel.

Uns geht's noch gut.

„Erste, zweite, dritte, vierte — erste, zweite, dritte, vierte — —." Brigitte saß am Klavier und übte. Sie hatte die Haydnsche Sonate schon ganz nett in den Fingern.

Es klingt recht musikalisch, dachte die Mutter im Nebenzimmer bei ihrer Näharbeit. Wolfgang und Brigittchen haben Großvaters Blut in den Adern, während die beiden andern mehr fürs Praktische — — —. „Fis, fis, Brigittchen, nicht f." Ein Mißton zerriß den Gedankenfaden Frau Felsings.

„Mutti — Muttichen, Peter hat schon wieder das Radio eingestellt. Wer soll bei dem Geblöke denn Klavier üben?" beschwerte sich Brigitte.

„Brigitte ist gräßlich unmusikalisch. Hör nur mal diese wunderbare Stimme, Mutti, das nennt sie Geblöke. Ich habe Rom erwischt, das ist eine italienische — — —."

„Bist du denn mit deinem Aufsatz schon fertig, Peter?"

„Ach, der dumme Aufsatz. Ist mir ganz Wurscht, wie Cäsar das alte Rom regiert hat. Tausendmal interessanter, daß ich heute zum erstenmal Rom im Radio gekriegt habe. Jetzt werde ich mal versuchen, Warschau zu — —."

„Nein, Peter, du schaltest aus. Erst die Arbeit! Wenn du deine Pflicht getan hast, kannst du am Radio basteln", verlangte die Mutter.

Mit einem hörbaren Seufzer entschloß sich der Tertianer, aus dem Rom der Gegenwart zum alten Rom zurückzukehren. „Erste, zweite, dritte, vierte —." Brigittes Sonate nahm ihren Fortgang.

Eine Tür schmetterte temperamentvoll in die Pianostelle. „Da bin ich wieder, Mutti. Zwei Zähne mußten plombiert werden. Hat

ekelig weh getan, das Bohren. Die Rechnung schickt der Zahnarzt zum Ersten. Meine Schuhe habe ich auch gleich vom Schuster mitgebracht, kosten zwo Mark. Und für Wolfgang war noch ein kleiner Rest zu bezahlen, Absätze. Hier ist das Fleisch zu morgen. Für zwanzig Pfennig mehr. Der Schlächter wollte es nicht abschneiden."

„Dann hättest du es nicht nehmen sollen, Renate. Sie wollen einem immer mehr aufschwatzen. Da hast du im Umsehen heute wieder Gott weiß was ausgegeben. Wie soll der arme Vater das nur aufbringen?"

„Brauchen wir doch alles, Muttichen. Der Zahnarzt schickt ja die Rechnung erst zum Ersten, wenn Vater sein Gehalt von der Bank kriegt."

„Das ist auch schon arg zusammengeschmolzen, das Gehalt. Wer weiß, ob es nicht wieder gekürzt wird. Na, wir dürfen nicht klagen, uns geht's noch gut. Man muß immer auf die sehen, die noch weniger haben." Frau Felsing ließ die Nähmaschine rasseln. „Trage das Fleisch in die Küche, Renate. Und dann decke den Abendbrottisch."

„Kann Gitta machen. Ich muß noch Englisch arbeiten. Hopphopp, Kleinchen, tummle dich." Renate packte die auf dem Instrument herumpaukende kleine Schwester am Ohr.

„Au, du ziepst ja doll! Ich bin noch nicht fertig mit Klavierüben." Brigitte paukte weiter. Tischdecken war nicht sehr beliebt bei den Schwestern.

„Du hast doch erst Mittwoch Klavierstunde. Wir schreiben morgen Englisch für die Osterzensuren. Da muß ich heute noch büffeln."

„Dann hättest du die Zeit nach Tisch nicht an deinen Photos rumzumurksen brauchen."

„Frechdachs!" Renate drehte der um fünf Jahre Jüngeren den Rücken und begab sich in die Küche. Daß man auch kein Mädchen mehr hatte! Nach dem letzten Gehaltsabbau des Vaters hatte Mutti die Anna abgeschafft und behalf sich mit einer Aufwartung für die Vormittagsstunden. Eigentlich fabelhaft, wie Mutti sich immer

gleich umzustellen wußte und den Verhältnissen Rechnung trug. Das imponierte der Fünfzehnjährigen. Obgleich sie manchmal ein Gesicht zog, wenn sie in der Wirtschaft mehr zugreifen mußte. Dabei ging ihr alles rasch von der Hand. Teller, Schinken, Weißkäse, Brot, Butter — so, alles beisammen. Nun noch Teewasser aufgesetzt und das Essen für Vater heißgestellt. Vater bekam sein Mittagessen erst abends. Er begnügte sich am Tage mit Broten und der Thermosflasche voll Kakao. Früher, als die Bankbeamtengehälter noch höher waren, hatte er mittags in der Kantine eine warme Mahlzeit eingenommen. Aber das ging jetzt nicht mehr.

Als Renate mit dem vollen Tablett ins Eßzimmer zurückkehrte, hatte Brigitte bereits das Tischtuch aufgedeckt, Teegläser herumgesetzt und die Bestecks gelegt. Wenn sich die Geschwister auch mal kabbelten, im Grunde liebten sie sich alle vier. Besonders Gitta, die Kleinste, wurde von den Großen verhätschelt.

„Du bist mein süßes Affenschnäuzchen!" sagte Renate erfreut, als sie den Tisch schon gedeckt fand. Auch Peter hatte sich eingestellt, um zu erkunden, was es zum Abendbrot gebe. Das ging ihm über seinen Aufsatz.

„Peter, das Garn reißt fortwährend. Da muß irgendwas an der Maschine nicht in Ordnung sein. Willst du mal nachsehen?" Kopfschüttelnd betrachtete die Mutter die streikende Nähmaschine.

„Wird gemacht, gnädige Frau. Werden wir gleich kriegen, das bockige Karnickel." Peter begann eine sachverständige Untersuchung des Räderwerks. Der dreizehnjährige Junge hatte ein besonderes Talent, alles, was in Unordnung war, wieder herzurichten. War es nun am Radio, am elektrischen Licht, an Schlössern, Klingeln, Maschinen oder Hausgeräten. Bastelpeter nannten ihn die andern.

Wirklich, der Peter verstand seine Sache. Nach einigen Aufmunterungen: „Willst du wohl, du Rhinozeros!" streikte die Maschine nicht mehr. Dann schrieb Peter, statt den Schluß an seinem noch immer unfertigen Aufsatz, eine Rechnung für Frau Felsing: Reparatur einer Nähmaschine — fünfzig Pfennige.

„Du bist mir zu teuer, Peter, ich werde mir einen andern Handwerker suchen müssen", lachte die Mutter.

„Dann hilf mir wenigstens statt der Bezahlung an meinem dämlichen Aufsatz, Mutti", bettelte Peter.

„Junge, du sollst selbständig deine Schularbeiten machen. Für das alte Rom bin ich außerdem nicht zuständig, da muß Vater oder Wolfgang einspringen."

„Was muß Vater? Wieder was berappen?" Keiner hatte gehört, daß draußen die Tür geschlossen hatte. Mit einem Satz war Gitta beim Vater. „Vater, ich habe nur drei Fehler im Diktat. Das viertbeste. Da darf ich doch mit Peter morgen ins Kino, ja, Vatichen? Kostet bloß dreißig Pfennige nachmittags für Kinder."

„Na, wollen mal sehen." Der Vater strich seiner Kleinsten über das helle krause Haar. Brigitte war Vaters Liebling. Das fanden die andern drei auch ganz in der Ordnung.

„Vater, ich habe heute Rom im Radio gekriegt. Ganz deutlich. Und nach dem Abendbrot hilfst du mir doch bei meinem Aufsatz? Schauderhaft mopsig ist er."

„Laßt den Vater doch bloß erst zur Ruhe kommen, Kinder", mahnte die Mutter. „Tag, mein Alter, na, wie schaut's aus?"

„Wie soll's ausschauen, Lotte? Arbeit, Arbeit ... Überstunden haben wir heute wieder gemacht."

„Mann, sei froh, daß du Arbeit hast. Wie viele möchten mit dir tauschen."

„Na ja — hm — ich beklage mich ja auch nicht. Darf nur nicht ausarten, die Arbeit. Je mehr Kräfte sie abbauen, um so mehr müssen die andern ran."

Renate brachte das warme Essen für den Vater. Man setzte sich zu Tisch. Die Mutter machte Butterbrote für Peter und Gitta zurecht, teils aus Gewohnheit, teils um mit der Butter hauszuhalten. Peter konnte Butter und Aufschnitt in erstaunlichen Mengen vertilgen. Dabei fand sie noch Zeit, sich darüber zu freuen, wie es ihrem Mann mundete, und sich zu erkundigen: „Wo bleibt denn Wolfgang schon wieder?"

Renate zuckte die Achseln. „Wird vielleicht praktisches Kolleg haben."

„Von fünf bis sieben hat er heute den Lehmann-Jungs Stunde gegeben. Hätte mir lieber helfen sollen als den doofen Lehmanns." Peter kaute mit vollen Backen. Er hatte bereits die fünfte Schnitte beim Wickel.

„Du zahlst ihm doch nichts dafür. Und er spart doch zu — — —." Renate bekam plötzlich einen Schreck und wurde rot. Sie hatte dem Bruder ja versprochen, nicht zu erzählen, daß er für eine Schitour im Gebirge alles, was er von seinem Stundengeld erübrigen konnte, zurücklegte. Seitdem Wolfgang Nachhilfeunterricht gab, schon als Primaner, nahm er kein Taschengeld mehr vom Vater an. Auch für seine Kleidung sorgte er selbst. Der Vater hatte schon genug für die andern drei zu kaufen.

Peter hatte das Radio eingestellt. Man war an die Oper angeschlossen. Mit ihren Butterbroten genossen Felsings gleichzeitig die Ouvertüre zum „Fliegenden Holländer". In das Spinnerliedchen klang Hundegebell.

„Das ist Lump — das ist Wolfgang", riefen Peter und Gitta wie aus einem Munde. Zuerst ein Kratzen an der Tür. Dann sprang Lump, Wolfgangs getreuer Schatten, mit lautem Gebell in das Zimmer, jagte ein paarmal wie besessen um den Tisch herum und nahm dann wohlerzogen neben der Hausfrau Platz. Er wußte, da gab es die meisten Wurstpellen, Schinkenabfälle und Käserinden.

„Wie spricht der Hund, Lump?" rief Peter erzieherisch. Der Terrier machte brav schön und erhielt dafür von jedem Familienmitglied milde Gaben. Lump erfreute sich der allgemeinen Zuneigung. Er gehörte Wolfgang, der ihn halb verhungert als kleines Tier irgendwo aufgelesen und mitleidig mit heimgenommen hatte. Da der Findling trotz polizeilicher Meldung nicht abgeholt wurde, erhielt er den Vagabundennamen „Lump" und wurde in die Felsingsche Familie eingereiht.

Sein Herr exerzierte öfters bei den Mahlzeiten nach. Wolfgang war schon als Kind schwer an Pünktlichkeit zu gewöhnen. Ganz im Gegensatz zum Vater, der als Bankbeamter in allem korrekt war und es auch von seiner Familie verlangte. „Nanu, schon gegessen?" verwunderte sich Wolfgang, die Standuhr in der Ecke mit seiner

Armbanduhr vergleichend. „'n Abend. Die Lehmannschen Bengel haben mich heute wieder mal zur Verzweiflung gebracht. Geradezu verbohrt. Ich mußte meinen Gehirnkasten erst wieder auslüften." Er trat zum Bauer am Fenster, in dem Goldkehlchen bereits den Kopf unter die Flügel gesteckt hatte. „Faulpelz!" Als Wolfgang leise zu pfeifen begann, hob Goldkehlchen den gelben Schopf und fiel mit zugekniffenen Augen zwitschernd ein. Nachdem der junge Mann noch dem kleinen Schwesterchen einen liebevollen Klaps: „Na, mein Söhnchen" verabfolgt hatte, nahm er endlich am Abendbrottisch Platz. Renate goß ihm Tee ein und versorgte ihn mit Brot, Butter und Aufschnitt. Peter und Lump teilten sich die übriggebliebenen Kartoffeln des Vaters.

„Junge — Junge, wirst du denn nie Pünktlichkeit lernen?" Die Mutter räumte bereits die Teller zusammen, denn selbst nach dem Abendbrot durften ihre fleißigen Hände noch nicht feiern. Dann kam erst der Strumpfkorb mit Radiobegleitung zu seinem Recht.

„Die Sopranistin singt unrein." Wolfgang ließ es sich schmecken. „Peter, stell mal leiser ein. Das klingt ja, als wenn man 'nem Köter auf den Schwanz tritt. So — ja, jetzt ist's besser. Denn Erik hat gar heißes Blut. Gib acht, daß es nicht Händel setzt", summte er mit. Wolfgang war der musikalischste von Felsings Sprößlingen. Er hatte Musik studieren und Kapellmeister werden wollen wie sein Großvater. Aber der Vater meinte, das sei ein brotloses Studium. Es liefen gerade genug arbeitslose Musiker herum. So hatte Wolfgang statt in die Hochschule für Musik in die Technische Hochschule als Student seinen Einzug gehalten. Er studierte das Ingenieurfach auf Wunsch des Vaters. Als ob es nicht auch genug brotlose Diplomingenieure gab.

Der Vater hatte sich mit Zigarre und Zeitung ins Nebenzimmer zurückgezogen. Peter wußte: jetzt durfte er nicht stören. Aber der Aufsatz drängte. Peter pflegte ihn immer erst in letzter Stunde anzufertigen. „Du, Wolfgang, hilf mir doch bei meinem Aufsatzschluß, ja?"

„Nee", sagte der große Bruder gelassen. „Habe heute gerade genug Idioten genossen."

Peter nahm solche Schmeichelei nicht übel. „Du kannst ihn ja auch allein machen, wenn es dir lieber ist", schlug er vor.

„Denk' ja gar nicht dran. Mir hat auch keiner bei meinen Aufsätzen geholfen. Komm her, Lump." Wolfgang stellte den Terrier auf die Hinterbeine, faßte ihn an den Vorderpfoten und ließ ihn zur Begeisterung von Gitta nach dem Rhythmus der Musik tanzen.

„Laß ihn mal singen, Wölfchen", schlug Renate lachend vor.

„Lump, bist du heute disponiert? Willst du die Holländerarie singen?" erkundigte sich Wolfgang bei seinem vierfüßigen Freunde. Ehe der Terrier noch seine Meinung äußern konnte, rief Gitta: „Nicht die olle Holländerarie, da graule ich mich so doll. Wölfchen, liebes Wölfchen, stell' doch das Radio ab. Gleich muß der Fliegende Holländer kommen." Gitta hielt sich die Ohren zu und sah mit angstvollen Augen zum Lautsprecher.



„Peter, stell' ab. Gitta ist ein kleines Schaf", ordnete Wolfgang an, während in Lump künstlerischer Ehrgeiz erwachte. Er begann mit Orchesterbegleitung zu heulen.

„Peter, du sollst abstellen", verlangte Gitta. Der Rundfunk war Peters eigenes Revier. Da ließ er keinen andern heran. Ja, wo war Peter? Gewiß saß er in seinem Zimmer und schrieb den Aufsatzschluß.

„Der Fliegende Holländer soll nicht kommen — stell' du ab, Wölfchen, bitte, bitte", flehte Brigittchen. Da — ein Paukenschlag

im Radio — Gitta und Lump heulten auf — in der Tür erschien der Fliegende Holländer — hu — hu — hu — Mutters schwarzen Pelzmantel bis über den Kopf gezogen.

„Hu — huh — huuuh —." Peter heulte unter seinem Pelzmantel mit Gitta und Lump um die Wette.

Inzwischen hatte Renate das Radio ausgeschaltet. Wolfgang beruhigte den aufgeregten Lump und die Mutter das noch aufgeregtere Brigittchen. Aus dem Nebenzimmer rief der Vater: „Kinder, wie kann man denn bei solchem Radau die Zeitung lesen!"

Fünf Minuten später bot die Felsingsche Stube wieder ein höchst friedliches Familienbild. Mutter stopfte Strümpfe, Renate lernte Englisch für die Osterzensur, Lump hatte sich in sein Körbchen zurückgezogen. Während Gitta gute Nacht sagte, verhandelte Peter mit Wolfgang über den Aufsatzschluß. Schließlich war der Älteste immer noch für alle Nöte der Jüngeren zu haben.

„Wolfgang, ich mach dir deine Taschenlaterne wieder ganz, wenn du mir hilfst", versprach Peter.

„Brauch' ich dich nicht — bin selber Ingenieur."

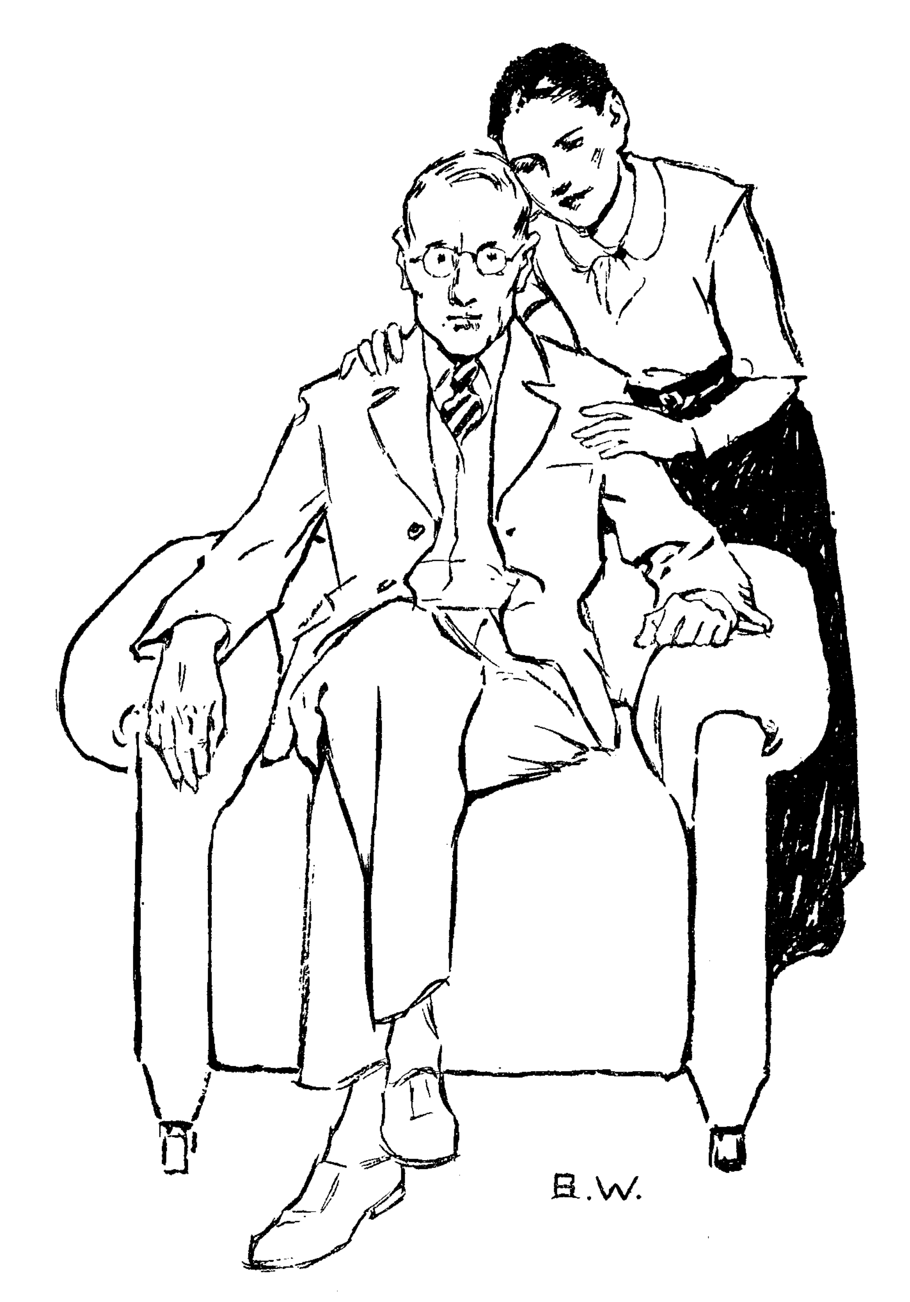
„Na, aber deine Schneeschuhe. Da hat sich die Bindung gelockert. Bringe ich dir knorke wieder in Ordnung. Hilf mir doch, Wolfgang, sei kein Dickhäuter!"

Ob die Schneeschuhbindung oder der Dickhäuter zogen, jedenfalls erhob sich Wolfgang. „Ein andermal bastle du nicht den ganzen Nachmittag am Radio und mach deinen Aufsatz nicht in letzter Minute, mein Söhnchen. Noch mal helfe ich dir nicht." Die beiden Brüder zogen in ihr gemeinsames Zimmer und vertieften sich in das alte Rom.

Renate wiederholte halblaut unregelmäßige Verben. „To arise — aufstehen — arose — arisen — to drive — fahren — drove — driven — Mutti, Hanni lernt chauffieren — beneidenswert."

„Hanni hat noch manches andere zu lernen, was wichtiger ist." Die Mutter zog kunstgerecht Fäden durch ein Riesenloch. Nein, wie der Peter auch immer seine Strümpfe zerriß.

„Na ja, ihre Versetzung wackelt", gab Renate zu. „Aber Hanni sagt, chauffieren sei heute wichtiger als Schulweisheit."



„Und du glaubst solch unreifes Zeug, Mädel? Ohne Schulbildung kann Hanni keinen Beruf im Leben ausfüllen. Wenn sie nicht gerade Chauffeur werden will."

„Aber Muttichen, die Hanni braucht doch gar keinen Beruf. Geißlers sind ja so reich. Die haben noch zwei Mädchen." Renate dachte seufzend daran, daß sie noch die Betten zurechtzumachen hatte, weil sie kein Mädchen hatten.

„Geißlers bewohnen ein ganzes Haus, dazu brauchen sie dienstbare Geister. Wer weiß, ob die nicht mehr Sorgen haben als wir."

„Na!" machte Renate ungläubig. Ihre Freundin Hanni und Sorgen! Hanni war ein richtiges Sportmädel. Die machte sich höchstens Sorgen, ob sie beim Tennisturnier oder beim Schispringen einen Preis erhielt.

„Vor achtzehn Jahren bekommt Hanni gar keine Erlaubnis zum Chauffieren", stellte der Vater fest, sich zu seiner Familie gesellend.

„Macht nichts. Sie will's nur können. Schlimmstenfalls fährt sie schwarz."

„Das ist doch wohl nicht dein Ernst, Renate? Als Tochter eines Beamten wirst du hoffentlich korrektere Grundsätze haben", tadelte der Vater.

Renate zuckte die Achseln. Sie fand es nicht so schlimm, ohne Fahrerlaubnis zu chauffieren. „To believe — glauben — belove — believed — to forget — vergessen — forgot — forgotten — — — Himmel, ich habe ja vergessen, den Frühstücksbeutel rauszuhängen." Renate lief in die Küche.

„Ich weiß nicht, ob die Freundschaft mit der Hanni Geißler günstig auf unsere Renate wirkt. Die Verhältnisse sind dort zu großartig. Wir haben allen Grund, unsere Kinder bescheiden zu erziehen."

„Aber Renate ist wirklich bescheiden und fleißig. Hast du eine bestimmte Ursache, so zu sprechen, Ernst?" Erschreckt ließ Frau Felsing Peters Strumpf sinken. Sollte wieder in der Bank irgend etwas von Abbau verlautet sein? Es war doch erst der zweiundzwanzigste.

„Man sitzt jetzt immer auf einem Pulverfaß. Wer weiß, wer am Ersten wieder dran ist. Müller hat noch keine Stellung gefunden und . . ."

„Muttichen, ich muß morgen was zur Winterhilfe mitbringen." In der Tür erschien Brigitte im Nachthemd.

„Kannst du denn nicht zur Zeit daran denken, Kind? Renate, wir müssen noch ein Pfund Grieß in der Speisekammer haben. Gib es Brigittchen", wandte sich die Mutter an ihre zurückkehrende Älteste.

„Richtig, Peter wollte ja auch was für die Winterhilfe. Ich brauche erst Ende der Woche mitzubringen. Was soll ich denn dem Peter geben, Mutti? Erbsen und Backobst sind noch draußen."

„Unser Mittagbrot für morgen und übermorgen. Na, meinetwegen gib ihm die Erbsen. Man muß an andere denken, die weniger haben als wir. Uns geht's noch gut."

„Wie lange noch?" seufzte der Vater halblaut.

„Sei nicht solch Schwarzseher, Ernst." Frau Felsing war aufgestanden und strich ihrem Mann liebevoll über das spärliche blonde Haar. Insgeheim teilte sie seine Sorgen. Einer nach dem andern der Bankbeamten bekam den Abschied. Aber sie ließ es sich nicht merken.

„Drei Pfund Lebensmittel von einer Familie in einer Woche zur Winterhilfe ist zuviel", überlegte Herr Felsing. „Haben selbst genug hungrige Münder satt zu machen."

„Ich spare das schon wieder an einer andern Stelle, Ernst. Geben macht nicht arm. Wer heute noch sein Brot hat, der hat die Pflicht, für die mitsorgen zu helfen, denen es weniger gut geht.

„Finis", schrie Peter zur Tür hinein. Unter Wolfgangs gütiger Mitwirkung war der Aufsatz bis zu Ende gediehen. Peter zog mit seinen Erbsen ab, Gitta mit ihrem Grieß. Renate stellte wieder mal bei sich fest, daß Mutti der wundervollste Mensch auf Erden sei. Wenn sie sich selbst auch noch so einrichten mußte, für andere hatte sie immer noch etwas übrig.

Zweites Kapitel.

Wer kriegt den blauen Brief?

„Sind die blauen Briefe schon fort, Herr Neumann?“ — „Bin ich dabei?“ — „Haben Sie meinen Namen gelesen?“ — „Herr Neumann, sagen Sie doch, ob einer von uns darunter ist.“ — „Sein Sie doch kein Frosch!“ So bestürmten mehrere Gymnasiasten den Schuldiener des Gymnasiums.

Der machte ein vielsagendes Gesicht und zuckte die Achseln. „Darf ich nicht verraten — Amtsjeheimnis.“

„Mensch, haben Sie sich doch nicht. Erfahren wir noch früh genug, ob wir zu Ostern klebenbleiben oder nicht.“ Der Sprecher überragte die andern Tertianer um Kopfeslänge. Er war schon mehrere Male „klebengeblieben“.

„Dumme Sache, wenn meine Eltern morgen den blauen Brief kriegen. Mutter hat sowieso schon immer 'nen Bammel vorm Ersten, ob Vater nicht abgebaut wird. Glaubst du, daß mir Latein den Hals bricht, Lange? Ein Extemporale habe ich drei minus geschrieben, eins drei und das letzte ganz verhauen.“ Peter Felsing blickte sorgenvoll in den Frühlingshimmel.

„Mündlich hast du neulich ganz gut gekonnt. Es geht doch nicht bloß nach dem Schriftlichen. Und in Physik kannst du auch was, Felsing.“

„Na ja, Physik interessiert mich, wenigstens die Versuche.“ Sein Freund Rolf Lange hatte es gut. Der brauchte keinen Bammel vor dem blauen Brief zu haben. Der wurde bestimmt versetzt. Hätte er doch nicht soviel am Radio gebastelt und sich statt dessen lieber auf die Hosen gesetzt und gelernt. Ein Flugzeug, das über den Jungen elegant seine Schleife zog, lenkte Peter von seinen Sorgen ab.

„Du, Lange, ich habe ein kleines Flugzeugmodell gemacht — prima Sache. Wenn ich erst aus der Bildungsanstalt raus bin,

baue ich es in richtiger Größe. Und dann fliege ich damit um die ganze Welt.“

„Ich komme mit, Felsing, knorke! Du brauchst noch einen, wenn du niedergehen mußt oder wenn's was dabei auszuflicken gibt.“

„Hoffentlich fliege ich nicht erst aus der Schule. Vater hat neulich gesagt, wenn ich nicht versetzt werde, bezahlt er das teure Schulgeld nicht länger.“ Da war Peter wieder bei seinen Sorgen.

Vor dem Hause traf Peter Renate und ihre Freundin Hanni Geißler. Sie pendelten vor der Haustür auf und ab und hatten sich schon ein halbes dutzendmal voneinander verabschiedet. Die Osterzensur spielte auch bei ihrem Gespräch eine wichtige Rolle.

„Komm doch nachmittags zu mir rauf, Hanni. Dann pauken wir zusammen Geographie. Wenn du die Arbeiten jetzt noch gut schreibst, wirst du am Ende doch noch mit rübergeschubst in die Obersekunda“, schlug Renate der Freundin vor.

Die zuckte gleichmütig die Achseln. „Hab' heute keine Zeit — Fechtstunde.“

„Hanni, du mußt dich jetzt auf deine vier Buchstaben setzen und arbeiten — aber feste. Meine Mutti sagt, ohne Schulbildung erreicht man nichts im Leben. Und wenn Mutti das sagt, dann stimmt's.“

Hanni Geißler schien von Frau Felsings Unfehlbarkeit weniger überzeugt. „Kinder, macht euch bloß meinethalben keinen Fettfleck. Wenn ich nicht mit rüberrutsche in die Obersekunda, dann bleibe ich eben sitzen. Das ist weiter kein Malheur! Vielleicht komme ich dann in ein Landschulheim am Bodensee über den Sommer.“

„Famos, Geißler. Wer's doch auch so gut hätte.“ Zu Renates Ärger nannte Peter ihre Freundinnen mit Vatersnamen. Sie fand das unhöflich. Überhaupt, der Peter war jetzt in den Flegeljahren. Nicht mal die Mütze hatte er gezogen.

„Hast du Spatzen unterm Dach, Peter?“ Renate wies auf die Mütze.

„Nee, Maikäfer.“ Peter dachte gar nicht daran, seine blaue Gymnasiastenmütze vor Renates Freundinnen zu lüpfen. „Kommst du heute zum Eislaufen auf den Lietzensee, Geißler?“ Hanni Geißler

war Kunstläuferin. Sämtliche Jungen wetteiferten darin, mit ihr zu laufen.

„Weiß noch nicht. Vielleicht trainiere ich vor der Fechtstunde im Sportpalast."

„Du hast doch sicher heute zu arbeiten, Peter." Renate biß die große Schwester raus.

„Meine Sache!" Der Bengel wurde alle Tage frecher.

Renate und Hanni verabschiedeten sich jetzt endgültig. Denn es blies scharf vom nahen freien Messegelände herüber.

„Du, Renate." Peter stieß die Schwester auf der Treppe mit dem Ellenbogen an. „Du — kommen die blauen Briefe von der Schule mit der ersten Post an?"

„Menschenskind, so steht das mit dir?" Renate war entsetzt. „Mensch, Peter, warum hast du das nicht früher gesagt? Dann hätten Wolfgang und ich doch mit dir gebüffelt. Wie wird sich Mutti aufregen."

„Es ist ja noch nicht sicher. Vielleicht bin ich gar nicht dabei. Ekelhaft, wenn man nicht weiß, woran man ist. Aber 'ne mächtige Ungerechtigkeit wär's . . ."

„Na, Peter, du hast dich wirklich in diesem Quartal nicht allzusehr angestrengt. Immer haste gebastelt und am Radio rumgemurkst . . ."

„Das werde ich morgen schon noch zur Genüge zu hören kriegen", fiel Peter der Schwester ins Wort. „Du, Renate, kann man den Brief nicht einfach verschwinden lassen?"

„Nee, wäre ja auch bloß 'ne Galgenfrist. Ostern merken's die Eltern ja doch, ob du versetzt bist oder nicht."

„Ja, aber bis dahin sind noch zwei Monate. Wenn man noch tüchtig ochst, wer weiß, ob man's nicht doch noch schafft."

„Menschenskind, du bist wohl plem-plem! Was du in zehn Monaten nicht gelernt hast, das willst du dir in den beiden letzten eintrichtern? Und wenn auch — Briefe unterschlagen ist ebensolche Gemeinheit, als wenn du was maust. Das geb' ich niemals zu."

„War ja auch bloß Spaß", verteidigte sich Peter und wurde rot. Es war ihm ernst genug mit dem Spaß gewesen.

Am Nachmittag saß Peter, den Kopf in Büchern und Heften vergraben. Er ging nicht mit den Schwestern aufs Eis. Er bastelte weder am Radio noch an seinem Flugzeugmodell. Er saß und lernte und schwitzte und stöhnte. Weder das Kratzen von Lump an der Tür noch Goldkehlchens Geschmetter aus dem Nebenzimmer machten Eindruck auf ihn. Frau Felsing schüttelte verwundert den Kopf über den Jungen. Ihr schien der Eifer nicht recht geheuer.

So kam der erste Februar heran. Schon in aller Herrgottsfrühe gewahrte Wolfgang blinzelnd einen Hemdenmatz, der sich leise aus dem Zimmer stahl. Peter sah nach, ob schon Briefe angekommen seien, zu einer Zeit, wo die Briefträger wohl selbst noch in den Federn lagen.

Renate nahm zwei Stunden später die Post in Empfang.

„Gib her!" Peter riß ihr ungestüm die Briefe aus der Hand — ritsch — ratsch — da hatte er einen der Briefe zerrissen.

„Au weh — was wird Wolfgang sagen." Der Brief war an den Bruder gerichtet.

Peter war das im Augenblick ganz gleichgültig. Er durchstöberte die eingegangene Post. Gasrechnung, neueste Frühjahrsmoden, unfehlbares Mittel gegen Wanzen, Plätterei empfiehlt sich, eine Wintersportkarte von Vetter Hans — Gott sei's getrommelt und gepfiffen, der gefürchtete blaue Brief aus der Schule war nicht darunter. Aber — Peters Herz sank wieder eine Etage tiefer. „Du, Renate, glaubst du, daß er mit der zweiten Post kommen kann?"

„Alles möglich." Renate raste, um zur Zeit in die Schule zu kommen. Sie stand immer erst im letzten Augenblick auf. Selten fand sie noch Zeit, ihre und Gittas Betten am Fenster auszulegen, wie die Mutter es wünschte.

Die Frühstücksstunde war heute nicht sehr gemütlich. Gitta war bereits fort. Renate trank ihren Kaffee im Stehen. Zum Hinsetzen reichte die Zeit nicht mehr. Wolfgang schimpfte über den zerrissenen Brief. Peter hatte — o Wunder der Naturgeschichte — heute keinen Appetit. Der Vater, der nie viel Worte machte, schien heute noch wortkarger. Mutter bereitete Frühstücksbrote und hatte rote Flecken auf den Backen. Ein Zeichen, daß sie erregt war. Peter sah argwöhnisch von einem zum andern. Rochen die Eltern Lunte?

Soviel Mühe sich Peter auch gab, in der Schule aufzupassen, er konnte es nicht verhindern, daß seine Gedanken immer wieder zu dem gelben Briefkasten daheim an der Eingangstür entwischten. Jetzt war es halb elf. Ob die zweite Post schon da war? Hoffentlich hatte Mutti so viel zu tun, daß sie nicht dazu kam, den Briefkasten aufzuschließen. Man mußte irgendwas erfinden, daß er sich nur öffnete, wenn man auf eine geheime Feder drückte. Niemand durfte diesen Geheimverschluß kennen.

„Fortfahren, Felsing." Der Studienrat hatte wohl bemerkt, daß Peter mit seinen Gedanken woanders war. Peter ließ seine Geheimkonstruktion im Stich und begann im Lesebuch zu suchen. Man nahm Schillers Glocke durch. Gerechter Strohsack — wo waren sie denn bloß stehengeblieben?

„Wehe, wenn sie losgelassen", begann Peter auf gut Glück irgendwo zu lesen.

Schallendes Gelächter unterbrach ihn. Mußten die Affen auch lachen. Hätten ihm lieber vorsagen sollen.

„Wehe, wenn er losgelassen", zitierte auch der Lehrer lachend. „Das haben wir bereits genossen, Felsing. Du hast allen Grund, aufmerksam zu sein."

So, nun wußte Peter, woran er war. Das vielsagende Gesicht des Lehrers — jetzt war es sicher, daß er zu Ostern klebenblieb. Plötzlich hatte Peter die Empfindung, als ob ihm ein Hefekloß, den er so gern aß, im Halse steckengeblieben sei. Er würgte und würgte. Heiß stieg es ihm in die Augen. Weinen — nee! Tertianer weinen nicht, auch wenn sie nicht in die Obertertia versetzt werden.

Sein Nachbar Rolf Lange hatte ihm inzwischen gezeigt, wo man einsetzen mußte.

„Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer",

las Peter mit belegter Stimme.

„Hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen."

Es ging nicht weiter. Alles verschwamm vor Peters Blick. Es tropfte auf Schillers Glocke.

„Nanu, Felsing?" verwunderte sich der Lehrer. „Auch bei dir Wasserwogen? Willst wohl löschen helfen?" Die Schulkameraden wieherten vor Lachen. Gemeine Bande, ihn auszulachen. Na wartet man. Im Boxen nehme ich es mit euch auf.

„Weiter, Felsing."

„Hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke.
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn."

„Der Folgende. Nimm dich zusammen, Felsing. Willst doch zu Ostern versetzt werden? Na also!"

Was — es war noch nicht alles verloren? Plötzlich rutschte der Kloß in Peters Kehle hinunter. Er konnte wieder frei atmen. Famoser Mensch, der Studienrat. Ob er sich auch nicht irrte? Was hatte er gesagt? Willst doch zu Ostern versetzt werden. Natürlich wollte er. Darin lag aber eigentlich noch keine Bestätigung, daß er auch wirklich versetzt würde. Im Gegenteil. In den gefürchteten Briefen stand ja auch, daß es zweifelhaft sei, ob der Schüler die Reife für die höhere Klasse erreiche. Zwei aus der Untertertia hatten schon blaue Briefe bekommen. Er würde den seinigen mittags vorfinden. Der sonst so sorglose Peter hatte heute schwere Sorgen. Nicht mal die Turnstunde, in der er als fixer Kerl glänzte, konnte ihn aufmuntern.

„So muß einem zum Tode Verurteilten zumute sein", sagte Peter, als er sich mittags von seinem Freunde Lange trennte.

„Mensch, an den Kragen wird es dir ja nicht gleich gehen. Behalte deinen Wintermantel an, im Fall es Dresche gibt", rief Rolf vorsorglich.

„Nee, Dresche setzt es nicht. Bloß Mutti macht dann so traurige Augen. Und Vater redet überhaupt nicht mit einem. Das ist schlimmer

als Dresche. Na, rin in die Kartoffeln!" Heute nahm Peter nicht zwei Treppenstufen auf einmal wie sonst immer. Er kam noch früh genug oben an.

Gitta öffnete ihm die Tür.

Einen Blick in den Briefkasten. Er war leer.

„Was macht Mutti?" begann Peter die Stimmung auszukundschaften.

„Bratklopse mit Sauerkraut."

„Dumme Liese! Ich meine doch, ob sie vergnügt ist?"

„Ist mir ganz schnurz." Gitta drehte ihm beleidigt den Rücken.

Alles war wie sonst. Renate deckte den Tisch. Mutti stand am Herd. Wolfgang kam wieder mal zu spät.

Aber die Stimmung beim Mittagessen, die immer eine recht lebhafte, meist sogar recht fidele war, blieb heute gedrückt. Renate erzählte zwar von diesem und jenem aus der Schule. Aber die Mutter, welche sonst für alles, was die Kinder betraf, lebhaftes Interesse zeigte, hörte nur halb zu. Sie schien mit ihren Gedanken woanders zu sein. Peter, der ein schlechtes Gewissen hatte, hielt es für ratsam, sich möglichst ruhig zu verhalten. Sicher hatte die Mutter den Brief bereits in Empfang genommen. Das konnte ja ein Blinder bei Nacht erkennen. Gitta maulte, weil sie eine „dumme Liese" war. Erst Wolfgang und Lump brachten Leben in die Bude. Beide, Herr sowohl wie Hund, hatten die glückliche Gabe, unbehagliche Situationen nicht an sich herankommen zu lassen. Wolfgang erzählte ein paar Späße aus der Hochschule. Lump machte schön. Alles lachte. Der Bann war gebrochen.

Trotzdem hielt es Peter für geraten, für den Nachmittag von der Bildfläche zu verschwinden. Die Untertertia traf sich zum Eishockey auf dem See. Da durfte er nicht fehlen.

Auch Gitta ging aufs Eis. Die Eltern begünstigten jeden Sport der Kinder zur Ertüchtigung des Körpers, soweit sie darüber ihre Pflichten nicht vernachlässigten. Frau Felsing verzichtete auf eigene Anregung durch Konzerte, Theater oder Kino, um den Kindern das gesunde Vergnügen ermöglichen zu können. Renate hatte heute keine Lust zum Schlittschuhlaufen, trotzdem ihre Freundinnen sicherlich

auf dem Eis waren. Die Sorgen der Mutter empfand sie als Große mit.

„Wolfgang, hältst du es für möglich, daß Vater abgebaut wird?" fragte sie zaghaft in die Chopinsche Sonate hinein. Wolfgang saß am Klavier. Das war seine liebste Beschäftigung, wenn er zu Hause war. In das Reich der Töne rettete er sich, nachdem er in der Technischen Hochschule Verständnis für all das Maschinenzeug, das ihm mehr oder weniger uninteressant schien, hatte aufbringen müssen.

„Abgebaut — warum denn?" Wolfgang kam aus einer andern Welt. —

„Es ist doch heute der Erste ..."

„Das ist durchaus noch kein Grund, daß Vater abgebaut werden sollte. Ihr Weiber seid und bleibt unlogisch."

„Mutti regt sich doch jedesmal so auf, Wolfgang!" meinte Renate vorwurfsvoll.

„Das tut sie zwölfmal im Jahr zu ihrem Privatvergnügen. Wartet doch ab, bis es so weit ist. Aber das werden wir hoffentlich nicht erleben. Ein so tüchtiger, pflichttreuer Beamter wie Vater!"

„Hast recht, Wölfchen." Nur zu gern ließ sich Renate überzeugen. Plötzlich hatte sie wieder Lust, aufs Eis zu gehen. „Mohrrüben zu morgen bringe ich auf dem Rückweg mit und auch Brot zum Abend, Muttichen", rief sie noch zur Tür herein.

Glückliche Jugend, die alles vergißt! dachte Frau Felsing und machte sich mit einem sorgenvollen Seufzer wieder an ihre Ausbessereien.

Als die Kinder in der siebenten Stunde zurückkehrten, war der Vater schon daheim. Gitta als Nesthäkchen wollte ihm wie immer trotz ihrer zehn Jahre auf den Schoß springen, aber irgend etwas hielt sie davon ab. Der Vater nahm ja gar keine Notiz von ihr. Peter, der nicht wußte, ob er sich hineinwagen dürfte, stellte von der Tür aus mit hungrigem Blick fest, daß der Vater heute noch ein gut Teil seines Mittagessens übriggelassen hatte. Renate, die ihre Mohrrüben in der Küche ablud, entdeckte sofort, daß die Mutter verweinte Augen hatte.

„Muttichen?" Angst, Sorge und Zärtlichkeit lag in dem einen Wort.

„Meine Ahnung hat diesmal nicht getrogen — Vater ist zu April abgebaut."

„Abgebaut?" Renate hatte die Empfindung, als ob sie einen Schlag auf den Kopf bekommen hätte. Da war es nun da, das Gefürchtete. Aber andere Väter von Schulfreundinnen waren auch abgebaut worden, und es ging doch alles weiter. Und bis April war ja noch lange — — —.

„Muttichen, gräme dich nicht. In zwei Monaten kann Vater noch woanders Stellung finden."

„In heutiger Zeit? Wo Millionen von Arbeitslosen herumlaufen? Nein, Kind, damit kann man nicht rechnen. Aber man muß trotzdem den Kopf oben behalten. Wir dürfen Vater das Schwere nicht noch schwerer machen. Er darf uns nicht mutlos sehen." Energisch wischte Frau Felsing an ihren Augen herum. Dann ging sie ins Zimmer, schalt liebevoll mit ihrem Mann, daß er nicht aufgegessen hatte, und sprach dem Vorsichhinbrütenden Mut zu.

„Wer wird denn gleich die Flinte ins Korn werfen, mein guter Mann! Wir haben ja allerlei Beziehungen. Du wirst schon irgendwo ankommen. In der Industrie können sie solchen zuverlässigen Menschen wie dich auch brauchen. Wir werden an Gebrüder Schubert schreiben, die hatten doch immer Interesse für uns. Und Onkel Max kann sich mit Firmen aus der Maschinenbranche in Verbindung setzen. Ob Vetter Karl nicht bei dem großen Zeitungsverlag ein Plätzchen für dich findet? Unser Freund Lehmann ist doch Aufsichtsrat in verschiedenen Konzernen. Irgendwo werden sie solch eine tüchtige Kraft schon unterbringen, Ernst." So sprach und tröstete die Frau, trotzdem sie selbst nicht von dem überzeugt war, was sie sagte.

„Heute eine neue Stellung finden? Das glaubst du doch alleine nicht, Lotte." Mutlos schüttelte ihr Mann den Kopf.

Peter war in sein Zimmer entwischt. Er wartete jeden Augenblick darauf, zum Vater gerufen zu werden. Wenn sich das Strafgericht nur erst entladen würde. Diese Gewitterschwüle vorher war bedrückend und unbehaglich. Wolfgang betrat das „Jungenzimmer".

So wurde ihr gemeinsames Zimmer in der Familie genannt. Lump sprang an Peter hoch. Aber der hatte heute keine Lust, mit ihm zu tollen. „Unerhörte Schweinerei!" machte Wolfgang seinem Herzen in seiner derben Studentensprache Luft.

„Was ist denn los?" Peter wußte eigentlich ganz genau, was los war. Er hatte es ja den ganzen Tag gefürchtet, daß der Brief aus der Schule noch ankommen würde.

„Was los ist? Vater hat den blauen Brief bekommen."

Peter schnappte nach Luft. Da war er wieder, der Kloß in seinem Halse.

„Du, Wolfgang, bis Ostern sind doch noch zwei Monate."

„Na und ...? Glaubst du etwa, daß sich da was ändern wird? Eine Gemeinheit!"

„Es ist sicher ungerecht, Wolfgang."

„Was soll denn bloß jetzt werden?" Der Student lief aufgeregt auf und ab. Lump verwundert hinterdrein. Wolfgang gehörte zu den Menschen, die alle unangenehmen Vermutungen vorher von sich schieben. Wenn sie dann eintreffen, werden sie von den Tatsachen erschlagen.

„Du, Wölfchen, wenn du mir helfen würdest ...", begann Peter mit einer an ihm ungewöhnlichen Zaghaftigkeit.

„Was soll ich dir denn schon wieder helfen? Hab' jetzt wirklich wichtigere Dinge im Kopf."

„Den doofen Lehmannschen Jungs hilfst du doch auch, daß sie zu Ostern versetzt werden. Gib mir doch auch Nachhilfestunde. Paß auf, dann werde ich am Ende doch noch versetzt."

„Was — du Bengel? Bleibst du etwa sitzen? Das fehlt auch noch."

„Du hast doch selbst eben gesagt, Vater hätte den blauen Brief bekommen." Peter wurde aus dem Bruder nicht klug.

„Aha, jetzt geht mir 'n Seifensieder auf. Ich wünschte, es wäre nur der blaue Brief aus der Schule. Vater ist abgebaut worden zu April. Die Kündigung nennt man ‚den blauen Brief kriegen'."

„Gott sei Dank!" Ein Stein plumpste Peter vom Herzen.

„Mensch, bist du toll? Weißt wohl gar nicht, was du da sagst, du Idiotenhäuptling?" räsonierte der große Bruder. „Wie kann

man mit dreizehn Jahren noch solch ein Mondkalb sein! Verstehst du denn nicht, wieviel wichtiger das ist, daß Vater seine Stellung hat, als daß du versetzt wirst?" Wolfgang hatte Peter in seiner Aufregung an die Schulter gepackt und schüttelte ihn hin und her.

„Na ja — natürlich. Solch Mondkalb bin ich gar nicht. Aber ich kann mich doch darüber freuen, daß ich keinen blauen Brief bekommen habe", verteidigte sich Peter.

„Du bist und bleibst ein Esel!" Mit diesem sanfteren Kosewort ließ Wolfgang den Jungen laufen.

Das war heute ein merkwürdiges Abendbrot. Der Vater war niedergeschlagen. Er sprach kaum. Um so mehr redete die Mutter. Über alles mögliche. Was ihr gerade in den Kopf kam. Nur nicht gerade über das, was sie alle bewegte. Renate half ihr dabei. Sämtliche Schulerlebnisse kramte sie heraus. Aber es wollte nicht gelingen, den Vater von seinem Kummer abzulenken.

Wolfgang stocherte appetitlos in seinen Bratkartoffeln herum. Peter aß für zwei. Gitta sah befangen von einem zum andern. Ihr war die ganze Geschichte recht ungemütlich. Selbst Lump hatte Verständnis für die bedrückende Atmosphäre. Er witterte, da war etwas nicht in Ordnung. Er sprang nicht von einem zum andern. Er machte nicht schön. Still und bescheiden zog er sich unter den Tisch zurück. Denn Lump hatte mehr Herzenstakt als mancher Mensch.

Drittes Kapitel.

Von Kohlrouladen und Frühlingssonne.

Die Frühlingssonne meinte es schon gut. Das Eis auf dem Lietzensee zerbarst. Die Schulkinder vergnügten sich jetzt damit, der Sonne bei ihrer Arbeit, die Eisdecke zu sprengen, zu helfen. Kleine Steine schleuderten sie auf die weiße Fläche. Wetten wurden veranstaltet, wer die meisten Löcher warf.

Peter und Gitta Felsing, die der Schulweg täglich am Lietzensee vorüberführte, waren eifrig mit dabei. Es eilte ihnen jetzt nicht so sehr mit dem Heimkommen. Zu Hause war es gar nicht mehr so schön wie früher. Man hatte immer das Gefühl, irgend etwas ausgefressen zu haben, wenn man auch ein gutes Gewissen haben konnte. Peter ließ sich durch Basteleien jetzt weniger von seinen Schulpflichten ablenken, um die Osterversetzung nicht doch noch zu gefährden. Gitta war fleißig und gewissenhaft in der Schule, wenn sie auch zu Hause als Kleinste etwas verzogen wurde. Sonst war Mutti immer der fröhliche Kamerad ihrer Kinder gewesen. Ein jedes kam mittags mit seinen Schulerlebnissen zur Mutter. Sie hatte Interesse und Verständnis für alles. Aber wenn die Kinder jetzt aus der Schule heimkehrten, dann fanden sie die Mutter weder heiter noch so teilnehmend an ihren kleinen Freuden und Sorgen. Kinder haben einen sicheren Instinkt dafür, ob sich die Erwachsenen in ihre Welt einfühlen können. Peter merkte, wenn er von einem Boxsieg, von einem neuen Film, einem fabelhaften Radioverstärker erzählte, daß die Mutter dieser wichtigen Angelegenheit nur halbe Aufmerksamkeit schenkte. Über die neuesten Schulwitze konnte sie gar nicht mehr so herzlich lachen wie sonst. Und neulich hatte Gitta sogar entdeckt, daß in Muttis braunem Haar ein Silberfaden schimmerte. Das erste weiße Haar. Ausgelassen hatte sie den Eindringling ausgerupft.

Nur für die Schulaufgaben und die Klassenarbeiten hatte die Mutter volles Interesse. „Ihr müßt euch jetzt ganz besonders zusammennehmen, Kinder, um was in der Schule zu leisten“, sagte sie. „Wer weiß, ob wir das Schulgeld weiter für euch zahlen können. Und nur gute Schüler bekommen Freischule.“

„Ich will gar keine Freischule.“ Um Gittas Mund zuckte es weinerlich. Sie war noch so dumm, zu glauben, daß man nicht für voll angesehen wurde, wenn man kein Schulgeld bezahlte.

„Famos!“ schrie Peter. „Wenn Vater das Schulgeld nicht mehr bezahlen kann, werde ich Lehrling in einem Radiogeschäft.“ Das fand er bei weitem schöner, als in die Schule gehen zu müssen.

„Wer nimmt denn solchen dreizehnjährigen Knirps als Lehrling?“ lachte ihn Renate aus.

„Na erlaube mal, ich bin nur noch einen halben Kopf kleiner als du.“ Peter reckte sich.

Die großen Geschwister, Wolfgang und Renate, waren auch nicht so vergnügt wie sonst. Die nahmen teil an den Sorgen der Eltern. In der Schule unter den fröhlichen Altersgenossinnen vergaß Renate sie zum Glück. Da konnte sie scherzen und lachen wie alle andern. Aber wenn sie dann heimkam und die versorgten Augen der Mutter gewahrte, wenn der Vater auf alle seine Bewerbungsschreiben immer wieder bedauernde Absagen erhielt, dann verging ihr das Lachen. Rührend war sie in ihrer Fürsorge um die Eltern. Sie nahm der Mutter soviel Arbeit wie möglich ab. Immer redete sie ihr wieder zu, ins Freie zu gehen, um auf andere Gedanken zu kommen.

„Muttichen, heute mußt du mit uns spazierengehen. Die Krokusse blühen am Lietzensee.“ Mit hellen Augen kam Renate an einem Märztage aus der Schule. „Es wird dir sicher guttun, du siehst so blaß aus.“

„Die Sorgen kann man nicht daheim lassen, mein Kind, die laufen hinter einem her.“

Gitta lachte hellauf. Es kam ihr zu komisch vor, daß die Sorgen hinter der Mutter herliefen.

„Du bist eine Gans!“ rief Renate ärgerlich. „Mit zehn Jahren kann man wirklich schon ein bißchen mehr Verstand haben.“

Gitta war beleidigt. Das war sie öfters mal. Renate nahm keine Notiz davon.

Mutti fuhr liebevoll über Gittas krauses Blondhaar. „Laß unser Kleinchen nur so, wie es ist, Renate. Es ist unser Sonnenschein. Den Ernst des Lebens lernt sie leider früh genug kennen.“

„Mutti, wenn wir spazierengehen, nehme ich mein Jo-Jo mit“, rief Peter bei Tisch.

„Ich auch.“ Gitta war wieder getröstet. Das Jo-Jo-Spiel war bei allen Schulkindern sehr beliebt. Beim Auswendiglernen von Gedichten und von Vokabeln wurde die Jo-Jo-Rolle kunstgerecht in die Höhe geschnellt. Peter hatte eine besondere Meisterschaft darin erlangt. Selbst Wolfgang und Renate, die beiden Großen, verschmähten es nicht, an den Jo-Jo-Wettspielen teilzunehmen.

Renate trug die Kohlrouladen auf.

„Du hast ja vergessen, die Fäden abzuwickeln. Soll Mutti die noch zum Nähen verwenden?“ neckte Wolfgang die Schwester.

„Die kann sich jeder allein abmachen. Ihr müßt auch was zu tun haben“, verteidigte sich Renate.

„Peter, was machst du denn da, Junge?“ rief die Mutter entsetzt.

„Ich spiele Jo-Jo.“ Peter versuchte, seine Kohlroulade an dem Faden in die Höhe zu schnellen. Da riß der Faden. Die Roulade flog auf die Erde. Mit einem Satz hatte der auf seinem Stammplatz unter dem Tisch liegende Lump sie erwischt. Sie mundete ihm ganz vorzüglich.

Schallendes Gelächter folgte. Auch die Mutter stimmte mit ein, als sie Peters verdutztes langes Gesicht gewahrte.

„Verflixte Hundetöle!“ Peter machte Miene, Lump seinen Raub wieder abzujagen.

„Laß doch dem Köter die Roulade. Du kannst sie ja doch nicht mehr essen“, trat Wolfgang für seinen vierfüßigen Freund ein.

„Ich habe aber noch Hunger.“ Peter schielte betrübt nach der bereits geleerten Schüssel. Er hatte immer Hunger.

„Dann mußt du dich an Kartoffeln satt essen. Ein andermal spiele nicht mit Kohlrouladen Jo-Jo, mein Sohn." Das war wieder ihre alte heitre Mutti, die so herzlich lachen konnte.

Nach dem Essen zogen sie alle in die Küche, um den Abwasch so schnell wie möglich zu beseitigen. Damit Mutti in die Frühlingssonne hinauskam. Nur Wolfgang mußte zur Unterrichtsstunde zu seinen Schülern.

Renate wusch das Geschirr ab. Peter und Gitta trockneten es. Mutti räumte es in den Schrank. Lump thronte auf dem Kohlenkasten und verfolgte von dort aus jede Bewegung wie ein Feldherr seine Truppen.

Hin und wieder warf Renate einen prüfenden Blick auf ihre Hände. Sahen sie wirklich schon „köchinmäßig" aus? Ihre Freundin Hanni behauptete es, als sie ihr erzählte, daß sie der Mutter jetzt mittags das Abwaschen abnähme.

„Ist ja wurscht", sagte sie plötzlich laut aus ihren Überlegungen heraus.

„Wo ist Wurscht?" erkundigte sich Peter interessiert. Auch Lump spitzte die Ohren.

„Beim Fleischer", lachte Renate ihn aus. „Wie kann man nur so verfressen sein."

„Na, wenn ich mittags hungern muß", beschwerte sich Peter.

„Junge, du hast zwei große Kohlrouladen und einen Berg Kartoffeln vertilgt. Wenn du die dritte zum Spielen benutzt, dafür kann keiner. Hoffentlich brauchst du nie mehr zu hungern als heute." Die Mutter unterdrückte einen Seufzer. Eine Zentnerlast wälzte sich ihr auf die Seele.

Aber als Frau Felsing dann mit ihren dreien in den Vorfrühlingstag hinaustrat, weitete sich ihre Brust wieder. Am zartblauen Himmel weideten kleine Lämmerwölkchen. Der Wind jagte sie übermütig um den Funkturm herum, der wie aus Silberfiligran in die Luft ragte.

Es war nicht weit bis zum Lietzensee. Weidenverhangene Ufer bargen den See wie ein Kleinod. Hohe Pappeln hielten davor Wache. Aus dem lärmenden Getriebe der Großstadt stieg man hinunter zu

den stillen Parkwegen, zu grünen Rasenflächen, auf denen Schneeglöckchen, Veilchen, gelbe und blaue Krokusse über Nacht emporgeschossen waren.

Heute war es nicht still in den Parkanlagen. Wie die ersten Frühlingsblumen hatte die Märzsonne die Kinder herausgelockt. Allenthalben lachende und lärmende Gören. Sie hopsten „Himmelhops" und „Faules Ei". Sie warfen sich Bälle zu und ließen bunte Luftballons emporsteigen. Dort unten am See fütterten sie Schwäne und Enten. Auf den Sandspielplätzen buddelten die Kleinsten oder krähten aus den Kinderwagen heraus. Vogelgezwitscher und Kinderstimmen erfüllte die Luft.

Hier bekommt man wieder Mut und Hoffnung, dachte Frau Felsing und ließ sich auf eine der sonnigen Bänke nieder. Wenn man sieht, wie alles aus Winterstarre zum Leben emporringt, dann erwachsen einem selber neue Kräfte, mit seinen Sorgen fertig zu werden.

„Siehst du, Muttichen, ich hab's gewußt, daß es dir gut sein würde, herauszukommen", frohlockte Renate. „Ganz anders schaust du schon aus. Die Augen sind viel klarer, und rote Backen hast du auch wieder. Paß mal auf, es wird noch alles gut."

„Wenn Vater nur eine Stelle fände. Er hält es nicht aus, beschäftigungslos herumzusitzen. Sein Lebtag hat er pflichttreu gearbeitet."

„Du hast ja so viele Briefe auf der Schreibmaschine für ihn getippt, Mutti. Einer wird bestimmt Erfolg haben."

„Bis jetzt sind alle Bewerbungsschreiben ablehnend oder überhaupt nicht beantwortet worden. Ich kann heut' noch mal an deinen Paten, an Onkel Hartwig schreiben. Er ist bei einer Filmgesellschaft. Vielleicht weiß er eine Stelle für unsern Vater."

„Ja, Vater und Onkel Hartwig sind ja Kriegskameraden. Der wird ihm sicher helfen. Onkel Hartwig ist gut." Renate kannte ihren Paten zwar nur aus den Erzählungen der Eltern und aus seinen Fünfmarkgrüßen zu ihren Geburtstagen. Er lebte in München. Ihr treuer Begleiter auf allen Spazierwegen, der kleine Kodak hier, stammte auch aus der Fünfmarksparbüchse des Onkels.

„Was meinst du, Mutti, ob ich diesen Seeausschnitt mit Schwänen und den herabhängenden Weiden aufnehme? Das Licht ist augenblicklich günstig."

„Wir müssen aber auch mit aufs Bild kommen", verlangte Gitta, mit ihrem Jo-Jo jonglierend. Lump, wohl in der Annahme, daß es sich um eine Kohlroulade handle, sprang der auf- und abschnellenden Rolle nach. Knips, machte Renate. Gitta und Lump waren im Kasten drin.

Peter hatte Schulkameraden getroffen. Sie wollten alle vier zur Automobilausstellung hinüber, die unweit auf dem Messegelände eröffnet war. Dazu erbat er die Zustimmung der Mutter.

„Nein, Peter. Das kostet Eintrittsgeld. Wir müssen jetzt jeden Groschen sparen", erhob die Mutter Einspruch.

„Aber Mutti, wir sehen uns ja nur die Autos an, die draußen parken. Fabelhafte Dinger sollen dabei sein."

Gegen dieses billige Vergnügen war nichts einzuwenden. Gitta machte trotzdem Einwendungen. „Und ich? Ich soll hier ganz allein spielen? Nimm mich doch mit, Peter."

„Ausgeschließt. Wir Männer wollen unter uns sein." Fort war er, der Peter. Er hörte nicht mehr das Lachen von der Mutter und Renate, noch der kleinen Schwester empörten Ausruf: „So 'ne Gemeinheit!"

Lump, der keine rennenden Kinderbeine sehen konnte, ohne hinterdrein zu jagen, schoß wie ein Pfeil hinter Peter her.

„Nun habe ich gar keinen mehr zum Spielen." Gitta nahm es Lump ernstlich übel, daß er nicht bei ihr geblieben war.

„Komm, Gittachen, ich spiele mit dir." Renate zog die Kleine zu sich auf die Bank.

„Ach du! Du schanierst dich ja zu hopsen oder im Park zu rennen. Du tust immer, als ob du schon erwachsen bist", machte die kleine Schwester abweisend.

Anstatt beleidigt zu sein, lachte Renate. „Es heißt: sich genieren, nicht schanieren. Menschenskind, wann wirst du endlich die Fremdwörter richtig lernen."



Ury, Jugend voraus!

Die gute japanische Vase, die noch von der Hochzeit der Eltern herstammte, stellte Renate dem „Gelben" mit Kirschblüten ins Zimmer.

„Gebrauche doch lieber kein Fremdwort, Brigittchen. Sage doch auf gut deutsch: Es ist dir peinlich, oder es ist dir unangenehm", schlug die Mutter vor. „Im übrigen bist du recht undankbar, wenn Renate so nett sein will, mit dir zu spielen."

Eigentlich hatte Gitta das schon selbst empfunden. Aber jetzt, wo die Mutter es aussprach, fühlte sie sich verletzt. Sie schob die Unterlippe vor. Es begann in ihrem Gesicht zu zucken. Und plötzlich rollten Tränen an der Nase herab. Knips, machte Renates Kodak.

„Mutti, Muttichen, Renate hat mich heulend geknipst. Das Bild muß sie wegtun, nicht wahr?" verlangte Gitta weinend.

„Aber Brigittchen, du großes Mädel! Schämst du dich denn gar nicht, hier im Park zu weinen und mir die Erholungsstunde zu beeinträchtigen?" fragte die Mutter vorwurfsvoll.

Nur um so heftiger rannen Gittas Tränen. Nicht einmal Mutti nahm sich ihrer an. Sie hatte es wirklich schlecht.

Ein paar kleinere Kinder, die sich hinter der Bank verstecken wollten, betrachteten voller Interesse das weinende Mädchen. „Die war unartig, die weint!" sagte ein kleiner Blondkopf.

„Das geht euch gar nichts an", fuhr Gitta sie an. Erschreckt liefen die Kleinen davon.

Renate plauderte mit Mutti, als ob nichts geschehen sei. Sie kümmerte sich nicht um Gittas Empfindlichkeit. Die würde schon wieder Vernunft annehmen.

Vorläufig bockte Gitta noch. Sie sah nicht, wie lustig die Sonne auf dem Wasser glitzerte. Sie hörte nicht, wie jubelnd die Singvögel in dem noch kahlen Geäst den Frühling begrüßten. Unter all den lachenden und jauchzenden Kindern kam sich das törichte Mädel einsam und verlassen vor.

Da berührte etwas Kaltes, Feuchtes ihre herabhängenden Finger, die das Taschentuch zu einem Ball zusammenknüllten. Lump war zurückgekommen zu ihr. Die Hundetöle war besser als die Menschen.

Nun hatte sich ja Lump, um der Wahrheit die Ehre zu geben, wieder am Lietzensee eingefunden, weil er sich für Autos nicht so interessierte wie Tertianer. Es war ihm langweilig gewesen, die großen Dinger, die nicht mal fuhren und tuteten, zu beschnüffeln.

Jetzt stand er vor Gitta und schaute sie aus klugen Augen prüfend an. O weh, die Kleine hatte geweint. Lump sprang auf die Bank und versuchte, Gitta das noch feuchte Gesicht zu lecken.

Gitta fuhr auf. „Du, für Küsse bin ich nicht, besonders nicht für Hundeküsse.“ Dann zog sie ihren kleinen Gummiball aus der Tasche, schleuderte ihn den Weg entlang und unternahm ein Wettlaufen danach mit Lump. Bald hatte sie ihren Schmerz vergessen.

Die Mutter blickte ihrem Nesthäkchen nach. „Brigittchen muß sich ihre Empfindlichkeit abgewöhnen. Das Leben fragt nicht danach, ob einer empfindlich ist oder nicht. Das packt oft hart an.“

„Gitta ist als Kleinste doll verzogen worden. Vater und du, Mutti, ihr habt sie immer als Goldkind behandelt. Nun glaubt sie wirklich, daß sie was Besonderes ist und daß alles nach ihrem Kopf gehen muß“, meinte Renate mit erstaunlicher fünfzehnjähriger Weisheit.

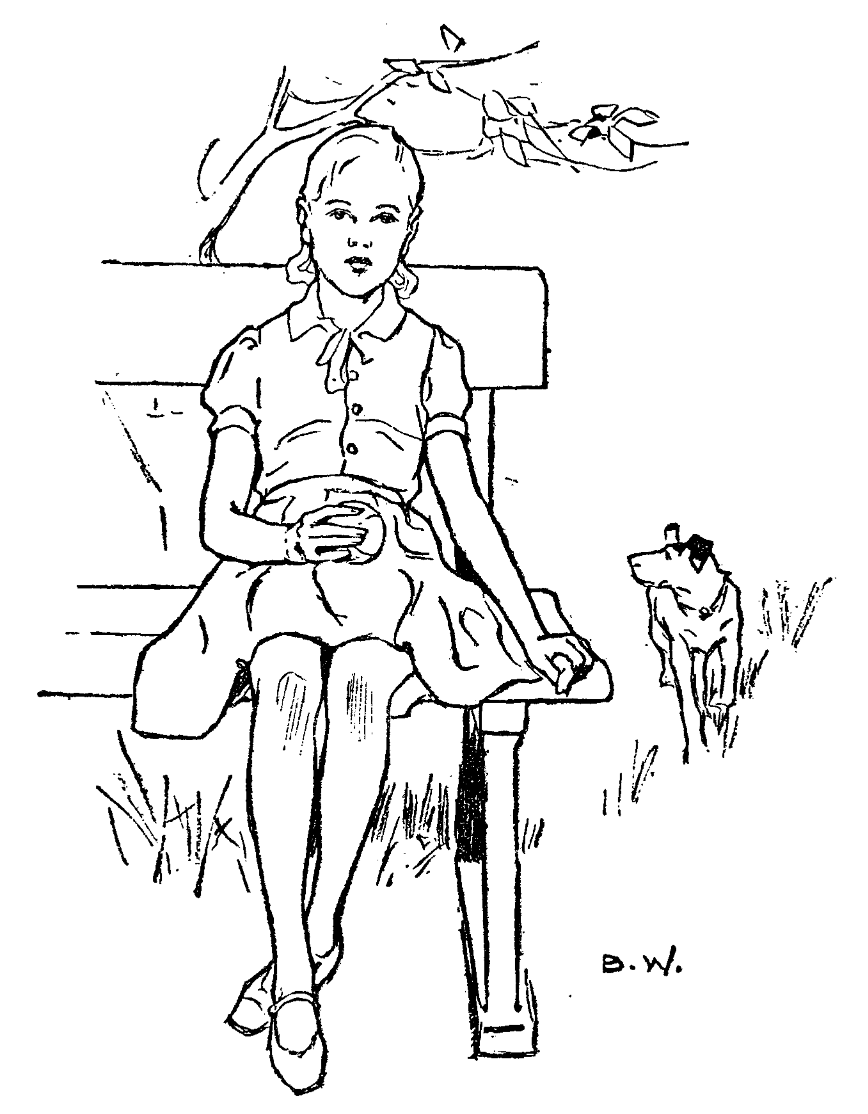
„Am Ende muß die Henne noch von dem Küken lernen“, lachte die Mutter. Sie stand auf und nahm Renates Arm. Für längeres Sitzen war die Märzsonne doch noch nicht warm genug. Gitta kam herbeigelaufen und hing sich ganz selbstverständlich an Muttis andere Seite ein. Es war wieder Sonnenschein bei ihr. So langte man erfrischt und in guter Stimmung zu Hause an.

Wenn sie nur angehalten hätte, die gute Stimmung. Der Druck, der auf dem heimkehrenden Vater lag, wälzte sich von einem zum andern und drückte frohe Empfindungen nieder.

„Briefe für mich da?“ war seine erste Frage. Ja, es waren zwei Briefe gekommen. Der Vater öffnete sie, während die Mutter in seinem Gesicht zu lesen versuchte. Als er sie wortlos auf den Schreibtisch legte, wußte sie, daß wieder eine Hoffnung getrogen hatte.

„Ich schreibe heute abend an Hartwig nach München. Der weiß sicher irgend etwas für dich, Ernst. Ihr habt zusammen im Schützengraben gelegen. Der vergißt die alte Kameradschaft nicht.“ Es klang erstaunlich zuversichtlich.

„Hartwig wird froh sein, wenn er selbst noch in seiner Stellung ist. Ich habe die Hoffnung aufgegeben, etwas zu finden“, war die Antwort.



„Wer wird denn so schnell verzagen, mein Alter“, schalt Frau Felsing liebevoll. „Von heut' zu morgen findet man bei der jetzigen Arbeitslosigkeit natürlich nicht gleich etwas Passendes. Wir müssen eben Geduld haben.“

3*

„Und inzwischen ist man verhungert.“

„Aber Ernst, wie kannst du vom Verhungern sprechen, wenn du vor der Schüssel mit Kohlrouladen sitzt“, scherzte seine Frau, obgleich es ihr nicht danach zumute war. „Wir haben ja auch noch einen Spargroschen. Schlimmstenfalls muß der heran.“

„Wie lange kann eine sechsköpfige Familie davon leben? Die Kinder wachsen heran. Sie brauchen Kleidung, Schuhe, Schulbücher.“ Die Sorge für seine Familie lag wie eine Zentnerlast auf dem Vater.

„Ja, zu Ostern brauchen wir alle drei neue Schulbücher“, stimmte Peter zu.

„Und ich muß einen neuen Sommermantel haben“, rief Gitta. Renate machte ihr mit den Augen ein Zeichen, ruhig zu sein. Sie sollte den Vater nicht noch mehr verstimmen. Aber die Kleine verstand sie nicht.

„Krieg' ich auch. Kannst ruhig mit den Wimpern klimpern. Nicht wahr, Mutti, du kaufst mir einen neuen Sommermantel? Steffi hat einen wunderschönen. Hellgrau. Einen eleganten Paletot.“ Sie sprach das t am Ende aus.

Schallendes Gelächter war die Antwort. Alles lachte. Auch der Vater, trotz seiner Sorgen. Sogar Lump fiel mit ein.

„Paletot — Paletot! Hahaha!“ Peter wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Heißt es auch.“ Gitta kämpfte schon wieder mit den Tränen. „In meinem Buch steht es ganz deutlich mit einem t hinten geschrieben.“

„Aber das t wird nicht ausgesprochen, Gitta. Es ist ein französisches Wort“, belehrte sie die große Schwester.

„Na, wenn ich doch erst in der nächsten Klasse Französisch kriege! Mutti, der Peter soll mich nicht auslachen — der weiß auch nicht mehr als ich.“ Gitta begann aus Mitleid mit sich zu weinen.

„Wer lacht unser Kleinchen aus?“ Wolfgang erschien mit pünktlicher Verspätung. Er fuhr dem Schwesterchen tröstend über das Blondhaar.

„Na weine man nich, na weine man nich — in der Röhre stehn Klöße, du siehst sie bloß nich“, begann Peter ein altes Berliner Lied zu singen, um Gitta aufs neue aufzuziehen.

„Peter, du gibst jetzt Ruhe. Und du, Brigittchen, hörst auf zu weinen“, ordnete die Mutter energisch an. „Ihr wollt dem Vater den gemütlichen Abend doch nicht verderben?“

Da schwiegen sie beide beschämt. Gitta trocknete ihre Tränen und erkundigte sich: „Aber einen neuen Sommermantel bekomme ich doch, Mutti? Ich bin meinen alten ganz ausgewachsen, und ein Loch hat er auch schon.“

„Das wird sich alles finden.“ Für heute schnitt Mutti damit die Verhandlung ab.

Gitta warf den Kopf zurück. Wenn Mutti sagte, das wird sich finden, war die Aussicht auf einen neuen Mantel nicht sehr groß. Sie wollte nicht immer in ererbten Sachen von Renate rumlaufen. Sie konnte doch nichts dafür, daß sie die Jüngste war. Daß die Eltern jetzt jede Ausgabe einschränken mußten, daran dachte das unverständige Kind nicht.

Viertes Kapitel.

Vater muß stempeln gehn.

Die Osterzeugnisse waren zur Zufriedenheit ausgefallen. Allerdings das von Peter mehr zu seiner eigenen Zufriedenheit. Die Eltern waren von der Lateinzensur nicht gerade begeistert. Mündlich genügend, schriftlich noch nicht genügend. Das Gut in Physik hatte das wieder wettgemacht. Auch Peters Aufmerksamkeit ließ zu wünschen übrig. Kein Wunder, wenn er alle möglichen Erfindungen in den Schulstunden zu überlegen hatte. Na, die Hauptsache war, daß er mit in die Obertertia rübergerutscht war. Allerdings mit der Mahnung, sich in der neuen Klasse zusammenzunehmen. Das wollte Peter auch ganz gewiß tun — wenn er's nicht wieder vergaß.

Gitta war mit einer recht guten Zensur in die Sexta gekommen. Sie war sehr stolz darauf, nicht mehr „Grundschülerin", sondern „Gymnasiastin" zu sein. Französisch bekam sie jetzt. Dann konnten die Großen sie wenigstens nicht mehr auslachen, daß sie ein Fremdwort falsch aussprach.

Renate saß in der Obersekunda. Allerdings ohne ihre Freundin Hanni. Die war tatsächlich „klebengeblieben". Aber die Untersekunda noch ein Jahr zu beehren, fiel ihr nicht ein. Sie hatte es bei ihren Eltern durchgesetzt, daß sie von der Schule abgehen durfte und in ein Landheim am Bodensee kam.

Renate war traurig über die Trennung. Seit der untersten Klasse waren sie Freundinnen, hatten getreulich Freud und Leid der Schulzeit miteinander geteilt. Hanni ging die Trennung weniger nah. „Bitte doch deine alten Herrschaften, daß du mit ins Landheim darfst. Prima Sache, wenn du mitkämst, Renate", schlug sie vor.

„Bist du total hops?" Renate tippte gegen die Stirn. „Wo mein Vater abgebaut ist und ich nicht mal weiß, ob ich noch werde

die Obersekunda durchmachen können. Wer soll denn das teure Schulgeld, Pension und Reisegeld bezahlen?"

Hanni zuckte die Achseln. Sie konnte sich keine rechte Vorstellung von Renates häuslichen Verhältnissen machen. Wenn Herr Felsing abgebaut war, dann mußte er sich eben nach einer andern Stellung umsehen. Es war doch nun mal so in der Welt eingerichtet, daß Väter das Geld verdienten. Hanni hatte in ihrem Leben noch nie etwas entbehrt. Jeder Wunsch war ihr erfüllt worden. Natürlich gab es auch arme Leute, die kein Geld hatten und hungern mußten. Aber daß eine Freundin von ihr dazu gehören sollte — nein, Hanni hätte jeden ausgelacht, der ihr so was hätte weismachen wollen.

Die Trennung von Hanni, vor der Renate gebangt hatte, war gar nicht so schwer. Da Renate bei Hanni auf so wenig Verständnis stieß, hatte sie schließlich ihre Sorgen und Befürchtungen für sich behalten. Es hatte ja gar keinen Sinn, der Hanni zu erzählen, daß ein Brief nach dem andern von Vaters Bewerbungsschreiben abschlägig beantwortet wurde. Daß der Vater, seitdem er nicht mehr in die Bank ging, von morgens bis abends nach Annoncen herumlief, um irgendeine Beschäftigung zu erhalten. Und wie niedergeschlagen er dann heimkehrte, wenn alle Gänge immer wieder umsonst waren. Wie tapfer Mutti den Vater stets aufs neue aufrichtete. Und daß jedes der Kinder sich bemühte, heiter und hoffnungsvoll zu sein. Nein, das hätte Hanni alles nicht verstanden. Für die gab es nur selbstverständliches Wohlleben, in dessen Mittelpunkt ihre eigene Person stand. So war Renate sogar im innersten Herzen erleichtert, als Hanni nach dem Bodensee abdampfte.

Die Schule durfte Renate weiter besuchen. Frau Felsing hatte es durchgesetzt, daß ihre drei noch schulpflichtigen Kinder Freischule erhielten. Leicht war es der Mutter nicht geworden, diese Bittwege zu gehen und die notwendigen Eingaben zu machen. Der Lyzeumsdirektor kam ihr in freundlichster Weise entgegen und wußte ihr das Bedrückende ihres Anliegens zu nehmen. Es seien bei der allgemeinen Arbeitslosigkeit ja jetzt so sehr viele Schüler darauf angewiesen, den Unterricht umsonst zu erhalten. Und bei so guten Schülerinnen, wie es Renate und Brigitte Felsing waren, wäre es ihm eine Freude,

das Gesuch zu befürworten. Auch Bücher brauchten sie sich in der neuen Klasse nicht anzuschaffen. Die versetzten Schülerinnen seien angewiesen, die Lehrbücher, die sie in der neuen Klasse nicht mehr brauchten, für bedürftige Schülerinnen in der alten Klasse zurückzulassen.

Peters Direktor allerdings knüpfte die Mahnung an die Bewilligung des Gesuches um freien Schulunterricht, daß der Obertertianer Peter Felsing allen Grund habe, sich jetzt sehr zusammenzunehmen. Nur guten Schülern werde eine derartige Vergünstigung gewährt. Sobald Peter zu Klagen Anlaß gäbe, würde er der Freischule verlustig gehen.

Das war eine ernste Stunde, als die Mutter ihrem Jungen Mitteilung von den Worten des Direktors machte. Peter war alt genug, um zu wissen, was auf dem Spiele stand. Jetzt war es an ihm, fleißig und aufmerksam zu sein, um den Eltern nicht noch größere Sorgen zu machen, als sie ohnedies schon hatten.

Oh, Peter sah das auch ein. Er wollte sich bestimmt in der Schule durch nichts ablenken lassen und zu Hause seine Arbeiten gewissenhaft anfertigen. Er stellte sich vor den Spiegel und sagte zu sich selbst: „Ehrenwort, daß du dein Versprechen hältst. Wenn du es nicht tust, bist du ein gemeiner Kerl!"

Die Mutter hatte mit ihrer Großen überlegt, daß es besser sei, Gitta nichts davon zu sagen, daß sie jetzt kein Schulgeld mehr zahlte. Das Kind war noch zu unreif. Es würde Brigittchen bedrücken, und sie würde sich bei ihrer Empfindlichkeit leicht zurückgesetzt fühlen.

So ging alles eigentlich seinen alten Gang. Aber nur scheinbar. Nur äußerlich. Innerlich sahen die Dinge doch wesentlich anders aus.

Wer die Felsingschen Kinder lachend und übermütig wie alle andern aus der Schule kommen sah, der ahnte nicht, daß sie daheim eine Sorgenatmosphäre erwartete, die sich von Tag zu Tag mehr verdichtete. Sie empfanden es wohl selbst gar nicht, wenigstens Peter und Gitta nicht. Peter hatte wieder allerhand andere wichtige Sachen im Kopf. Er wollte sich vom großen Rundfunkapparat eine Privatleitung an sein Bett legen. Er brauchte dazu nur Kupferdraht. Kopfhörer waren vorhanden. Wirklich, es hätte nur ein

paar Groschen gekostet. Daß weder Vater noch Mutter, die früher seine technischen Versuche gern unterstützt hatten, diese paar Groschen dafür übrig haben sollten, nein, das wollte dem Peter ganz und gar nicht in den Kopf. Gewiß sagte das Mutti nur, damit er sich nicht von seinen Schularbeiten ablenken ließ. Als ob er seine Gedanken jetzt nicht noch viel mehr darauf richtete, wie er sich das Geld dafür verschaffen konnte. Taschengeld bekam er auch nicht mehr. Wolfgang und Renate, die beiden Großen, hatten ihn ausgelacht, als er sich mit seinem Anliegen vertrauensvoll an sie gewandt hatte.

„Du hast dir doch was gespart, Wolfgang, von deinem Stundengeld bei den Lehmannschen Jungs." Peter wußte Bescheid.

„Ja, aber nicht für derartige Spielereien. Jetzt sind die Jungen versetzt worden, und der Unterricht hat leider sowieso ein Ende."

„Du wirst wieder andere Schüler finden. Es gibt noch mehr Dämlacke", tröstete der Kleinere.

„Da könnte ich am Ende bei dir gleich anfangen", neckte Wolfgang.

„Nee, ich komme in der neuen Klasse ganz gut mit. Du gibst mir doch das Geld, ja, Wolfgang? Kannst dann auch vom Bett aus Radio hören", begann Peter aufs neue, ihn zu bestürmen.

„Lege gar keinen Wert darauf. Das Radiogeblöke wächst einem sowieso schon zum Halse heraus. Ich mache lieber selber gute Musik."

„Na, denn nich!" Peter versuchte jetzt sein Heil bei Renate. Aber die lachte erst recht. „Wenn ich mal reich bin, gebe ich dir das Geld für die Radioanlage", versprach sie großmütig.

„Ach, bis dahin — da bin ich vielleicht schon ein Graukopf. Du, Renate", Peter machte ein pfiffiges Gesicht, „du hast doch ein Sparkassenbuch, wo du das Geld, was dir Onkel Hartwig immer zum Geburtstag schickt, einzahlst."

„Eiserner Bestand. Wird nicht angerührt. Aber wenn ich eine Nachhilfestunde von der Schule aus bekomme, ich habe mich nämlich gemeldet, dann bekommst du von meinem ersten Stundengeld den Kupferdraht", versprach Renate.

„Wenn — wenn — wenn meine Tante Räder hätte, wäre sie ein Omnibus." Peter war von dieser Aussicht durchaus nicht erbaut. Wie konnte er sich nur selber das Geld verschaffen?

„Mutti, falls mal wieder an unserer Klingel oder an der Lichtleitung was kaputt ist, bezahlst du mir die Reparatur?" erkundigte er sich bei der Mutter. Es sollte ihm nicht darauf ankommen, erst die elektrische Leitung in Unordnung zu bringen.

„Nein, Peter, dazu haben wir kein Geld mehr übrig. Du bist doch schon alt genug, um selbst einzusehen, daß wir jetzt sehr sparen und das Geld für wichtigere Dinge lassen müssen", stellte die Mutter ihrem Jungen liebevoll vor.

Wichtigere Dinge als die neue Radioleitung? Die gab's für Peter nicht. Lieber verzichtete er mal auf eine Mahlzeit, so verfressen er auch war.

Gitta merkte die schlechten Zeiten daran, daß sie keine neue Sommergarderobe bekam. Den gewünschten hellen Paletot mußte sie sich aus dem Kopf schlagen. Renate war ihren Lodenmantel ausgewachsen. Mutti richtete ihn tadellos für Gitta her. Brigittchen mußte doch verständig sein und einsehen, daß der Vater jetzt nichts Neues kaufen konnte. Aber Brigittchen war nicht verständig. Sie maulte, weil sie immer „altes Zeug" tragen mußte. Dabei bekam Renate auch nichts Neues. Die behalf sich mit ihrer Windjacke.

Renate war der Mutter in diesen schweren Wochen, so jung sie auch noch war, eine Stütze. „Wenn ich dich nicht hätte, mein Mädel", sagte die Mutter oft anerkennend. Renate hatte vorgeschlagen, die Aufwartung, die fünfzehn Mark im Monat erhielt, abzuschaffen. Das Geld konnte man sparen. Sie stand eben morgens statt um sieben um sechs Uhr auf. Es ging ja auf den Sommer. Die Arbeit, welche die Frau machte, konnte sie noch vor der Schule erledigen. Die Mutter wußte, wie schwer Renate aus den Federn fand. Sie konnte das Opfer würdigen.

„Wir haben brave Kinder, Ernst", sagte Frau Felsing zu ihrem Manne. „Das ist mehr wert als Geld und Gut."

„Um so schmerzlicher ist es für die Eltern, die Kinder darben zu sehen", war die niedergeschlagene Antwort.

„Bis jetzt haben sie noch nicht gedarbt, Ernst. Es schadet nichts, wenn junge Menschen lernen, sich Entbehrungen aufzuerlegen. Das stählt den Charakter."

„Bis jetzt haben sie noch nicht gedarbt — nein!" wiederholte Herr Felsing automatisch. „Aber was soll im nächsten Monat werden, wenn mein Märzgehalt aufgebraucht ist?"

„Es wird sich schon was finden. Gott verläßt uns nicht", sagte Frau Felsing schlicht.

„Dann muß ich stempeln gehen wie Millionen andere. Ehe ich das tue, von der öffentlichen Wohlfahrt leben — nein, Lotte, das vermag ich nicht."

Frau Lotte schwieg. Sie wußte, daß es ihrem Mann gegen den Stolz ging, Arbeitslosenunterstützung zu beantragen. Aber gab es einen andern Weg? Auch die letzte Hoffnung, die sie auf den Freund, Renates Paten, gesetzt hatte, war fehlgeschlagen. Zwar schrieb Herr Hartwig teilnahmsvoll und freundschaftlich. Aber eine Stellung wußte auch er bei dem allgemeinen Abbau nicht für den Freund. Er würde ihm gern, wenn Felsing in augenblicklicher Verlegenheit wäre, mit ein paar hundert Mark aushelfen. Mehr könne er nicht tun. Jedoch wolle er sein Patenkind Renate bei sich aufnehmen. Sie sollten ihm das Mädel nach München schicken. Er und seine Frau würden sich freuen, ein Töchterchen zu bekommen, da sie ja nur Buben hätten. Das Reisegeld würden sie ihr schicken.

„Der Gedanke ist nicht von der Hand zu weisen", meinte Herr Felsing nachdenklich. „Es wäre sicher zu Renates Glück. Hartwig kann besser für sie sorgen, als es ihr eigener Vater vermag."

Frau Felsing schwieg. Das Herz krampfte sich ihr zusammen, daß sie nun auch noch ihr Mädel, ihre Renate, hergeben sollte. Ganz abgesehen von der Hilfe im Haushalt gab ihr Renate mit ihrer jungen Zuversicht immer wieder neuen Mut. Sie war ihr in den Sorgentagen eine Freundin geworden. Es würde ihr sehr schwer werden, das Kind fortzulassen. Aber eine Mutter darf nicht egoistisch sein.

„Wir wollen Renate fragen, sie soll selbst entscheiden", schlug sie vor.

Als Renate aus der Schule kam, gab ihr die Mutter den Brief ihres Paten. Renate wurde blaß, als sie las, daß auch Onkel Hartwig, auf den sie alle ihre Hoffnungen gesetzt hatte, keine Anstellung für

den Vater wußte. Daß er ihm nicht einmal einen Rat geben konnte, an wen er sich wenden sollte. Dann stieg ihr das Blut bis an das dunkle Haar. Nach München sollte sie? Zu Onkel und Tante Hartwig, die von klein auf in ihrer Phantasie eine Rolle gespielt hatten? Herrlich! Raus hier aus den Sorgen und den bedrückenden Verhältnissen. Nach München, wo es so schön sein sollte. Wo Onkel Hartwig ein Wochenendhäuschen in den bayrischen Bergen am Tegernsee besaß und ein Auto, mit dem er die Familie hinausfuhr. In die weite Welt sollte sie — ach — — —! Fast hätte Renate einen Jubellaut ausgestoßen.

Da begegnete ihr Auge dem unbewußt angstvoll auf sie gerichteten Blick der Mutter. Liebe und Bangigkeit zugleich lagen in der stummen Frage ihrer Augen. Nur eine Sekunde schwankte Renate noch. Sie sah, wie blaß das Gesicht der Mutter war, wie sich durch ihr dunkles Haar in den letzten Wochen hier und da Silberfäden zogen. Da versank München, das Wochenendhaus am Tegernsee, die lockende Ferne. Renate atmete tief.

„Nein, Muttchen, ich bleibe bei euch. Ich will es nicht besser haben als ihr. Und — und du kannst ja dein ‚Mädchen für alles' auch gar nicht entbehren, Muttichen. Ich darf doch nicht einfach auf und davon gehen, ohne gekündigt zu haben", versuchte sie zu scherzen.

„Du bist mein gutes Kind", sagte die Mutter und strich ihrem Mädel zärtlich über das glatte Haar. „Es ist vielleicht selbstsüchtig von mir, daß ich über deinen Entschluß glücklich bin. Ich brauche dich nicht nur als ‚Mädchen für alles', Renate. Deine Jugend brauche ich, deinen Frohsinn, deine Hoffnungsfreudigkeit. Eins mußt du mir aber versprechen, Kind. Wenn dir dein Entschluß mal leid sein sollte, dann komme zu mir und sage es frei heraus. Ich will kein erzwungenes Opfer von meinen Kindern."

So ging ein Brief an den Patenonkel nach München ab, in dem Renate ihm herzlich für seine Einladung dankte. Aber sie könnte die Eltern jetzt nicht im Stich lassen.

„Na, dann scheint's ja noch nicht gar so schlimm bei Felsings auszusehen", äußerte Herr Hartwig, als er den Brief erhielt, zu

seiner Frau. „Müßten doch froh sein, einen Esser weniger satt zu machen."

„Mir gefällt es, daß unser Patchen zu den Eltern hält und es nicht besser haben will als sie", meinte Frau Hartwig. Damit war die Sache erledigt.

Für Renate allerdings doch noch nicht ganz. Wenn der Wecker sie morgens um sechs unbarmherzig aus den Federn riß, dachte sie wohl gähnend daran, daß Hartwigs in München sicherlich ein Mädchen für die grobe Arbeit hätten. Daß man sich dort ausschlafen könnte. Als die Schulkastanie sich mit Blütenkerzen besteckte und die Frühlingssonne so verlockend in die französische Stunde herein flirrte, wanderten Renates Gedanken unwillkürlich zu Onkel Hartwigs Häuschen am Tegernsee. Wie schön mußte der Frühling dort sein! Aber sie versuchte, solche Gedanken mit Energie zu bekämpfen. Quatsch, sie war hier und hatte ihre Pflicht zu tun. Punktum.

Der Frühling fragt nicht nach den Sorgen der Menschen. Der geht lachend und unbekümmert seiner Wege, immer neue Blütenwunder hervorzaubernd. Da ist wohl kaum ein Gemüt so verzagt, daß es sich nicht aufrichtet an dem Wiedererstehen der Natur und hofft: Nun muß es besser werden.

Frau Felsing pflanzte Pelargonien in ihre Balkonkästen. Sie hatte die Pflanzen im Keller überwintert. Eigentlich sahen sie wie braunes Gestrüpp aus. Aber kunstgerecht verschnitten würden sie in der Sonne draußen schon neue Triebe ansetzen. In andern Jahren hatte sie stets noch Begonien, Petunien oder Stiefmütterchen dazwischengepflanzt. Das mußte sie sich in diesem Jahr versagen. Kein Geld unnütz ausgeben. So hieß jetzt der unfreiwillige Wahlspruch im Felsingschen Haus.

„Unser Balkon sieht in diesem Jahr wie 'ne Müllgrube aus", äußerte Peter mit jungenhafter Rücksichtslosigkeit.

„Warte nur, Peter, wenn die Pelargonien erst blühen werden", nahm die Mutter ihr Hausgärtchen in Schutz.

„Die blühen überhaupt nicht vor Juli. Die sehen aus, als ob sie erfroren wären", behauptete Peter mitleidlos.

Wolfgang und Renate steckten nach Tisch die Köpfe zusammen. So ging das nicht. Der Balkon war immer Mutters ganze Freude und Stolz. Stundenlang saß sie dort mit ihrer Arbeit. Zum Säen war es zu spät. Man hatte es durch die Aufregung mit Vaters Kündigung versäumt.

„Was kosten Petunien, Renate?" erkundigte sich Wolfgang.

„Auf dem Markt, an dem ich immer von der Schule vorbeikomme, sah ich neulich kleine Pflänzchen, drei Stück für fünfzig Pfennige."

„Schön. Hier sind zwei Mark. Bringe morgen ein Dutzend mit. Wir pflanzen sie dann heimlich."

„Famos, Wölfchen. Aber zwei Mark willst du dazu spendieren? Dürfen wir soviel Geld dafür ausgeben?" gab Renate zu überlegen. „Zuerst hast du dein Stundengeld für eine Winterreise ins Gebirge zusammengespart. Und als es damit Essig wurde, wolltest du dir einen Sommeranzug dafür kaufen. Dein alter ist auch schon recht abgetragen, Wolfgang."

„Deine Windjacke etwa nicht? Und wer hat behauptet, daß sie noch tadellos ginge? Na also. Wenn du als Mädel sowenig eitel bist und auf was Neues verzichtest, muß ich es als Junge doch ganz gewiß."

„Ich könnte ja auch eine Mark für Balkonpflanzen von meinem Sparkassenbuch abheben. Siebenundfünfzig Mark sind drauf." Renate mochte nicht hinter dem Bruder zurückstehen. Sie zog ihr Geldtäschchen hervor und kramte darin herum. Vierunddreißig Pfennige, mehr wurden es nicht.

„Laß nur, Renate. Die zwei Mark machen mich auch nicht viel ärmer und Mutter um eine Freude reicher. Ich gebe das Geld, du übernimmst die Arbeit. Wenn man bloß wüßte, wie man was verdienen könnte. Keine Katze hat sich bisher auf mein Stundenangebot gemeldet."

„Ich fürchte, ich werde ebensowenig Glück bei uns in der Schule damit haben. Vor der Versetzung, ja, da hoffen sie immer noch, daß man was erreicht. Nach Ostern ist es schlecht mit Nachhilfeunterricht."

„Und was soll bloß mit unserm Vater werden? Das untätige Herumsitzen zu Hause, das hält er einfach nicht aus."

„Er muß ganz bestimmt was finden", sagte Renate mit unverwüstlicher Zuversicht.

„Wauwau", äußerte sich Lump. Das war auch seine Meinung. Nur nicht die Ohren hängenlassen.

Am nächsten Tage war Markttag. Die nette Blumenverkäuferin schenkte dem jungen Mädchen noch drei Pflänzchen zu. Es gelang Renate, ihren Einkauf von Mutti unbemerkt auf den Balkon zu schmuggeln.

Am Nachmittag hatte die Mutter einen Weg. Das klang ganz geheimnisvoll. Sonst pflegte Mutti immer zu sagen, wo sie hinging.

Renate fragte nicht viel. Sie war froh, daß sie ihre Petunien in Muttis Abwesenheit als Überraschung pflanzen konnte. Peter ging ihr dabei geschickt zur Hand. Auch Gitta wollte helfen. Als sie aber in der feuchten Erde einen Regenwurm in die Hand bekam, nahm sie schreiend Reißaus. Der Neckpeter mit dem Regenwurm hinterher.

Ziemlich niedergeschlagen kehrte Frau Felsing heim. Sie war in dem Anwaltsbüro gewesen, in dem sie vor ihrer Verheiratung als junges Mädchen gearbeitet hatte. Über zwanzig Jahre war das nun her. Sie hatte gehofft, daß man sie dort vielleicht wieder einstellen könnte. Aber natürlich war jeder Platz besetzt. Das einzige, was sie erreicht hatte, war, daß man, falls man mal eine Aushilfe brauche, an sie denken werde. Das war herzlich wenig. Davon konnte ihre Familie nicht satt werden. Sie zerbrach sich den Kopf, wie sie es möglich machen sollte, etwas zu verdienen.

Erwartungsvoll begrüßten die Kinder die Mutter. Jedes Gesicht war Vorfreude über die Überraschung. Selbst Lump wedelte verheißungsvoll mit dem Schwanz.

„Was habt ihr denn, Kinder?" verwunderte sich Frau Felsing. „Irgend etwas ist doch los." Und gleichzeitig durchzuckte es sie: „Ist Vater schon zurück? Hat er — hat er etwa Arbeit gefunden?"

Nein, damit war es nichts. Trotzdem die verschmitzten Gesichter. „Ich glaube, deine Pelargonien haben schon angesetzt, Mutti", begann Renate.

„Ja, sie blühen bereits", rief Peter.

„In den drei Stunden, wo ich fort war?" fragte die Mutter belustigt.

„Bitte komm und sieh selbst." Wolfgang öffnete die Balkontür. Die andern drei zogen die Mutter hinaus. Sie ließen ihr nicht mal Zeit, Hut und Mantel abzulegen.

Da standen zwischen dem bräunlichen Pelargoniengestrüpp grün und frisch die Petunienpflanzen. Einige hatten sogar schon Knospen.

„Nanu?" Frau Felsing stand starr. „Wo kommt denn das her?"

Alles schwieg und schmunzelte. Nur Lump blaffte laut, als ob er der Urheber sei.

„Ihr habt mir eine große Freude gemacht, Kinder", sagte die Mutter erfreut. Alles Bedrückende war von ihr genommen. Wenn man so gute Kinder hat, muß man dem lieben Gott dankbar sein.

Die Arbeit ging ihr heute noch mal so leicht von der Hand. Sie schien heiter wie früher. Die Kinder waren glücklich, ihre Mutter wieder lachen zu sehen. Nach dem Abendessen setzte sich Wolfgang ans Klavier und spielte Beethoven. Da vergaß auch der Vater seine Sorgen.

Als aber die Petunien auf dem Balkon blühten, da mußte sich der Vater doch entschließen, den schweren, schweren Weg zum Wohlfahrtsamt zu gehen. Der Sparpfennig war bis auf ein geringes aufgebraucht. Er mußte um Arbeitslosenunterstützung einkommen, wenn seine Kinder nicht hungern sollten.

Es war der schlimmste Tag, den Felsings bisher erlebt hatten, als der Vater zum erstenmal „stempeln" ging.

Fünftes Kapitel.

Möbliertes Zimmer zu vermieten.

Man gewöhnt sich an alles. Selbst daran, daß morgens früh keine Butter und keine Marmelade mehr auf dem Frühstückstisch steht und daß man seine Schrippen trocken essen muß. Daß man nicht soviel raufen und boxen darf, wie Peter das gewohnt war, weil man keine Reservehosen mehr im Schrank hat. Daß es nur am Sonntag Fleisch gibt und daß selbst die Kohlrationen knapper werden. Daß man Vater keinen Aschbecher mehr für seine Zigarren zu bringen braucht. Denn er hat sich das Rauchen abgewöhnt. Ja, daß Mutti manchmal verweinte Augen hat, sogar daran gewöhnt man sich schließlich.

An eins aber gewöhnten sich Felsings schwer. Daß man jetzt fremde Leute im Hause haben mußte. Mitten in ihrem traulichen Familienkreis waren plötzlich Fremde, auf die man Rücksicht nehmen mußte.

Vor dem ersten Mai hatten Zettel am Balkon und an der Haustür gehangen: Möbliertes Zimmer zu vermieten zwei Treppen rechts. Es war die einzige Möglichkeit, die Miete für die Fünfzimmerwohnung aufzubringen. Denn Felsings hatten noch ein ganzes Jahr Kontrakt.

Der Vater hatte ausgerechnet, daß sie in einer kleineren Wohnung gar nicht billiger wohnen würden. Wenn sie zwei Zimmer vermieteten und man ihnen die Hauszinssteuer erlassen würde, war die Miete, die sie dann noch zu zahlen hatten, geringer als in einer Dreizimmerwohnung. Und der Umzug kostete auch Geld.

Ja, wenn man vermietete! So einfach war das nicht. Es meldeten sich zwar eine ganze Menge Leute auf den Zettel an der Haustür. Denn die Wohnung lag in einer hübschen Straße Charlottenburgs, unweit vom Lietzensee. Man konnte doch nicht jeden in seinem

Hause aufnehmen. Da kam eine alte gebrechliche Dame, die um Gottes willen keinen Kinderlärm vertragen konnte, da sie sehr nervös sei. Auch Klavierspiel falle ihr auf die Nerven. Dafür wünschte sie Familienanschluß und Küchenbenutzung. Ausgeschlossen. Peter und Gitta machten manchmal Krach für vier. Und Wolfgangs größte Freude war, am Klavier zu sitzen. Auch legte Frau Felsing gar keinen Wert darauf, eine Fremde jederzeit in ihrer Küche dulden zu müssen.

Dem an der Hochschule für Musik Studierenden mochte Frau Felsing auch nicht ihr Zimmer vermieten. Das konnte sie ihrem Manne, der jetzt soviel zu Hause war, nicht zumuten. Ein junges Ehepaar mit einem kleinen Kind, nein, der Säugling schrie sicher Tag und Nacht. Da mußten Fläschchen gewärmt und Windeln gewaschen werden. Wie würde dann ihre saubere Küche aussehen? Der Schriftsteller, der das Balkonzimmer gern haben wollte, schaute nicht danach aus, als ob er seine Miete pünktlich am Ersten zahlen könnte. Er machte einen ziemlich heruntergekommenen Eindruck.

Die Kinder waren nicht damit einverstanden, daß Mutti das Balkonzimmer vermieten wollte. Gerade jetzt, wo die Petunien anfingen zu blühen. Man hatte sie doch für die Mutter gepflanzt und nicht für den Japaner, der schließlich seinen Einzug in das Balkonzimmer hielt. Und Vaters Schreibtisch wurde auch für ihn leer gemacht. Wenigstens den Klubsessel hätte man doch mit ins Eßzimmer nehmen können, in dem Vater früher immer so gern seine Zigarre geraucht hatte. Peter war empört, daß man sein neues weißes Bett dem Schlitzäugigen ins Zimmer stellte und er auf einem Bettsofa schlafen mußte. Aber Frau Felsing wußte schon, was sie tat, daß sie das Balkonzimmer so komfortabel als irgend möglich einrichtete. Der Ausländer zahlte einen guten Preis dafür. Er studierte an der Technischen Hochschule, trotzdem er bereits den Doktortitel hatte. Zum Frühstück verlangte er nur heißes Wasser. Seinen Tee machte er sich selbst. Alle andern Mahlzeiten nahm er außerhalb des Hauses in einem japanischen Restaurant ein.

Die Kinder waren natürlich sehr neugierig auf den „Gelben". Auf diese Benennung hatte man sich geeinigt. Gitta stellte ihn sich mit einem langen Zopf vor. Sie ließ es sich nicht ausreden, daß allenfalls noch die Chinesen und nicht die Japaner Zöpfe trugen. Japan und China, das lag ja da alles zusammen in Ostasien, wo man nie recht Bescheid wußte und immer eine schlechte Nummer erhielt, wenn man in der Schule gerade dabei herankam.

Als Doktor Ma-wu, so war der Name des neuen Mieters, am ersten Mai bei Felsings einzog, befanden sich die Kinder in größter Aufregung. Zum Spazierengehen waren sie nicht zu bewegen. Peter schwänzte sogar das Nachmittagsspielen von der Schule aus. Er mußte doch die Koffer mit heraufschleppen helfen und die weiteren Befehle des „Gelben" in Empfang nehmen. Vielleicht wünschte er die elektrische Lichtleitung, die Peter zum Bett hingezogen hatte, anders angebracht. Am Ende schlief er auf der Erde auf Kokosmatten. Dann konnte Peter sein Bett gleich wieder zurückschaffen. Wolfgang ging wie alle Tage in seinen elektrotechnischen Kursus. Japaner waren ihm von der Hochschule nichts Besonderes. Er würde den neuen Hausgenossen noch früh genug kennenlernen. Renate hatte am letzten Sonntag mit Peter eine Radtour zur Baumblüte nach Werder gemacht. Natürlich brachten sie jeder einen Armvoll Kirschblüten mit heim. Was — die gute japanische Vase, die noch von der Hochzeit der Eltern herstammte, wollte Renate dem „Gelben" mit Kirschblüten ins Zimmer stellen?

„Freilich, der Japaner soll doch gleich Heimatsgefühle in der neuen Umgebung haben. Und an Blüten ist er gewöhnt. Japan ist das Land der Blumen", ereiferte sich Renate.

Die Mutter ließ sie gewähren. Es konnte ihr ja nur recht sein, wenn der Fremde sich wohl bei ihnen fühlte. Sie warf einen befriedigten Blick über das Zimmer.

„Seid höflich und zurückhaltend, haltet Ruhe im Hause und seid rücksichtsvoll, Kinder", schärfte sie ihren beiden Jüngsten ein. Denn bei den Großen verstand es sich von selbst. „Und du, Brigittchen, daß du mir nicht mehr auf den Balkon läufst. Der Balkon gehört uns jetzt nicht mehr."

„Doch, wenn er nicht da ist, kann ich doch ruhig wie sonst meine Schularbeiten auf dem Balkon machen." Das Kind war daran gewöhnt, daß man im Sommer auf dem Balkon wohnte.

4*

„Nein, Brigittchen, auch dann nicht. Denke mal, wie unangenehm, wenn der Herr nach Hause käme und dich auf seinem Balkon überraschen würde."

„Dann sage ich einfach, ich habe die Blumen gegossen." Gitta war nicht so leicht um eine Ausrede verlegen.

Ein Blick in Mutters Augen sagte ihr, daß Mutti damit ganz und gar nicht einverstanden war.

Aber heute durfte sie noch auf den Balkon hinaus. Der Japaner war ja noch gar nicht eingezogen. Heute gehörte ihnen der Balkon noch.

Mutti und Renate waren mit Umräumen beschäftigt. Schweren Herzens hatte man sich entschlossen, noch ein zweites Zimmer abzugeben. Es war das hübsche Eckzimmer, das Renate und Gitta bisher bewohnten. Hatte der Vater sein Wohnzimmer, in dem er schrieb und las, abgetreten und die Mutter sogar ihren Balkon, den sie so liebte, wie konnte da Renate weniger opferfreudig sein und auf ihr Zimmer nicht ebenfalls verzichten? Schwer wurde es ihr ja. O ja, recht schwer. Sie hatte es sich darin besonders nett und gemütlich gemacht. Da stand der kleine altmodische Schreibtisch von der Großmama, an dem sie arbeitete und der alle ihre photographischen Erzeugnisse barg. Das Korbsofachen, auf dem sich so gut schmökern oder mit einer Freundin plaudern ließ. Und all ihre kleinen Kakteen an den Fenstern, die sie meist als Ableger gepflanzt und getreulich behütet hatte. Daran sollte sich jetzt irgendeine Fremde freuen. Eine Dame von unbestimmbarem Alter, nicht jung, nicht alt, aber sehr nett und sympathisch, wie die Mutter versicherte, sollte morgen in Renates und Gittas Zimmer einziehen. Sie hieß Fräulein Lerche und war in der Redaktion einer Zeitung angestellt. Also hatte sie ein festes Einkommen und konnte ihre Miete pünktlich zahlen. Morgenfrühstück und Abendbrot wollte sie sich selbst bereiten. Das war das einzige Unangenehme, daß sie dazu die Küche benutzen mußte. Aber es war schließlich nur eine Unbequemlichkeit, der man sich fügen mußte, wenn es die Verhältnisse nun mal verlangten. Das Mittagessen nahm sie in der Kantine des großen Zeitungsverlages ein, bei dem sie arbeitete.

Renate sollte das einstige Mädchenzimmer, das sehr nett und sauber war, künftig bewohnen. Wo aber blieb Gitta? Man konnte sie auf die Couch im Eßzimmer aufbetten. Aber da sie früher ins Bett ging als die andern und da das Eßzimmer jetzt das einzige Familienzimmer war, ließ es sich nicht einrichten. Gitta war durchaus damit einverstanden, später schlafen zu gehen. Es gab sowieso immer einen Kampf, wenn sie ins Bett mußte. Aber Mutti blieb fest. Die Gesundheit des Kindes durfte nicht aufs Spiel gesetzt werden.

Da zeigte Renate, wie verständig sie war und wie sie sich bemühte, den Eltern die schwere Zeit zu erleichtern und ihr Teil daran mittragen zu helfen. Sie hatte sich darauf gefreut, nun wenigstens ihr eigenes Stübchen zu haben, so klein es auch war. Oh, sie wollte es sich schon nett herrichten. Einen kleinen Tisch ans Fenster gerückt, da konnte sie arbeiten und photographische Abzüge machen. Einen Korbstuhl mit Kissen wollte Mutti ihr auch noch bewilligen. Und ihre kleinen Kakteen nahm sie mit. Sie hatten dort gutes Licht und Sonne. Die ließ sie der Lerche nicht.

Und trotzalledem hatte Renate auf das Stübchen Verzicht geleistet. Sie ging später ins Bett als Gitta und war die erste auf. Da war es richtig, daß sie auf der Couch im Speisezimmer schlief und das Zimmer des Morgens zum Frühstück gleich wieder in Ordnung brachte. Sie wusch sich sowieso stets unter der Dusche im Badezimmer. So erhielt Gitta das Mädchenstübchen. Ihr Schulpult stand vor dem Fenster, und die Kakteen blieben im Lerchenzimmer. Dafür war Renate Muttis „gute, verständige Tochter".

Peter war jetzt in seinem Element. Überall legte er mit Hand an. Keiner war so geschickt beim Umstellen und Transportieren von Möbeln wie der dreizehnjährige Junge. Er nahm Schränke und Bettstellen auseinander und fügte sie kunstgerecht wieder zusammen. Er schlug Nägel ein, klebte Tapete, wo es notwendig war, brachte die Zugschnüre der Fenstervorhänge wieder in Ordnung, sorgte dafür, daß Klingel und Licht funktionierten. Wirklich, der Peter war jetzt unentbehrlich.

Gitta und Lump standen auf dem Balkon Posten. Sie sollten Peter sofort davon in Kenntnis setzen, wenn der „Gelbe" vorfuhr.

Er hatte heute mehr zu tun, als Ausschau zu halten. Gitta hatte ihre Negerpuppe Nelly auf dem Arm. Eigentlich spielte sie nicht mehr mit Puppen. Sie fühlte sich schon zu groß dazu. Puppenstube und Puppenküche hatte Peter beim Aufräumen jetzt auf den Boden geschafft. Auch die andern Puppen, soweit sie noch heil waren, wurden verpackt. Sie sollten später zur Weihnachtsbescherung für arme Kinder verschenkt werden. Nur Nelly hatte Gitta sich zurückbehalten. Von der mochte sie sich nicht trennen. An der schwarzen Nelly hing sie, trotzdem sie schon zehn Jahre alt war. Auch Lump liebte die schwarze Spielgefährtin mit dem Wollhaar. Alle drei schauten sich die Augen nach dem Japaner aus. Aber der kam nicht. Allmählich wurde es den dreien zu langweilig, immer nur auf die Straße zu gucken. Sie begannen Versteck zu spielen. Nelly wurde versteckt. Lump mußte sie suchen. Das machte allen dreien großen Spaß. Nur fand es Lump nicht hübsch von Gitta, daß sie die Puppe immer gerade an Stellen versteckte, wo er nicht herankonnte. Bald thronte sie auf dem Kleiderschrank, bald schwebte sie sogar auf dem Lampenschirm. Und er stand unten und bellte. Jetzt hatte Gitta einen feinen Versteck ausfindig gemacht. Sie verbarg Nelly unter der lila Daunendecke am Fußende des Bettes, das im Balkonzimmer stand. Lump, den sie inzwischen auf den Balkon gesperrt hatte, schien die Zeit zu lang zu werden. Er blaffte ungeduldig. Aber als Gitta die Tür öffnete, schoß er nicht wie vorher wie ein Pfeil ins Zimmer. Er lief am Balkongitter auf und ab und bellte Alarm.

Gitta warf einen Blick durch die Eisenstäbe. Dort unten auf der Straße vor ihrer Haustür hielt ein Auto. Der Japaner mußte schon ausgestiegen und ins Haus getreten sein. Der Chauffeur schaffte gerade die Koffer hinein.

Gitta und Lump besannen sich auf ihr Amt. Sie stürzten vom Balkon ins Zimmer. Jeder wollte als erster Meldung erstatten. Wie es geschehen, wußte keiner. Ob Lump oder Gitta schuld hatten oder alle beide. Sie rannten gegen den Tisch — da lag die japanische Vase mit den weißen Blütenzweigen in Scherben auf der Erde. Eine Sintflut ergoß sich über die reine Tischdecke und den Teppich.

O Gott! Gitta stand starr vor Schreck.

Inzwischen läutete es bereits an der Entreetür. Hast du nicht gesehen schlich sich Gitta davon, während Lump unhöflich dem eintretenden Japaner gegen die Beine fuhr.

„Kusch dich, Lump, hierher!" befahl der öffnende Peter. Dann machte er seine tiefste Verbeugung vor dem Fremden.

„Guten Tag, soll ich vielleicht die Koffer heraufschaffen?" Warum hatte das Mondkalb, die Gitta, denn bloß nicht rechtzeitig Meldung erstattet?

„Ick danken, Koffers sein hier", sagte der Fremde und machte dem Jungen ebenfalls eine Verbeugung. Er war nicht größer als Peter, wie dieser voller Genugtuung feststellte. Sonst sah er aus wie jeder gewöhnliche Europäer.

Inzwischen erschien die Mutter. Sie reichte Doktor Ma-wu die Hand, die dieser mit vielen Verbeugungen kaum zu berühren wagte. „Ich hoffe, daß Sie sich in unserm Hause wohl fühlen werden", sagte sie freundlich.

„Ick werrden fuhlen gut, serr gut", versprach der Japaner bereitwillig wieder mit einem viertel Dutzend Verbeugungen.

Peter hatte die Tür zum Balkonzimmer geöffnet. „Hoffentlich ist hier alles nach Ihrem Wunsch — — —." Da stockte Frau Felsing entsetzt. Sie hatte die zerbrochene Vase und die Sintflut entdeckt.

„Serr nach Wunsch", versicherte Doktor Ma-wu, sich verbeugend. Er war so höflich, die Unordnung und die Überschwemmung als selbstverständlich anzusehen.

„Um Himmels willen, wer hat denn das hier angerichtet?" rief Frau Felsing erregt. Lump hielt es für geraten, sich zu empfehlen. Er brauchte doch nicht Gittas Schuld auf sich zu nehmen. „Das Zimmer war in tadelloser Ordnung, Herr Doktor", wandte sich Frau Felsing an den neuen Mieter.

„Oh, biete serr, tut nix, tut gar nix. Werrden wir maken gleik wieder Ordnung." Er begann mit spitzen Fingern die Scherben vorsichtig zu sammeln.

„Aber bitte, Herr Doktor, Sie werden sich doch nicht selbst bemühen; das macht der Peter", erhob Frau Felsing Einspruch.

Peter war bereits eifrig dabei. Was der Japaner für kleine Hände hatte. Sie waren nicht größer als die von Gitta.

„O bitte, Herr Peter, sick nix zu bemuhen um mir", versuchte der Japaner mit ausgesuchter Höflichkeit die Hilfe abzulehnen. Und was tat der „Herr Peter"? Er preßte sein durchaus nicht sauberes Taschentuch gegen den Mund, um nicht laut loszuprusten, und jagte aus dem Zimmer.

„Renate soll mit einem Lappen aufwischen kommen", rief die Mutter hinter ihm her. Nein, diese Kinder! Sie bereiteten ihr heute nichts als Verlegenheit.

Renate erschien mit einem Scheuerlappen. „Geh nur rein, du lachst dich tot", hatte ihr Peter zugeflüstert und die zaudernde Schwester mit einem kleinen Stoß über die Schwelle befördert.

„Meine Tochter Renate — unser neuer Hausgenosse, Herr Doktor Ma=wu", stellte Frau Felsing vor. Das junge Mädchen machte eine Verbeugung, die der Japaner mit einer ganzen Reihe von Verbeugungen erwiderte.

Kaum gelang es Renate, ernst zu bleiben und das Wasser von Tisch und Fußboden aufzuwischen. Der höfliche Japaner wollte ihr durchaus den Scheuerlappen aus der Hand nehmen.

„Kleines zartes Hand darf nix maken Arbeit", beteuerte er.

„Meine Hand ist weder zart noch klein und muß mehr Arbeit tun", lachte Renate.

„Oh — oh — das nix gut." Der Japaner wiegte betrübt den Kopf mit dem glänzenden schwarzen Ölhaar und schaute das junge Mädchen aus seinen Schlitzaugen bedauernd an. Er reichte ihr nur bis zur Schulter.

Frau Felsing hatte indessen eine neue Tischdecke aufgelegt. Peter hatte sich doch wieder hineingewagt und die Scherben entfernt. Alles war in bester Ordnung.

„Sie werden sicher Ihre Sachen jetzt auspacken wollen, Herr Doktor", meinte Frau Felsing. „Dies ist hier der Kleiderschrank. Die Seitenfächer sind für Wäsche. Dort ist der Bücherschrank, und hier können Sie Ihre Schuhe unterbringen. Soll Ihnen Peter vielleicht helfen?"

„Ick wurden sein glucklik, zu haben so gute Hilfe bei Koffers. Oh, Sie sein serr, serr freundlik. Aber Herr Peter wird haben zu tun anderes. Er darf nicht geben kostbares Zeit fur mir." Es wurde trotz der vielen Worte nicht recht klar, ob der Japaner Peters Hilfe wünschte oder nicht.

Aber danach fragte Peter nicht. Er war begierig, was wohl die japanischen Koffer enthalten mochten. Und allzu kostbar war ja seine Zeit nicht.

Frau Felsing und Renate verließen das Zimmer. Der Japaner geleitete die Damen mit unzähligen Bücklingen bis zur Tür.

Renate sank im Eßzimmer auf einen Stuhl und hielt sich die Seiten vor Lachen. „Das überlebe ich nicht", stieß sie hervor. „Wenn der immer so komisch ist."

„Sst — —", beschwichtigte die Mutter, selbst mit dem Lachen kämpfend, „Japaner haben gute Ohren."

Peter blieb. Doktor Ma=wu war zu höflich, ihn fortzuschicken. Obwohl er lieber unbeobachtet von neugierigen Jungenaugen seine Sachen eingeräumt hätte.

„Herr Peter tut studieren?" erkundigte sich Doktor Ma=wu.

„Ich bin ja noch in der Schule, in Obertertia. Bitte sagen Sie doch Peter zu mir. Ich bin doch noch kein Herr", erklärte der Junge lachend.

„Oh, kleines Herr wird bald sein großes Herr", stellte der Japaner fest. „Herr Peter wird haben zu studieren viel fur Schule?"

„Ja, wir haben eine ganze Menge zu lernen. Ich mache täglich mehrere Stunden Schularbeiten", spielte sich Peter auf.

„Oh, dann nix durfen nehmen Hilfe und Zeit von Herr Peter. Muß arbeiten, viel arbeiten, zu werden großes, kluges Mann. Muß ick maken selbst meine Koffers. Herr Peter muß studieren fur Schule. Nix Herr Peter durfen geben kostbares Zeit fur mir."

Trotzdem Peter beteuerte, daß er seine Schulaufgaben schon längst fertig hätte, öffnete der Japaner die Tür. Eine Verbeugung: „Ick danken serr." Draußen war Herr Peter mit langem Gesicht. Er war ja in seinem Leben schon öfters mal „geflogen". Aber auf so höfliche Art und Weise doch noch nie.

„Der hat sicher Geheimnisse, der Gelbe", behauptete Peter. „Warum wollte er mich denn sonst nicht helfen lassen?"

„Er ist vielleicht an Einsamkeit gewöhnt und mag keine Gesellschaft", meinte Renate.

„Hört mal, Kinder, ich wünsche nicht, daß ihr diese unhöfliche Bezeichnung ‚der Gelbe' für Doktor Ma-wu gebraucht", verlangte die Mutter. „Er ist ein sehr bescheidener und höflicher Herr und wird uns sicher ein angenehmer Hausgenosse werden, wenn ihr zurückhaltend und rücksichtsvoll seid. Nun möchte ich aber bloß wissen, wer meine kostbare Vase zerbrochen und alles unter Wasser gesetzt hat?"

Gitta, welche die Neugierde aus einem bestimmten Ort, in dem sie sich in Sicherheit gebracht, hervorgelockt hatte, wurde rot.

„Lump hat — — —", begann sie stotternd.

„Wauwau", erhob der Terrier Einspruch und blickte Gitta mit seinen treuen Hundeaugen vorwurfsvoll an.

Nein, sie brachte es doch nicht fertig, die Schuld auf Lump zu schieben. „Wir sind gegen den Tisch gelaufen", sagte sie wahrheitsgetreu.

„Ihr habt in dem Zimmer nichts zu suchen. Künftig gehst du nicht mehr hinein, Brigittchen", sagte die Mutter bestimmt.

Was — sie sollte nie mehr in das japanische Zimmer gehn? Wo sie doch so neugierig war, wie der Japaner wohl aussehen mochte.

„Er ist kleiner als du, Gitta, und hat einen langen schwarzen Zopf bis auf die Erde", log Peter. „Hosen trägt er nicht, sondern einen Rock wie eine Dame. Darüber ein himmelblaues Gewand mit goldenen Blumen. Seinen bunten japanischen Papierschirm spannt er selbst im Zimmer auf. Er sitzt nicht auf einem Stuhl wie ein gewöhnlicher Mensch, nur auf der Erde. Sämtliche Sofakissen hat er auf den Fußboden zum Sitzen geworfen. Ich mußte mich auch zu ihm auf die Erde setzen und eine Zigarette mit ihm rauchen."

Gitta sah Peter zweifelnd an. Schwindelte er auch nicht?

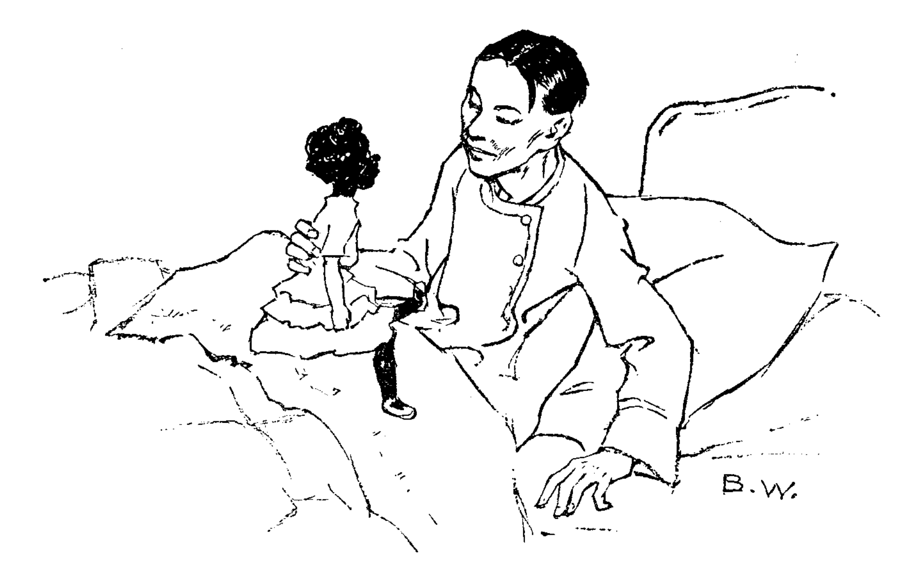
„Und was er alles in seinem Koffer hatte." Peter hätte auch gern gewußt, was da drin war.

„Was denn? Bitte sag' doch, Peterchen!"

Peter schüttelte vielsagend den Kopf. „Strengstes Geheimnis. Habe vorher Schweigen bis übers Grab geloben müssen."

„Aber mir kannst du's doch sagen, Peter. Ich erzähle doch nichts." Gitta platzte fast vor Neugier.

„Also, wenn du keiner Menschenseele ein Sterbenswörtchen verraten willst — aber erst rechte Hand, Ehrenwort —." Gitta streckte dem Bruder die Hand hin.



„Rechte Hand, Ehrenwort!" wiederholte sie mit feierlichem Gesicht.

„Also ein dickes Zauberbuch hat er mit merkwürdigen Buchstaben. Die kann kein Mensch lesen. Wenn jemand das Buch anfaßt, wird er in ein Tier verwandelt", flüsterte Peter geheimnisvoll.

„Mutti — Muttichen — ich graule mich so!" Das Kind weinte fast vor Aufregung.

„Denke an dein Ehrenwort!" Bedeutsam legte Peter den Finger auf den Mund.

Vom ersten Tage an hatte Gitta daher eine unüberwindliche Scheu vor dem Japaner. Sie lief davon, sobald er sich sehen ließ.

Trotzdem sie feststellte, daß er weder einen langen Zopf noch ein buntes Gewand und einen bunten Schirm trug, sondern wie alle andern Herren in Berlin gekleidet war. Trotzdem sie merkte, daß Peter sie beschwindelt hatte. Wer konnte wissen, ob das mit dem Zauberbuch nicht stimmte?

Auch der Japaner fand sein neues Heim etwas merkwürdig. Als er sich abends ins Bett legte, stieß er mit dem Fuß an irgend etwas Wolliges. Er zog es hervor. Eine Negerpuppe mit schwarzem Wollhaar grinste ihn an. Verwundert betrachteten sich die beiden, der Japaner und Puppe Nelly.

Sechstes Kapitel.

Geld verdienen ist nicht so einfach.

Peter hatte die Ehre, die Schuhe der neuen Mieter zu putzen. Das erstemal hatte er die Schuhe verkehrt hingestellt. Die kleinen zierlichen, die wie Damenschuhe aussahen, gehörten doch sicher Fräulein Lerche. Die größeren, derberen wurden dem Japaner vor die Tür hingesetzt. Als sich am Morgen ein Tumult wegen der verwechselten Schuhe erhob, war Peter bereits in der Schule. Mit vielen Entschuldigungen und Bücklingen holte sich Doktor Ma-wu sein Eigentum wieder.

Auch Fräulein Lerche hatte bei Felsings ihr Nest gebaut und schien sich recht wohl darin zu fühlen. Sie war eine freundliche, klug aussehende Dame, die wenig Ansprüche stellte. Wirklich, man durfte mit den neuen Mietern zufrieden sein.

Trotzdem war dies nicht ganz der Fall. Der Vater konnte sich nur sehr schwer darein finden, daß man jetzt nicht mehr Herr in seinem eigenen Hause war. Es ist sowieso schon schwierig, wenn jemand, der gewöhnt war, den ganzen Tag außerhalb des Hauses zuzubringen, plötzlich von morgens bis abends da ist. Noch dazu gegen seinen Wunsch. Sonst, wenn der Vater abends von der Bank heimkehrte, hatten sich alle Familienmitglieder, von der Mutter an bis Lump, bemüht, ihm den Feierabend daheim und auch den Sonntag so angenehm wie irgend möglich zu gestalten. Er hatte sein Zimmer, in das er sich zurückziehen konnte, wenn es ihm im Familienzimmer zu lebhaft zuging. Das war jetzt alles anders. Vater war jetzt den ganzen Tag da. Immerzu konnte man nicht Rücksicht nehmen und an das Behagen des andern denken, wenn man den Haushalt und noch zwei fremde Mieter zu versorgen hatte. Da Renate kein eigenes Zimmer besaß, versammelte sich alles im Eßzimmer; denn allein

mochte Gitta auch nicht in ihrem Stübchen arbeiten und spielen. Sie war daran gewöhnt, mit der Schwester zusammenzuhausen, und hing an der Großen. Den Balkon durfte man auch nicht mehr benutzen. Zwar hätte Doktor Ma-wu bei seiner großen Liebenswürdigkeit sicher nichts dagegen, wenn man in seiner Abwesenheit mal ein Stündchen auf dem Balkon zubrachte. Aber Frau Felsing mochte das nicht. Sie dachte darin ebenso rechtlich wie ihr Mann. Hatte sie den Balkon mitvermietet, so besaß sie kein Anrecht mehr darauf. Es gab manchmal des Abends ein rechtes Durcheinander. Peter stellte das Radio ein. Zu einer eigenen Anlage hatte er es noch immer nicht gebracht. Renate, die tagsüber im Haushalt half, mußte noch Schularbeiten machen, oder sie lernte zur Konfirmationsstunde, die sie seit Ostern besuchte. Die Zeigefinger in die Ohren gesteckt, saß sie von der Außenwelt abgeschieden. Wolfgang hatte nur den Abend, um sich ans Klavier zu setzen. Am Tage kam er nicht dazu. Auch Lump und Mätzchen beteiligten sich manchmal an dem Konzert. Dann brummte der Vater, daß man nicht mal abends in Ruhe seine Zeitung lesen könne. Mutti, die recht gern Musik hörte, mußte ihre Wirtschaftsausgaben zusammenrechnen. Es stimmte nie, sie hatte immer mehr ausgegeben, als sie geglaubt und gehofft hatte. Abgespannt war sie auch von der Mehrarbeit des Tages und dem ständigen Kopfzerbrechen, wie man alles am billigsten einrichten könnte. Wenn dann noch Peter und Gitta sich zankten, riß ihr oft die Geduld. Die Kinder, die ihre Mutter immer gleichmäßig, meist heiter kannten, waren höchlichst erstaunt, wenn sie um geringfügige Ursachen so aufgebracht werden konnte. Herrgott, die Mieter würden schon nicht ausziehen, wenn man auch ein bißchen Krach machte. Früher war es viel gemütlicher gewesen.

Peter hatte der Mutter aus alten Zigarrenkisten Blumenkästen gezimmert, grün angestrichen und am Eßzimmerfenster angebracht. Winden und Kresse hatte Renate darin gesät, trotzdem es eigentlich schon zu spät dazu war. Damit Mutti doch ein bißchen Grünes zum Freuen hatte. Vorläufig konnte sie sich nur an den grün gestrichenen Kästen freuen. Nie hätten die Kinder geglaubt, daß es so lange dauern könnte, bis Blumensamen aufgeht und aus der Erde zu sprießen beginnt.

Die neuen Mieter hatten sich mit Felsings angefreundet. Die männlichen Familienmitglieder hielten es mehr mit dem Japaner als mit der Lerche. Der Vater unterhielt sich gern mit dem klugen Doktor Ma-wu über politische und wirtschaftliche Fragen. Auf welche Weise die deutsche Wirtschaft, die so daniederlag, angekurbelt und flottgemacht werden könnte. Dem Doktor Ma-wu gefiel Wolfgang Felsing in seiner zurückhaltenden Art besonders gut. Abgesehen davon, daß er mit ihm über das gemeinsame technische Studium sprechen konnte, die Musik verband die beiden noch mehr als die Technik. Doktor Ma-wu war selbst musikalisch und liebte deutsche Musik sehr. Er war erstaunt über Wolfgangs große musikalische Begabung. Wie bedauerlich, daß solch ein Talent nicht weiter ausgebildet wurde. Der junge Deutsche, der seine Wünsche und Neigungen so tapfer der Notwendigkeit opferte, interessierte ihn. Öfters nahm er ihn in ein gutes Konzert mit. Wenn Wolfgang abends musizierte, besonders wenn er Beethoven spielte, klopfte es mit spitzem Finger leise, und der Japaner fragte, ob es auch ganz bestimmt nicht störe, wenn er die große Liebenswürdigkeit in Anspruch und sich die Freiheit nähme, bescheidener Zuhörer zu sein. Er möchte aber wirklich keineswegs stören. Sollte es der Fall sein, dann bäte er, seine Worte als ungesprochen ansehen zu wollen. Dann nahm er in der entferntesten Ecke auf der äußersten Kante eines Stuhles Platz, um so die ihm nicht zukommende, nur freundlich gewährte Erlaubnis anschaulich zu machen. In die entgegengesetzte Ecke zog sich Gitta zurück oder kuschelte sich ganz dicht an Mutti an. Sie konnte die Furcht vor dem Japaner nicht überwinden. Dabei war Doktor Ma-wu sehr freundlich zu ihr. Er schenkte ihr Bonbons und nannte sie „kleines Dame". Aber er hatte so große gelbe Zähne, und wenn er lachte, sah er aus, als ob er weine. Nein, Gitta mochte den Japaner ganz und gar nicht.

Auch Lump knurrte mißbilligend, kaum hörbar, doch nicht weniger feindselig. Er war seiner anfänglichen Abneigung gegen den fremden Eindringling trotz manchen Zuckerstückchens treu geblieben. Dann fühlte er sich schon mehr zu der neuen Hausgenossin Fräulein Lerche hingezogen. Die hatte, da sie abends zu Hause speiste, wenigstens immer was Reelles für einen hungrigen Hundemagen.

Eine Speckschwarte, Schinken- oder Käsereste. Das ließ man sich eher gefallen.

Um so begeisterter war Peter von dem Japaner. Er tat, was er ihm an den Schlitzaugen absehen konnte. Seine Schuhe putzte er, daß man sich darin spiegeln konnte. Er machte Botengänge und Besorgungen für ihn, galt es nun, einen Anzug zum Aufbügeln zu bringen, Theater- oder Konzertkarten zu besorgen oder ihm gar einen abgerissenen Knopf anzunähen. Für alles war der Peter zu gebrauchen. Sein Feuereifer fand keine Grenze, als Doktor Ma-wu eines Tages äußerte: „Ick wunschen zu haben eigener Radio in mein Zimmer." Das war so was für den Peter. Alle möglichen Arten der besten Funkgeräte schlug er ihm vor. Er kannte die Preise der verschiedenen Lautsprecher und erbot sich, den Netzanschluß selbst anzulegen. Dem Japaner machte der Eifer des Jungen Spaß. Ein fixer, anstelliger Bursche. Aus dem wurde mal was.

Sie gingen zusammen einkaufen, Doktor Ma-wu und Herr Peter. Der Junge war nicht nur als Sachverständiger gut zu gebrauchen, sondern auch als Dolmetscher. Peter prüfte, wählte, tauschte um und hatte für nichts anderes mehr Sinn. Es war gut, daß gerade Pfingstferien waren. Sonst hätte Peter sicher die Schule arg vernachlässigt.

Doktor Ma-wu, der selbst technische Kenntnisse besaß, legte mit Peter zusammen das Radio an. Peter stieg auf die Leiter, ruinierte die Tapete, probierte Röhren aus und befand sich in höchster Aufregung, als der Rundfunk angeschlossen und der Lautsprecher in Betrieb gesetzt werden sollte.

„Hier ist Berlin und alle deutschen Sender." Als es klar und deutlich zum erstenmal im japanischen Zimmer erschallte, machte Herr Peter einen Luftsprung. „Knorke!" schrie er und geriet in die noch nicht endgültig festgemachten Antennendrähte. Es ging noch glimpflich ab. Der Japaner konnte den teuren Röhrenapparat, den Peter im Begriff war, mit herunterzureißen, noch gerade festhalten.

„Wo ist Knorrke?" erkundigte sich Doktor Ma-wu interessiert. So weit gingen seine deutschen Kenntnisse noch nicht.



Ury, Jugend voraus!

Unter Wolfgangs Assistenz gerieten die Setzeier herrlich. Zwar sprang Renate jedesmal, wenn die Eier zischten und spritzten, erschreckt zur Seite.

„Knorke heißt famos — tadellos", erklärte Herr Peter.

Doktor Ma-wu dachte zwar bei sich, es wäre doch besser gewesen, den teuren Apparat von einem erwachsenen Monteur als von Herrn Peter anschließen zu lassen. Doch mit Unrecht. Peters Werk funktionierte wirklich tadellos. Ganz Europa stellte Herr Peter dem Japaner auf Wunsch ein.

Doktor Ma-wu zeigte sich erkenntlich. Er fragte Peter: „Was wunschen Herr Peter zu haben fur knorrkes Arbeit?"

Peter überlegte nicht lange. „Wenn ich den übriggebliebenen Kupferdraht haben könnte. Ich möchte mir nämlich auch gern Anschluß in mein Zimmer legen."

Der Japaner lachte, daß man keine Augen, sondern nur noch gelbe Zähne sah. „Kann Herr Peter haben, ist nix. Muß Herr Peter haben mehr fur sein Arbeit." Er zog seine Brieftasche hervor und schenkte ihm zwanzig Mark.

Peters Augen wurden so groß wie zwei Eier. „Das soll ich haben — das viele Geld?" Er wagte es nicht anzufassen. Noch nie hatte er soviel Geld besessen.

„Arbeit knorrke — ist nix zuviel. Was wird Herr Peter kaufen dafür?"

„Kupferdraht auf Vorrat und — und ein Paar neue Hosen. Mein Hosenboden wird schon doll dünne. Und einen großen Braten, damit es auch in der Woche mal wieder Fleisch gibt. Und für jeden einen Windbeutel mit Schlagsahne. Hurra!" — Damit jagte Herr Peter aus dem Zimmer.

So war Peter der erste der Familie, der Geld verdiente.

Allerdings wurde seine Freude dadurch etwas gedämpft, daß er das Geld nicht nach seinem Belieben ausgeben durfte. Zwanzig Mark war jetzt eine große Summe für Felsings. Und Peter war doch schon ein verständiger Junge, der selbst sah, wie sich die Eltern mit allem einrichten mußten. Zwei Mark durfte er behalten und nach Belieben verwenden. Er kaufte dafür die notwendigen Bestandteile für einen kleinen Detektorapparat, den er sich selbst zusammenbaute. Nun wurde sein sehnlicher Wunsch erfüllt. Er bekam eigenen Radioanschluß in seinem Zimmer. Jetzt konnte er soviel hören,

wie er wollte, ohne daß gleich einer sagte: „Quak' uns doch nicht wieder die Ohren voll."

Der Rest des Geldes wurde teils für neue Hosen verwendet, teils bildete er die Grundlage in Peters Sparbüchse zu einem neuen Wintermantel.

Peters Erfolge ließen den andern keine Ruhe. Was — der dreizehnjährige Knirps konnte Geld verdienen und die Großen nicht? Wie fing man es bloß an?

Der Vater lief sich die Beine nach Vertretungen ab. Nach vielen erfolglosen Gängen erhielt er die Vertretung für eine Zigarettenfirma. Das war wieder mal ein glücklicher Tag. Nun begann aber erst die Schwierigkeit. Wohin Herr Felsing kam, um seine Zigaretten anzubieten, überall war schon ein anderer gewesen, von dem man gerade gekauft hatte. Fast jeder hatte einen Bekannten, von dem er seine Ware nehmen mußte. Man konnte doch einem guten Freund nicht untreu werden.

Das sah Herr Felsing in seiner vornehmen Gesinnung durchaus ein. Um Himmels willen, er wollte doch keinen um sein Brot bringen. Er konnte auch nicht seine Zigaretten als besser und billiger anpreisen. Wenn jemand nichts brauchte oder nicht kaufen wollte, vermochte er nicht, ihm zuzureden. Herr Felsing war eben ein guter, zuverlässiger Bankbeamter, aber kein kaufmännischer Reisender. So war es ganz natürlich, daß er kaum irgendwelche Geschäfte abschloß. Da er kein Gehalt bezog, sondern nur am Gewinn beteiligt war, hatte er so gut wie gar keine Einnahmen. Das meiste ging für Fahrgeld wieder drauf. Und doch war Frau Felsing froh, daß ihr Mann wieder eine Beschäftigung hatte und nicht mehr zu Hause herumsaß.

Wenn sie nur selbst noch etwas dazu hätte verdienen können. Trotz ihrer vergrößerten Hausfraupflichten, trotzdem sie alles für sich und die beiden Mädel selbst schneiderte und nähte, wusch und bügelte sie noch bis in die Nacht hinein die Feinwäsche für Doktor Ma-wu. Aber das wollte alles noch nicht zum Lebensunterhalt einer so großen Familie ausreichen.

Eines Abends erkundigte sich Doktor Ma-wu nach einem Schreibmaschinenbüro. Er hatte eine größere Arbeit abzuschreiben, und

zwar in englischer Sprache. Es mußte ein intelligenter Mensch sein, der die Arbeit übernahm. Am liebsten würde er die Arbeit diktieren.

Einen Augenblick überlegte Frau Felsing. War das nicht ein Fingerzeig?

„Ich habe selbst eine Schreibmaschine, war früher viele Jahre in einem Büro tätig. Wenn Sie es mit mir versuchen wollen, Herr Doktor?"

„Oh, gnädiges Frau wollen bemuhen selbst? Nein, das nix darf sein. Zu großes Ehre. Gnädiges Frau durfen nix sein Diener von Doktor Ma-wu. Doktor Ma-wu will sein Diener von gnädiges Frau." Dabei machte der Japaner eine Verbeugung nach der andern.

„Ich will kein Diener, sondern Schreibmaschinistin sein", sagte Frau Felsing lächelnd. „Sie würden mich sehr glücklich machen, wenn Sie mir die Arbeit übertragen würden. Es ist notwendig, daß ich Geld verdiene", setzte sie ehrlich hinzu.

„Oh — oh —!" Doktor Ma-wu wiegte betrübt seinen Kopf. „Deutsches Frau muß arbeiten viel, sehr viel. Japanisches Frau muß sein schön, muß sein Schmuck für Haus."

„Das wollen wir deutschen Frauen auch sein. Aber unser Vaterland braucht die Arbeit von allen, ob Mann oder Frau, um wieder zu erstarken. Wann können wir mit der Arbeit anfangen, Herr Doktor?"

„Wenn gnädiges Frau will haben großer Liebenwurdigheit, wir können beginnen heute, wir können beginnen morgen. Wir können beginnen anderes Tag. Gnädiges Frau muß maken Preis fur Abschrift, gutes Preis. Darf nix sein billig."

Frau Felsing lachte. „Sonst haben die Leute immer Angst, daß etwas zu teuer wird, und Sie fürchten, es könnte zu billig werden. Wir wollen uns in einem Schreibmaschinenbüro erkundigen, wieviel die Seite kostet." Sie verabredeten, am andern Morgen um zehn Uhr zu beginnen.

Eine fieberhafte Tätigkeit entwickelte Frau Felsing am heutigen Tage. Sie kaufte ein und kochte für mehrere Tage das Essen im voraus. Zwar gab es einen Riß in der Wirtschaftskasse, aber das würde sich bezahlt machen. Alles ging ihr heute noch mal so schnell von der

Hand. Sie war glücklich, etwas zum Unterhalt beitragen zu können. Ihrem Mann und den Kindern würde sie vorher nichts davon verraten. Die meinten sowieso schon immer, sie überanstrenge sich.

Sie holte die Schreibmaschine hervor, um zu prüfen, ob auch alles in Ordnung sei. O Schreck — tack-tack-tack — drei Typen ließen sich anschlagen. Dann stand die Maschine still und streikte. Sie war durch nichts zum Weiterklappern zu bewegen. Das war ja eine nette Geschichte. Wie unangenehm, Doktor Ma-wu absagen zu müssen. Sicher hatte er öfters Arbeiten schreiben zu lassen. Und sie hatte schon alle möglichen Pläne gehabt, was sie für das verdiente Geld alles anschaffen wollte.

Da erschien ein rettender Engel. Er hatte unordentliches Kraushaar und ein Loch in der Jacke von einer Rauferei, das er vor unbequemen Mutteraugen zu verbergen strebte. Peter — Peter mußte eingeweiht werden.

Als Peter den Sachverhalt vernahm, lachte er verschmitzt. „Natürlich bringe ich dir den Klapperkasten in Ordnung, Mutti. Aber ich verlange dafür Gegenleistung."

„Junge, du mußt dich doch freuen, wenn du deiner Mutter helfen kannst."

„Tue ich auch. Aber ich freue mich noch mehr, wenn ich dafür was kriege." Der Peter war praktischer veranlagt als sein Vater. „Mach' nicht solch angstvolles Gesicht, Muttichen. Geld will ich nicht. Hab' ja noch was in der Sparkasse. Zwei Schmalzstullen möchte ich haben, drei Zentimeter dicke, noch vor'm Mittagbrot. Habe einen Bärenhunger. Und dann — — —."

„Noch mehr, Peter?" lachte die Mutter.

„Flicke mir doch bitte das Loch hier in meiner Jacke, aber ohne zu schimpfen, Mutti. Ich kann nichts dafür, daß Neumann sie mir zerrissen hat."

„Müßt ihr denn immer boxen, Jungs!"

„Nicht schimpfen, Muttichen. Wir wollen doch sporttüchtig werden." Damit setzte sich Peter an die Schreibmaschine, während die Mutter drei Zentimeter dicke Stullen für ihren hungrigen Sprößling zurechtmachte.

Er war wirklich ein Tausendsassa, der Peter. Alles verstand er, was nicht gerade Latein und Mathematik war. Er holte die Ölkanne und begann das eingerostete Ding zu ölen. Er nahm das zerlöcherte Farbband ab, den Wagen aus der Maschine, schraubte die einzelnen Teile los, bürstete die verstaubten Typen sauber. Himmelangst wurde Frau Felsing dabei, daß der Junge die Maschine nicht wieder zusammenkriegen würde.



„Ein neues Farbband spendiere ich dir, Mutti, weil du mir die Stullen so schön fett geschmiert hast." Fort war er in das Papiergeschäft gegenüber. Eine halbe Stunde später war die Schreibmaschine wieder in Ordnung. Tack-tack-tack-tack — sie funktionierte. Die Abschrift konnte morgen beginnen.

Peter hielt dicht. Er verriet nichts von Muttis Schreibmaschinenabschrift. Es war eine umfangreiche Arbeit. Eine ganze Woche diktierte Doktor Ma-wu. Leicht war es nicht immer, seinem englischen

Diktat zu folgen. Manche Wörter sprach er ganz merkwürdig aus. Als die Abschrift vollendet war, floß der Japaner vor Begeisterung über. Es wäre die beste Schreibmaschinenarbeit, die er in Japan und in Deutschland je erhalten hätte. Und er könne der gnädigen Frau die große Mühe, die sie gehabt, natürlich nicht vergelten. Aber als geringes Zeichen seiner Dankbarkeit bitte er, die Kleinigkeit von ihm anzunehmen. Er bliebe trotzdem dankbarer Schuldner der gnädigen Frau. Damit überreichte er Frau Felsing eine große Schachtel mit den feinsten Konfitüren. Obenauf lagen in einem Kuvert hundert Mark.

Frau Felsing war glückselig. Was konnte man für das Geld nicht alles kaufen. Ihr Mann brauchte neue Schuhe. Bei dem vielen Herumlaufen nutzten sich die alten ab. Wolfgangs bunte Sporthemden waren nicht mehr schön. Peter mußte Kniestrümpfe haben. Sie waren kaum noch zu stopfen. Und die beiden Mädels? Die sollten neue Sommerkleider kriegen. Klaglos trug Renate ihre alten Fähnchen, während Gittas Eitelkeit ja öfters rebellierte. Hübscher Sommerstoff war nicht teuer, und nähen würde sie die Kleider selbst. Dann blieb sicher noch ein erkleckliches Sümmchen zum Leben. An sich selbst dachte die gute Mutter nicht.

Jetzt mußte aber gebeichtet werden. Denn alle sollten doch an den Konfitüren teilhaben. Das gab ein Hallo. Nein, die Mutti!

„Während wir uns die Köpfe zerbrechen, wie wir Geld verdienen können, macht das Mutti so ganz nebenbei trotz ihrer vielen häuslichen Arbeit", sagte Renate bewundernd.

„Ich möchte auch mit Doktor Ma-wu in Geschäftsverbindung treten", überlegte Wolfgang im Scherz.

Peter verlangte den Löwenanteil von dem Konfekt. Denn wenn er nicht die Schreibmaschine in Ordnung gebracht hätte, würde Mutti das Konfekt überhaupt nicht bekommen haben.

Nur der Vater meinte seufzend: „Du bist tüchtiger als dein Mann, Lotte. Ich habe in diesem Monat noch keine hundert Mark geschafft."

„Dafür wirst du sie im nächsten Monat hoffentlich verdienen, Ernst. Es wäre ja auch sonst zuviel des Guten", tröstete Frau Felsing.

Wolfgangs Scherz sollte sich schneller bewahrheiten, als er sich hätte träumen lassen. Seitdem der Vater abgebaut war, gab Wolfgang Gitta Klavierstunde. Das Kind war musikalisch. Da man das Geld für den Unterricht nicht mehr aufbringen konnte, wäre es schade gewesen, wenn sie das bereits Gelernte wieder vergessen und mit dem Klavierspiel aufgehört hätte. Wolfgang war ein guter Lehrer, und Gitta gab sich große Mühe, „Wölfchen", wie sie ihn zärtlich nannte, zufriedenzustellen. Auch Renate hatte Wolfgang angeboten, mit ihr vierhändig zu spielen, damit sie nicht ganz herauskam. Leider fand sich nur selten die Zeit dazu. Mit Peter hatte Wolfgang nur ein einziges Mal einen Versuch gemacht. Er war faul, übte nicht und wurde noch obendrein frech.

Doktor Ma-wu wollte Klavierstunden nehmen, und zwar bei Wolfgang. Er glaubte von keinem andern Lehrer soviel lernen zu können. Natürlich vorausgesetzt, daß Herr Wolfgang sich mit einem Schüler von so geringer Begabung abgeben wolle. Wolfgang versicherte, daß es ihm eine große Freude sein würde, mit Doktor Ma-wu Musik zu treiben. Dreimal in der Woche fand der Unterricht statt. Lehrer wie Schüler waren beide sehr befriedigt. Wolfgang hatte jetzt wieder ein festes Einkommen und steuerte davon zum Haushalt zu.

„Mutti hilft Geld verdienen und die beiden Jungs auch. Bloß ich bin zu dumm dazu", klagte Renate. „Keine halbe Schülerin hat sich gemeldet, um bei mir Nachhilfeunterricht zu nehmen." Sie saß mit Fräulein Lerche an einem schönen warmen Abend am Lietzensee. Beide verzehrten ihre mitgebrachten Abendbrotstullen. Der Flieder duftete. Schwäne zogen auf dem See ihre silbernen Kreise.

„Sie sind so fleißig, Renate, wie ich noch nie ein Mädchen in Ihrem Alter gesehen habe. Morgens sind Sie die erste auf und tun schon vor der Schule mehr als die meisten Mädchen den ganzen Tag. Immer sind Sie hilfsbereit, ob nun Ihre Mutter Sie in Anspruch nimmt, die Geschwister oder Ihre Quälgeister, die Mieter." Fräulein Lerche hatte zu dem tüchtigen Mädel Zuneigung gefaßt.

„Ja, aber damit verdiene ich doch kein Geld. Wenn ich wenigstens etwas zum Haushalt beitragen könnte."

„Sie sparen Geld, indem Sie eine Kraft im Hause ersetzen. Warten Sie, bis Sie aus der Schule sind, Renate. Ihre Zeit kommt schon.“

„Ach, wenn ich aus der Schule bin, dann kostet doch wieder meine Ausbildung. Irgend etwas muß ich doch lernen. Das dauert dann noch Gott weiß wie lange, bis ich auf eigenen Füßen stehe.“ Die gütige Art von Fräulein Lerche hatte ihr Renates Vertrauen gewonnen.

„Was möchten Sie denn werden, Renate? Wozu haben Sie Lust?“ erkundigte sich Fräulein Lerche.

„Am liebsten würde ich mal ein photographisches Atelier aufmachen. Photographie interessiert mich am meisten. Im Lettehaus möchte ich ausgebildet werden. Aber das werde ich mir wohl aus dem Kopf schlagen müssen. Dazu gehört Geld. Und wir haben keins.“

„Bis dahin können Sie noch das große Los gewinnen“, lachte Fräulein Lerche. „Es kommt im Leben oft anders, als man denkt. Ich wollte Schriftstellerin werden, und was bin ich geworden? Redakteurin für Handarbeit- und Modezeitung.“

„Sie haben wenigstens eine feste Anstellung, Fräulein Lerche.“

„Als ich fünfzehn Jahre alt war wie Sie, hatte ich die auch noch nicht. Noch nicht mal den Wunsch dazu. Sie sind mir viel zu ernsthaft und verständig, kleines Mädel.“

„Erst geworden. Ehe Vater abgebaut wurde, war ich so sorglos und heiter wie alle andern in meiner Klasse.“

„Es kommt auch mal wieder besser, Renate. Man darf sich nur nicht unterkriegen lassen.“

„Tu ich ja nicht.“ Renate blickte über das Wasser hinüber zu dem Funkturm, der sich mit unzähligen Lichtern besteckt hatte. Hoch ragte er in den verdämmernden Abendhimmel. Ein Scheinwerfer kreiste von seiner Höhe als Wegzeiger für die Flugzeuge. Bald war es dunkel, bald wieder hell. Ob es im Leben nicht auch so war?

Siebentes Kapitel.

„Ein Groschen die Radieser.“

Renates Schulweg führte über einen Platz, auf dem zweimal in der Woche Markt abgehalten wurde. Wenn sie mittags kurz nach eins vorüberkam, waren die Marktleute meist schon im Begriff, ihre Sachen zusammenzupacken. Man kaufte dann vor Toresschluß ganz besonders billig. Den Schulmädeln machte es Spaß, sich an dem Marktgewühl und der urwüchsigen Berliner Mundart der Marktfrauen zu ergötzen.

Renate hatte es übernommen, Gemüse und Obst beim Heimweg von der Schule einzukaufen. Der Mutter war es lieb, daß ihr diese Besorgungen abgenommen wurden. So lagen in Renates Ledermappe englische, französische und Geschichtsbücher mit Radieschen, Tomaten und Zwiebeln in traulichem Beieinander.

Mit Mutter Buttermilch hatte Renate Freundschaft geschlossen. So wurde die dicke Gemüsefrau genannt, die mit schallender Stimme, daß man es von einer Seite des Platzes bis zur andern hörte, „Ein Groschen die Radieser“ ausrief.

„Na, wat soll's denn heute sind, Herzeken?“ So pflegte sie Renate zu empfangen. Wenn die Einkäufe des jungen Mädchens auch nur sehr bescheiden waren, die gutmütige Mutter Buttermilch gab immer noch ein paar Tomaten, ein paar Stauden Rhabarber oder gar ein paar Kirschen zu.

Es war wieder mal Markttag. Renate kam mit ihrer Freundin Maria Weber, Mia genannt, von der Schule nach Hause. Mia war in Hanni Geißlers Stelle eingerückt. Eine „Beste“ muß der Mensch haben, und wenn die irgendwo am Bodensee sitzt, muß man Ersatz schaffen. Es kam dazu, daß Hanni nur selten schrieb. Und traf mal ein Brief ein, war er recht oberflächlich. Er handelte nur von Ver-

gnügungen, Kleidern, von komischen Angewohnheiten der Kameradinnen und vom Sport. Für Sport hatte Renate ja auch viel Interesse. Aber seitdem sich die Verhältnisse zu Hause verändert hatten, fand sie nicht mehr die Zeit zu sportlichen Vergnügungen, die außerdem Geld kosteten. Das Tennisspiel, das sie sehr liebte, hatte sie diesen Sommer ganz aufgegeben. Wenn nun Hanni vier Seiten lang über ein Tennisturnier schrieb, in dem sie mitgespielt hatte, oder über ein Rennen bei dem sie Zuschauerin gewesen, so erschien das Renate wie aus einer andern Welt. Für die Sorgen und die Mitteilungen, die Renate von ihren häuslichen Verhältnissen machte, hatte wiederum Hanni gar kein Verständnis. So kam es, daß der Briefwechsel zwischen den einstigen Freundinnen immer seltener wurde.

Die neue Freundschaft mit Mia hatte einen besonderen Grund. Auch Mia hatte sich um Nachhilfestunden von der Schule aus beworben. Eigentlich brauchte sie es gar nicht so nötig, die Mia. Ihr Vater war Studienrat und konnte seine Familie ernähren. Aber sie waren fünf Geschwister. So war das Taschengeld, das Mia erhielt, nur knapp. Zur Aufbesserung ihrer Finanzen hatte sich auch Mia für Nachhilfeunterricht gemeldet. Gutherzig hatte sie geäußert, als sie hörte, daß Renates Vater abgebaut sei: „Wenn mir eine kleine Schülerin angeboten wird, überlasse ich sie dir. Du brauchst es nötiger als ich, Renate.“ Sie bekamen alle beide keine Nachhilfestunde zugewiesen. Aber diese selbstlose Äußerung legte den Grundstein zu der Freundschaft der beiden Mädchen.

Arm in Arm zogen sie heute über den Markt. Es war ein buntes Bild, die Verkäuferinnen mit ihren appetitlich ausgebreiteten Waren unter den großen Marktschirmen oder unter dem Zeltdach. Die Mädels blieben ab und zu stehen.

„Fünf Jroschen hier noch die Erdbeeren. Na, Fräuleinchen, wieviel Pfund sollen's denn sein?“ Renate ging schnell weiter, so verlockend die Erdbeeren auch dufteten. Für sie waren sie zu teuer.

„Haach, die schönen Kirschen!“ Verlangend hingen die Augen der beiden Mädchen an den blutroten Kirschen.

„Zwei Jroschen das janze Pfund.“ Ehe es sich Mia versah, hatte sie eine Tüte im Arm und übte „Zielspucken“ mit den Kernen.



„Vorsicht, Mia, es kann jemand über die Kirschsteine fallen“, mahnte Renate.

„Ich bin schon tugendhaft.“ Mia hielt es doch für geraten, die Kerne lieber in Papier zu sammeln. „Iß doch auch, Renate.“ Sie bot ihr die Tüte.

„Das Fräuleinchen will allein ihre Kirschen haben, zwei Jroschen das janze Pfund." Ausrufen, abwiegen, einwickeln, das war alles eins bei der Verkäuferin. Schon hielt sie Renate mit einer Hand die Tüte hin und die andere zum Empfang des Geldes.

Wie gern hätte Renate die Kirschen mit heimgebracht. Aber zum Abendbrot sollte es heute Pellkartoffeln mit grünem Salat geben. Und außerdem noch Kirschen — nein, so üppig war man bei Felsings nicht mehr. Obst aß man statt Belag zu seinem Butterbrot.

Renate schüttelte den Kopf. „Danke, sie sind mir zu teuer."

„Wat?" Die Verkäuferin stemmte die Arme in die Seiten. „Zwei Jroschen, dat is Ihn' noch zu teier fier solche Ware, so'ne Staatskirschen? Keene bessern finden Se uff'n janzen Marcht nich. Se sind woll nich von hier, Freilein?" So machte die in ihrer Ehre gekränkte Marktfrau ihrem Herzen Luft.

„Die Kirschen sind ja nicht zu teuer, nur für mich", entschuldigte sich Renate und wollte der bereits weitergegangenen Freundin folgen.

„Warten Se mal, Freileinchen", rief die Verkäuferin hinter ihr her. „Da — uff die paar Kirschen soll's mich ooch nich ankommen." Ebenso rasch, wie sie losgewettert hatte, war sie wieder besänftigt. Da hatte auch Renate ihre Tüte mit Kirschen im Arm. Das junge Mädchen zögerte noch. „Das geht doch aber nicht — Sie können doch Ihre Kirschen nicht verschenken", versuchte sie Einwendungen zu machen.

„Unser Herrjott läßt wieder neue nachwachsen — essen Se man, Kindchen." Die gutmütige Frau wandte sich bereits andern Kunden zu.

Renate mochte die freundliche Gabe nicht zurückweisen. Aber sie brannte ihr auf der Seele. War es schon so weit, daß sie von Fremden was geschenkt nehmen mußte?"

„Du hast ja 'n Triller, Renate", beruhigte sie Mia. „Ich wünschte, sie hätte mir meine Kirschen auch geschenkt."

Die beiden Mädchen schlenderten weiter. Mia schmauste Kirschen. Renate blieb standhaft. Sie wollte ihre Kirschen mit heimbringen.

Der schöne Spargel — Vater aß ihn so gern. Er war nicht allzu teuer. Aber Mutter meinte, er wäre nicht nahrhaft genug. Für das Geld könne man nahrhaftere Lebensmittel kaufen. Ach,

und hier diese Rosenfülle! Früher hatte sie ihrer Mutti öfters vom Markt ein paar Blumen mitgebracht — daß man jetzt auch gar keinem mehr eine Freude machen konnte.

„Unsere Mutter Buttermilch ruft ja heute gar nicht ihre Radieschen aus. Ist sie etwa krank?" verwunderte sich Mia.

„Vielleicht packt sie schon ihren Kram zusammen. Komm, wir wollen uns eilen, Mia, damit ich noch was kriege."

Der Stand von Mutter Buttermilch sah wie ein Stilleben aus. Weißer Spargel wie Glas, leuchtende Tomaten, junger Kohlrabi, Mohrrüben, Schoten, Bohnen und Radieschen in farbenfreudigem Durcheinander. Aber sie selbst pries ihre Ware nicht wie sonst mit schallender Stimme an. Die dicke Mutter Buttermilch saß auf ihrem Schemel, hatte eine Schiefertafel auf den Knien und rechnete. Den breiten Daumen feuchtete sie öfters mit der Zunge an, um eine Zahl fortzuwischen und eine andere dafür hinzusetzen. Dabei schwitzte und räsonierte sie: „Det stimmt wie die Faust aufs Auge — der Teufel hole das vertrackte Zahlenzeuch — det man sich noch seinen ollen Kopp damit bemengen muß."

„Tag, Mutter Buttermilch. Was ist denn mit Ihnen los?" erkundigte sich Renate halb verwundert, halb lachend.

„Machen Sie Schularbeiten, Mutter Buttermilch?" rief Mia übermütig.

„Ja, treibt man noch euern Spott mit mich, Kinderkens. Seinen ollen Kopp muß man sich hier mit die verdammten Zahlenbiester klamaukern. Na, wat soll's denn sind, Herzeken?" wandte sie sich an Renate, ihren besonderen Liebling.

„Irgendwas, was recht billig ist, Kohl oder Bohnen. Aber kann ich Ihnen denn bei Ihrer Rechnung nicht ein bißchen helfen, Mutter Buttermilch?" fragte Renate hilfsbereit.

„Jott, Herzeken, wenn Se det tun wollten, denn wirden Se sich 'n rechten Jotteslohn vadienen. Ick komm' nu mal mit die dämliche Rechnerei nich zu Rande. Ick kann schreiben un rechnen, soville ick will, stimmen tut det nu mal nich."

„Na, geben Sie mal her, Mutter Buttermilch. Mathematik wird ja wohl schwerer sein als Ihre Abrechnung."

„Jott behiete mir vor die Matschematik. So, Herzeken, nehmen Se Platz in de jute Stube; so, hier uff meenen Schemel." Da saß Renate plötzlich hinter Kohlköpfen, Spargel, Bohnen und Mohrrüben, die Schiefertafel in der Hand, während Mia lachend Abschied nahm. Leider mußte sie nach Hause zur Klavierstunde.

„Also was gibt's nun zusammenzurechnen, Mutter Buttermilch?" Renate zuckte unternehmungslustig den Griffel.

„Jotte doch, Kindchen, ick habe doch da verschiedene Waren in Kommistion. Sparjel und wat die vornehmen Jemiese sind, det wächst nich bei mich in 'n Jarten. Un nu muß ick rausknobeln, wat ick vakooft un wat ick dafür injenommen habe for de Kommistionsware. Denn det muß ick wieder allens abliefern, iebrichjebliebene Ware und 's Jeld. Ick krieje von's Jeld man 'n madijen Teil."

Renate überlegte einen Augenblick. Ganz so einfach war die Rechnung doch nicht, wie sie geglaubt hatte. „Da müssen wir erst feststellen, wieviel Ware Sie in Kommission bekommen haben, Mutter Buttermilch. Haben Sie was Schriftliches darüber?"

„Jawoll — Lieferzetteln. Da sind se." Erleichtert händigte die dicke Gemüsefrau dem jungen Mädchen die Zettel ein. Mochte die sich damit rumärgern.

„Also hier steht ja alles schwarz auf weiß. Dreißig Pfund Spargel à vierzig Pfennige."

„Stimmt. Mit fumzig Fennije hab' ick se vakooft."

„Wieviel Pfund sind noch da?" erkundigte sich Renate.

„Na, warten Se mal — Jott, det könnten Se sich am Ende besser alleene abzählen, Herzeken. Bei mich is det so'ne Sache, ob's nachher ooch stimmen dut. Jedet Bund Sparjeln is allemal 'n Pfund."

„Eins, zwei, drei, vier, fünf — elf Bund Spargel sind noch übrig. Also haben Sie neunzehn Pfund Spargel verkauft. Neunzehn mal vierzig, das macht sieben Mark und sechzig Pfennige. Soviel haben Sie für den verkauften Spargel zu zahlen, Mutter Buttermilch. Eingenommen haben Sie, wenn Sie ihn mit fünfzig Pfennige das Pfund verkauft haben, neun Mark und fünfzig Pfennige. Da haben

Sie daran einen Verdienst von einer Mark und neunzig Pfennigen. So, Mutter Buttermilch, hier steht's weiß auf schwarz." Renate wies auf die Tafel, die sie mit Zahlen beschrieben hatte.

„Jottedoch, wie Se det jleich allens so rauskriejen, Kindchen. Ja, ja, die Studierten, det is doch nich so ohne. Ick habe immer zu meine Lene jesagt, Lene hab' ick jesagt, lerne wat, denn kannste wat. Aber det war allens in 'n Wind jeredet."

„Haben Sie noch mehr zusammenzurechnen, Mutter Buttermilch?"

„Nawollja, ih, jewiß doch. Hier die Schampions und die Murscheln un det Jewächs hier, Zichorjen nennen se't oder so ähnlich."

„Ach so, Chicorée. Also los, Mutter Buttermilch. Geben Sie bitte die Lieferzettel für die Champignons und die Morcheln." Renate rechnete, zählte, schrieb voll Eifer. Bewundernd schaute die dicke Gemüsefrau ihr zu. Da stand alles wohlgeordnet auf der Tafel. Jedes Gemüse hatte da seinen Platz genau so wie in ihren Körben.

„Ne, det Köppken!" Mutter Buttermilch klopfte Renate anerkennend auf den braunen Scheitel. „Ihnen sollt' ick immer haben. Da brauchte ick mir mit die olle Kommistionsware nich so rumzuärjern."

„Ich kann ja Buchhalterin bei Ihnen werden, Mutter Buttermilch", lachte Renate.

„Scheeneken, wird jemacht, Herzeken. Wenn ick die olle Rechnerei nich mehr uff'n Hals habe, soll's der Buttermilchen nich uff'n paar Jroschen ankommen."

„Aber Frau Buttermilch, das war doch nur ein Scherz von mir", lachte Renate belustigt. „Ich mache Ihnen sehr gern die Ausrechnungen jeden Dienstag und Freitag, wenn Markt ist. Ich muß ja immer hier vorbei, wenn ich mittags aus der Schule komme. Aber Geld nehme ich nicht dafür. Das ist ja gar keine Arbeit für mich. Ich freue mich, wenn ich Ihnen einen Gefallen tun kann."

„Nee, Herzeken — is nich. Jede Arbeit hat ihren Lohn. Wenn de keen Jeld nich von mich nehmen duft, Kindchen", sie begann plötzlich Renate zu duzen, da sie doch jetzt keine Kundin mehr und in nähere

Beziehung zu ihr getreten war, „denn jeb' ick dich Ware dafier. Da, det Pfund Sparjeln bringste dein Mutterken, un hier sind 'n paar Pfund Schoten, die sind so scheene wie Kaiserschoten. Un die Mandel Kohlrabi nimmste ooch noch, Mächen — na, mehr kannste woll nich schleppen. Nee, lumpen läßt sich de Buttermilchen nich."

„Das soll ich alles haben?" Renate stand, die Arme voll Kohlrabi, Spargel und Schoten, und traute ihren Augen nicht. „Aber das ist ja doch viel zuviel, Mutter Buttermilch. Soviel habe ich doch mit dem bißchen Rechnen wirklich nicht verdient."

„Zuville — det is jar nich zuville. Komm' man nächsten Dienstag wieder, Herzeken. Ick valaß ma dadruff. Un wenn de ma wieder allens so scheeneken ausrechnen dust, denn jibt's wieder wat davor. Bring' dich man 'n jroßen Korb oder 'n Netz dazu mit. Könnt's jewiß jebrauchen. Hast doch man immer det Billigste jekooft."

„Ach, Mutter Buttermilch, da danke ich Ihnen vielmals. Ich bin ja so froh, daß ich jetzt auch was zum Haushalt beisteuern kann."

„Bist 'n jutes Mächen. Also uff nächsten Dienstag!" Mutter Buttermilch begann ihre Körbe zusammenzupacken. Renate zog, beladen wie ein Packesel, aber selig nach Hause.

„Mädel, bist du denn ganz und gar nicht gescheit, soviel Gemüse einzukaufen?" Kopfschüttelnd musterte die Mutter Renates Tüten. „Schoten sind noch viel zu teuer, damit hätten wir noch warten können. Und Spargel, solch ein Luxus!"

„Schilt nicht, Muttichen. Den Spargel muß Vater heut' zum Abendbrot kriegen. Richtige Butter mußt du dazu spendieren, keine Margarine. Und hier sind Kirschen für alle zum Nachtisch."

„Aber Renatchen, was ist denn plötzlich in dich gefahren, bist doch sonst immer so sparsam? Das große Los haben wir ja wohl nicht gewonnen, soviel ich weiß", meinte Frau Felsing erstaunt.

Renate lachte ausgelassen. Wenn Fräulein Lerche sie so gesehen hätte, würde sie gewiß nicht mehr gefunden haben, daß sie zu ernsthaft wäre.

„Die Kirschen habe ich geschenkt bekommen, Muttichen, und all das Gemüse habe ich mir verdient. Kostet keinen Pfennig."

„Geschenkt bekommen — verdient — wie soll ich das verstehen, Renate?" Der Mutter kam die Sache nicht recht geheuer vor.

„Die Kirschen hat eine Frau auf dem Markt mir geschenkt, weil sie mir zum Kaufen zu teuer waren. Und das Gemüse ist mein Honorar für — ich bin Rechnungsrat bei Mutter Buttermilch geworden." Renate konnte sich vor Lachen gar nicht beruhigen.

„Mädel, nun sei mal verständig. Man versteht ja von alledem keine Silbe", verlangte die Mutter.

„Ist ja auch gar nicht nötig, Muttichen. Jeden Dienstag und Freitag bringe ich jetzt für umsonst Gemüse mit. Mutter Buttermilch hat mich für die Abrechnung ihrer Kommistionsware — sie leitet das Wort sicher von Mist ab — engagiert. Für das Gehalt von Kohlköpfen, Mohrrüben, Zwiebeln und Radieser. Damit sie sich ‚ihren ollen Kopp nich mehr mit die verdammten Zahlenbiester rumklamaukern muß'. Ach, Muttichen, ich freue mich ja so, daß ich jetzt auch was verdiene, wenn's man auch bloß Kohlköpfe sind." Renate packte ihre Mutti und wirbelte sie vor Freude in der Stube herum.

„Mädel — Mädel — du bist ja gar nicht wiederzuerkennen." Frau Felsing wurde von Renates Heiterkeit angesteckt. „Da werden wir ja schlemmen, wenn du für das Gemüse sorgst."

„Kartoffeln hat sie auch, Muttichen. Peter kann tragen helfen. Wir nehmen jeder einen Sack auf den Buckel."

„Was kann Peter helfen?" Der Bruder, der soeben aus der Schule gekommen, steckte neugierig seinen Krauskopf zur Tür herein.

„Kirschen essen helfen." Großmütig schob ihm Renate die Kirschtüte zu.

„Nanu — heute nicht als Belag?" Peter wartete keine Antwort ab, sondern griff mit beiden Händen zu, ehe die Erlaubnis wieder zurückgezogen werden konnte.

„Du — hör' auf — jetzt ist's genug. Die andern wollen auch was haben." Die Schwester brachte ihren Schatz in Sicherheit.

Bei Tisch gab Renate ihre Markterlebnisse zum besten und ahmte die drastische Mundart von Mutter Buttermilch getreulich

nach. Lange hatten Felsings nicht ein so vergnügliches Mahl eingenommen. Wolfgang ernannte seine Schwester zur „Kommissionsrätin".

Am nächsten Dienstag nach der Schule trat Renate wieder pünktlich bei Mutter Buttermilch an. Mia und Gitta wollten gern ebenfalls dabei sein. Aber Renate gab es nicht zu. Die gutherzige Frau Buttermilch sollte nicht von den übermütigen Mädels ausgelacht werden. Auch besaß Renate ein sehr starkes Pflichtgefühl, daß sie es mit ihren Abrechnungen ganz ernst nahm. Diesmal ging es noch flotter mit den Berechnungen auf der Schiefertafel, während Mutter Buttermilch neben ihr unentwegt „ein Froschen die Radieser" trompetete. Sie war wieder des Lobes voll über ihre junge Buchhalterin. Blumenkohl, neue Kartoffeln, Kopfsalat und wiederum ein Bund Spargel für den Vater wanderte in das mitgebrachte Marktnetz als Honorar.

„Weeste, Herzeken, wat die Eierschulzen is, die is mächtich neidsch, det ick mich 'ne Buchhalterin zujelecht habe. Sie mecht' ooch so eene haben, weil se ooch uff Kommistion kooft", erzählte Frau Buttermilch, noch ein Bund Radieser in Renates Tasche stopfend.

„Der Frau Schulz kann geholfen werden. Ich mache ihr gern ebenfalls ihre Abrechnung." Renate war sogleich dabei.

„Aber erst kommste allemal zu mich, vastehste, Herzeken? Ick habe dir zuerst engaschiert", machte Frau Buttermilch ihre älteren Rechte geltend. Das versprach Renate. „Also scheeneken, denn jondelste diesen Jang hier links un denn rechts un denn jradezu, un denn stößte mit de Neese direktemang uff de Eierschulzen", erklärte Mutter Buttermilch.

Renate ging links und dann rechts und dann geradezu — da stand sie vor einer Schlächterbude. Aber an der gegenüberliegenden Ecke bot die Eierschulzen ihre Eier, Butter und Weißkäse feil. „Hier noch achteinhalb die janze Mandel." Renate vermochte sich kaum verständlich zu machen, so laut ertönte die Stimme der Eierschulzen. Aber schließlich begriff sie.

„Ach Jottedoch, Sie sind det Mächen, das so scheene rechnen dut. Ick nehme meine janze Butter auf Kommischion, Eier habe

ick von eijene Hiehner. Ja, wenn Se mir die Berechnung machen wollen, Freileinchen, denn laß ick jern 'n Pfund Butter und 'ne Mandel Eier davor springen." Statt hinter Kohlköpfen und Mohrrüben saß Renate jetzt hinter Butter und Eiern. Sie zählte die Lieferscheine zusammen, sie berechnete die verkaufte Ware, das Geld, das dafür eingenommen und abzuliefern war, und den Verdienst. Die Eierschulzen händigte Renate nach Beendigung ihrer Arbeit ein Pfund Butter und eine Mandel Eier ein, auf die Gemüsetasche mit den Worten weisend: „Wat die Buttermilchen kann, det kann de Eierschulzen noch alle Tage. Un nächsten Freitag, wenn Marchtag is, denn kommen Se wieder bei mich, Freileinchen."

Als Renate mit ihren Schätzen heimkam, standen Peter, Gitta und Lump schon erwartungsvoll unten an der Haustür, um ihr die Lebensmittel mit heraufschleppen zu helfen. „Bringste wieder Kirschen mit?" Peter hatte sich sofort der Eiertüte bemächtigt in der Erwartung, es seien Kirschen darin.

„Nein, heute gibt's Eier und Butter."

„Jawoll, wer's glaubt!" Peter packte die Eiertüte zwischen seinen beiden sportgewöhnten Jungenfäusten. Knacks! machte es und noch mal knacks!

„Meine Eier!" schrie Renate. „Meine Hosen!" schrie Peter, nicht weniger entsetzt. Die goldgelbe Eiersoße lief an Peters Hose hinunter. Lump sprang an ihm empor, um ihm das Rührei von der Hose zu lecken. Daneben stand Gitta und hielt sich die Seiten vor Lachen.

Renates Ruhm als Rechenkünstlerin wuchs von einem Markttag zum andern. Die Eierschulzen erzählte es der Obsthändlerin nebenan, daß sie sich jetzt nicht mehr selbst bei der ollen Abrechnung den Kopf zu zerbrechen brauchte. Wenn sich die Buttermilch, die Eierschulzen und die Obsthändlerin eine „Buchhalterin" leisten konnten, dann konnte das die Schlächterfrau an der andern Ecke erst recht. So dehnte sich Renates „Kundenkreis". Bald brachte sie Obst zur Freude der Geschwister mit nach Hause, bald ein Stück Kaßler zu Mutters Erbsen oder eine Wurst. Renate versorgte jetzt regelmäßig den Haushalt mit Lebensmitteln.

„Die Jugend von heute ist doch praktischer eingestellt als wir Alten", sagte Herr Felsing, kopfschüttelnd sein Kontobuch, in das er seine Zigarettenabsätze einzutragen pflegte, durchsehend. „Ich laufe mir die Füße ab, um ein paar Mark im Monat zu verdienen, und meine Kinder machen das im Handumdrehen. Früher haben die Eltern die Kinder ernährt — — —."

„Und heute ernähren die Kinder die Eltern", fiel Renate lachend dem Vater ins Wort. „Laß dir deinen Spargel heute abend gut schmecken, Vati!"

Achtes Kapitel.

Mit dem Ferienzug in die Welt hinaus.

Die Sommerferien standen vor der Tür. In allen Schulklassen bildete die bevorstehende Ferienreise den Gesprächsstoff. Fast alle Schüler verreisten entweder mit den Eltern, kamen in Kinderheime an der See oder im Gebirge oder wurden als Ferienkinder irgendwohin aufs Land geschickt. Jeder sehnte sich aus dem heißen Häusermeer Berlins hinaus zu grünen Wiesen, zu Wasser und Bergen.

Felsings hatten früher, als der Vater noch seine Anstellung gehabt hatte, auch meistens die Sommerferien in einem kleinen, billigen Ostseebad verlebt. Aber diesmal kam das natürlich gar nicht in Frage. Man mußte froh sein, wenn man halbwegs durch den Monat kam und am Ersten die Miete für die Wohnung, Gas und Licht beisammen hatte.

Dabei hätte Frau Felsing für ihren Mann so sehr ein Herauskommen gewünscht. Er war unfrisch. Das Bewußtsein, seine Familie nicht mehr ernähren zu können, bedrückte ihn ebenso wie die Tatsache, daß seine Kinder zum Lebenserwerb beitragen mußten. Seine Frau sah die Sache ganz anders an. Sie war stolz darauf, daß ihre Kinder so tüchtig waren und einsprangen, wenn's nottat. Es schadete keinem jungen Menschen, wenn er auch noch die Schule besuchte, sich mit den Anforderungen des Lebens auseinanderzusetzen.

Frau Felsing stammte von der Waterkant. Ihr Vater war Kapellmeister in Stettin gewesen. Nach seinem Tode war ihre Mutter nach Stolpmünde, ihrem Geburtsort, übergesiedelt, wo sie mit der kleinen bescheidenen Rente, die sie bezog, auskommen konnte. Sie bewohnte zwei Zimmer mit Veranda und Gärtchen. Früher waren Felsings öfters zur Oma gereist. Für die Kinder bedeutete das die schönste Ferienreise.

Auch diesmal war wieder eine Einladung aus Stolpmünde erfolgt. Die Oma hatte Sehnsucht nach ihrer Tochter und nach den lieben Kinderchen. Zwei oder auch drei könne sie getrost mitbringen. Man würde sie schon unterbringen. Ja, wenn nur nicht das Reisegeld gewesen wäre. Aber auch sonst ging es nicht, nein, es war nicht einzurichten. Frau Felsing überlegte hin und her ... So gern sie ihre Mutter wiedergesehen hätte, es ließ sich nicht ermöglichen. Sie konnte ihren Mann in seiner jetzigen Gemütsverfassung nicht in Berlin allein lassen. Für alle war kein Platz in Omas kleinen Stübchen. Und sie hatte ja auch noch andere Pflichten. Die Mieter wollten versorgt sein; und Wolfgangs Hochschulferien begannen erst zum August. Nein, nein, sie mußte es sich aus dem Kopf schlagen, so verlockend es auch war.

Die Kinder, ja, die könnte man zur Oma schicken. Aber das Reisegeld, woher sollte man nur das Reisegeld für die Kinder nehmen? Die Mutter zerbrach sich den Kopf und fand keinen Ausweg.

Beim Mittagessen erzählte Peter, der Lehrer habe heute Umfrage gehalten, ob Jungs aus der Klasse als Ferienkinder aufs Land geschickt werden wollten, um bei der Landarbeit zu helfen. Sie würden in Bauernhäusern untergebracht werden und als Kinder des Hauses betrachtet. „Ich darf doch mit, Vater? Ja? Au knorke!"

„Ich habe ja noch gar nicht meine Zustimmung gegeben, Peter. Solche Sache will doch in Ruhe überlegt sein." Der Vater war mit seinen Entschlüssen nicht so schnell wie sein Herr Sohn.

„Die Sache ist nicht von der Hand zu weisen, Ernst", nahm die Mutter das Wort, die auch stets rasch von Entschluß war. „Hat man irgendwelche Reisekosten dabei, Peter?"

„Nee, alles ganz für umsonst. Wir werden ja als Ferienkinder verschickt. Und meinen Unterhalt erwerbe ich mir durch Landarbeit." Das klang sehr selbstbewußt.

„Was solch ein Dreikäsehoch schon leisten kann", meinte Wolfgang mitleidig.

Die Bezeichnung „Dreikäsehoch" empörte den Obertertianer mit Recht. „Ist ja bloß der pure Neid von dir. Als ob ich nicht Mist aufladen kann — — —."

„Viel Vergnügen dazu." Renate hielt sich die Nase zu.

„Und Gras mähen kann ich auch, sogar Garben binden. Ist gar nicht schwer. Unser Lehrer sagt, wir erfüllen eine vaterländische Pflicht, wenn wir uns zur Landarbeit melden", rief Peter. „Morgen sollen wir schon Bescheid geben."

„Vater und ich werden es uns überlegen." Damit mußte sich Peter im Augenblick bescheiden.

Die Überlegungen der Eltern endeten damit, daß sie sich einverstanden erklärten, Peter als Ferienkind aufs Land zu schicken. Der Junge war geschickt, und Landarbeit war gesund. Es war gut, wenn die Jugend der deutschen Scholle ihren Ertrag abgewinnen half, um so fester verwuchs sie mit der Heimaterde.

„Hurra — ich werde Landarbeiter!" Jeder im Hause mußte die Freudenkunde vernehmen, selbst Fräulein Lerche und der Japaner.

„Wird Herr Peter haben zu arbeiten schwer. Muß schleppen Sacke, muß gehen mit Ochs an Wagen, muß melken das Kuh und reiten der Pferd. Wird stehen auf mit Sonne und sein mude tot in Abend." Nein, Doktor Ma-wu konnte sich nicht für Landwirtschaft begeistern.

Renate und Gitta sollten während der Ferien zur Oma nach Stolpmünde reisen. Der Vater hatte einen größeren Posten Zigaretten verkauft. Das Reisegeld war beisammen. Dann hatte Frau Felsing wenigstens für ihre drei schulpflichtigen Kinder ausgesorgt. Aber sie stieß auf unvorhergesehenen Widerstand bei Renate.

„Nein, Muttichen, ich laß dich nicht allein hier mit all der Arbeit. Du und der Vater, ihr braucht Erholung viel nötiger als ich. Die Oma wäre auch mächtig enttäuscht, wenn du nicht kämst. Fahrt ihr, Vater und du, mit Gitta. Ich bleibe hier, erledige morgens die Wirtschaft und radle jeden Tag ins Strandbad Wannsee. Da habe ich ebensolche Erholung wie an der Ostsee."

„Und wer kocht das Essen? Wollt ihr euch inzwischen zu Hungerkünstlern ausbilden, Wolfgang und du?"

„Wird alles besorgt, Muttichen. Wenn ich auch noch nicht jedes Gericht kochen kann, Würstchen, Rühreier, Schnitzel, Gemüse

und Flammeri, das verstehe ich schon. Davon kann man gut ein paar Wochen leben."

„Falls mir's nicht schmeckt, esse ich in unserer Hochschulkantine", beruhigte Wolfgang die Mutter.

Trotzdem wollten die Eltern nicht reisen. Danach waren die Zeiten doch wirklich nicht. Und ihrem Mädel, der Renate den Haushalt allein aufzubürden, nein, das konnte Mutti nicht übers Herz bringen. Aber als auch Wolfgang zuredete und Renate außerdem ins Feld führte, daß sie ja Pflichten bei Mutter Buttermilch, der Eierschulzen und den andern Marktfrauen habe und daß sie ihre Kundschaft verlieren würde, wenn sie nicht pünktlich am Markttag zur Abrechnung erscheinen würde, da gab die Mutter nach.

Eines Tages wurden die Koffer gepackt. Es war doch gut, wenn man sich wieder ein bißchen frischen Lebensmut da draußen in der Welt holte.

Peters Abreise gestaltete sich zu einem Ereignis. Er machte die ganze Familie, einschließlich der Mieter, Lump und Goldkehlchen, verrückt. Seinen Koffer wollte er durchaus allein packen. Aber als Mutti nachsehen kam, schlug sie die Hände überm Kopf zusammen. Der Koffer glich mehr einer Rumpelkammer als einem Reisekoffer. Zuunterst hatte er seine Wäsche und die sauber gebügelten Hemdblusen verstaut. Darauf lagen Schuhe, Handwerkszeug, Hammer, Zange, Nägel, Draht, leere Zigarrenkisten, Spulen, ja sogar eine Tüte Gips in lustigem Durcheinander.

„Aber Peter, das kannst du doch nicht alles mitschleppen. Was willst du denn mit all dem Zeug auf dem Lande, Junge?" verwunderte sich die Mutter.

„Kann man alles dort brauchen. Vielleicht gibt's im Trömerhof, wohin ich komme, noch keinen Radioanschluß. Dann lege ich dem Bauer gleich einen an. Auf dem Lande kriegt man nicht alles, was man dazu nötig hat. Gips habe ich auch bei mir, falls ich Löcher in die Wand kloppe", erklärte der praktische Peter.

„Junge, du sollst in Seidorf bei der Landwirtschaft helfen und nicht Radio anlegen und Löcher in die Wände kloppen", stellte ihm die Mutter vor. „Denkst du, die haben da kein Handwerkszeug, daß

du Hammer, Zange und Nägel einpackst? Wichtiger sind Strümpfe, die du vergessen hast."

„Strümpfe? Auf dem Lande? Da geht man barfuß." Peter wollte durchaus keine Strümpfe mitnehmen. Auch Nachthemden hielt er für überflüssig. „Wir schlafen bestimmt dort im Heu. Da braucht man sich gar nicht erst auszuziehen."

„Junge, willst du vier Wochen lang in denselben Sachen rumlaufen und auch noch darin schlafen?" entsetzte sich die Mutter. Sie hielt es doch für geraten, selbst Peters Koffer zu packen.

„Meinen Laubfrosch nehme ich in die Hand", überlegte Peter.

„Was? Der Laubfrosch soll auch mitreisen? Da gibt's im Teich genug Frösche. Den laß mir nur hier in Pension", schlug Renate lachend dem Bruder vor.

„Jawoll! Woher sollte ich dann wohl wissen, wie's Wetter wird? Der Bauer wird sich freuen, wenn ihm mein Laubfrosch prophezeit, ob es regnen wird oder schön bleibt. Auf dem Lande ist das sehr wichtig wegen Heueinfahren und Erntearbeit." Peter war schon ganz und gar Landmann. Trotzdem Renate meinte, der Bauer richte sich betreffs des Wetters nach seinem Hahn — denn „wenn der Hahn kräht auf dem Mist, ändert sich das Wetter, oder es bleibt, wie es ist" —, ließ sich Peter nicht davon abbringen, daß ein Laubfrosch zur Landarbeit unbedingt notwendig sei. Der Laubfrosch wurde in ein Einmachglas gesetzt und reisemäßig verpackt.

Am nächsten Morgen fuhren die Eltern und Gitta zur Oma an die Waterkant, während Peter nebst Laubfrosch nach Seidorf im Riesengebirge abdampfte.

„Ich bring' euch eigengebackenes Brot von selbstgeerntetem Korn mit", rief Peter den ihn zur Bahn geleitenden Geschwistern aus dem mit winkenden Kindern vollgepfropften Zuge zu.

„Ist die Tür auch fest geschlossen?" Peter achtete nicht mehr auf Renates besorgte Frage. Der wedelte noch mit dem heute ausnahmsweise sauberen Taschentuch, als der Zug schon die Laubengelände der Berliner Vorstadt verlassen hatte. So — Peter reckte sich — nun fuhr man zum erstenmal als selbständiger Reisender in die Welt hinaus.

Zu allererst wurden die Mitreisenden in Augenschein genommen. Alles Jungen zwischen zehn und sechzehn Jahren. Jedes Gesicht strahlte freudige Erwartung aus. Der Zug war ein Ferienzug, der die Stadtjugend hinaus aufs Land beförderte.

Gitta sowohl wie Peter hatten als Reisezehrung von dem netten Japaner eine große Schachtel Schokolade erhalten. „Nix zu danken, Herr Peter. Wenn Herr Peter arbeitet auf Land, zu geben uns Brot, wir mussen geben ihm Schokoladen." Damit hatte Doktor Ma-wu jeden Dank zurückgewiesen.

Es dauerte nicht lange, so hatten sich die Jungen miteinander bekannt gemacht. Die Veranlassung gab die Notbremse, die Peter alsbald einer eingehenden Untersuchung unterzog.

„Die kann man viel bequemer einrichten." Peter hatte bereits wieder eine Erfindung im Kopf.

„Du, laß die Pfoten davon", mahnte der Älteste. Er hatte von dem den Ferienzug begleitenden Lehrer die Aufsicht in seinem Abteil erhalten.

„Au, das wäre ein Ulk, wenn wir den Zug plötzlich zum Stehen bringen würden", rief ein Knirps.

„Könnte uns teuer kommen. Soviel Reisegeld haben wir nicht, wie's Strafe kosten würde."

Peter hielt es mit Hinsicht auf sein bescheidenes Geldtäschchen nun doch für richtiger, seine technischen Forschungen lieber auf die Heizungshebel zu verlegen. Nachdem er einige dutzendmal von kalt auf warm und von warm auf kalt gestellt hatte, nachdem auch das Fenster genügend auf- und wieder zugemacht worden war und alle möglichen Verbesserungen daran erörtert, hielt es Peter für Zeit, den Rucksack zu öffnen. Essen konnte er immer. Futtern steckt an. Bald war das ganze Abteil bei bester Arbeit.

Es stellte sich heraus, daß drei der Jungen dasselbe Reiseziel hatten. wie Peter. Sie fuhren bis Hirschberg. Ja, der Knirps kam sogar nach Seidorf auf den Trömerhof wie Peter. Die andern wurden schon in Horka, Lauban und Greiffenberg erwartet. Alle fuhren sie zur Landarbeit. Alle waren sie ungeheuer stolz darauf.

„Unser Lehrer sagt, wir helfen damit am Wiederaufbau des Vaterlandes", sagte der Knirps wichtig.

„Laß dich man nicht von einem Sack Hafer totdrücken", lachte ihn ein Langer aus.

„Komm bloß nicht unter den Pflug, Kleiner", zog ihn ein anderer auf.

„Laß dich ja nicht von einer Kuh verschlucken."

„Oder von einem Stier aufs Horn spießen." Alle überboten sich in Hänseleien.

Der Knirps wurde dunkelrot. „Will einer von euch etwa die Fünfe in die Zehne dividiert kriejen?" fragte er als echter Berliner Junge und hielt seine fünf Finger kampflustig dem lautesten Schreier an die Zähne.

Peter schlug sich als künftiger Kamerad auf seine Seite. „Der — wie heißt du denn, Junge? — der Fritz hat recht. Wer ihn nicht in Frieden läßt, kriegt's mit mir zu tun." Er stand schon boxbereit.

Es wäre sicher zur schönsten Rauferei in dem engen Abteil gekommen, wenn der Älteste nicht seiner Pflicht als Aufsicht eingedenk gewesen wäre.

„Gebt Ruhe, ihr Kampfhähne. Der Kleine hat mehr Mut als ihr. Wenn alle gegen einen vorgehen, das ist jämmerlich." Da waren sie plötzlich alle wieder ein Herz und eine Seele.

Man kam durch den Spreewald. Blonde und braune Köpfe drängten sich an den Fenstern, um einen Storch zu sehen, der auf rotem Bein mitten auf der grünen Wiese stand. Man wettete, wie viele Windmühlen man bis Kottbus zählen würde. Die Großstadtjugend, die zwischen Steinmauern aufwuchs, war von jedem Dorf, das mit seinem Kirchturm aus blühenden Sommergärten lugte, begeistert.

„Haach, die schönen Kirschen!" Eine Kirschenallee lief neben dem Bahngleis dahin. Kleine Nackedeis wateten in einem Dorfteich. Ach, wer doch jetzt auch ein Bad nehmen könnte. Die Julisonne brannte heiß. Auf den Feldern waren allenthalben Leute beim Heuen.

„Ich habe schon einmal eine Wiese bei meinem Onkel gemäht", erzählte ein Junge. „Will verstanden sein."

„Na, was ein richtiger Berliner Junge ist, der wird ja wohl auch noch mit einer Sense fertig werden.“ Sie hatten alle kolossales Zutrauen zu sich.

Es wurde immer heißer. Zur Mittagszeit machte man die traurige Entdeckung, daß die verschiedenen Rucksäcke bereits zum Frühstück leergefuttert waren. Auch das mitgenommene Obst, das man kameradschaftlich miteinander geteilt hatte, war längst in den Magen gewandert. Nun hieß es hungern und durften.

Peter überlegte, ob er seine Schokolade von Doktor Ma-wu opfern sollte. Wolfgang und Renate hatten bereits ein Stück davon erhalten. Sich selbst hatte Peter schon verschiedene Stücke zu Gemüte geführt. Er hätte sie ganz gern allein verzehrt. Aber der Kameradschaftsgeist siegte über seine Verfressenheit. Mit freudigem Hallo wurde die Schokolade begrüßt. Im Umsehen war sie verschwunden.

„Auf dem Lande gibt es abends saure Milch und Pellkartoffeln.“ Jeder genoß schon die Vorfreude auf die erquickende Mahlzeit und leckte sich die trockenen Lippen.

Die Unterhaltung stockte allmählich. Jugendverbände und Sportvereinigungen, zu denen die einzelnen gehörten, waren nun genügend erörtert worden.

Peter wurde dazu „gekeilt“ — das war der technische Ausdruck, den man aus der Studentensprache übernommen hatte —, in den S. C. C. — Sport-Club Charlottenburg — einzutreten. Es war schon immer sein Wunsch gewesen. Aber am Beitrag war es gescheitert.

„Wenn mein Vater wieder eine Stellung findet, trete ich bei“, versprach Peter.

Schließlich waren sie so abgespannt von der Hitze und dem Durst, daß nicht mal der Laubfrosch, dem irgendeiner der Jungen alle paar Minuten einen Besuch abstattete, um festzustellen, ob er auch noch da war, sie interessierte.

Da ratterte der Zug in die große Bahnhofshalle von Görlitz. Kellner mit kalter Milch und kleine Pikkolos mit Pfannkuchen liefen am Zuge entlang. Wer doch Geld genug hätte, um sich eine Erquickung

zu kaufen. Jeder überlegte, ob er wohl diese Ausgabe von dem schmalen Reisegeld machen dürfte.

Aber was war das? In jedes Abteil wurden Milchbecher und Pfannkuchen hineingereicht, soviel Jungen darin waren, soviel Becher. Die Stadt Görlitz labte die Berliner Ferienkinder. Das war ein Jubel. Wie das schmeckte, wie das erquickte. Einer wollte mogeln und einen zweiten Pfannkuchen erwischen. Aber die andern paßten ganz genau auf, daß alles rechtmäßig verteilt wurde. Neugestärkt konnte die Reise weitergehen.

Nun leerte sich der Ferienzug allmählich. Einer nach dem andern hatte sein Ziel erreicht. Zuletzt waren nur noch die bis Hirschberg fahrenden Jungen in Peters Abteil. Da tauchte ja auch schon das Riesengebirge auf.

„Die Schneekoppe — dort, du Döskopp —, so klar, daß man die Koppenhäuser erkennt“, erklärte der Große, der zu seinem Onkel fuhr und das Riesengebirge bereits kannte.

„Prima Sache! Da muß ich rauf!“ Peter griff nach seinem Rucksack, als ob es gleich losgehen solle.

„Und die Landarbeit kann hinterherlaufen“, lachte ihn der Große aus.

„Sonntags wird nicht gearbeitet. Da geht's auf die Berge. Juchhu!“ Peter war plötzlich wieder ganz munter.

Der Zug umzog das Städtchen Hirschberg, das den Kindern aus den Rübezahlsagen bekannt war. Da hielt er. Endlich am Ziel.

Der Große hatte seinen Onkel bereits entdeckt. Er dachte nicht mehr an seine Pflicht, die Reisekameraden dem sie erwartenden Landwirt zu übergeben. Mit wohlwollendem Knuff „Macht's gut“ trollte er sich davon.

Die beiden Reisenden Peter und der Knirps wurden von dem Menschenstrom mitgerissen. Peter hielt seinen Laubfrosch im Arm. Wenn ihm nur keiner in dem Gedränge das Glas aus der Hand riß. Kaum hatte er es gedacht, da stolperte er auch schon an der Treppe. Er hatte die Stufen übersehen. Klirr — da lag das Glas in Scherben auf den Steinen. Der Frosch aber hüpfte vergnügt in die Welt hinaus.

„Mein Laubfrosch!“ Peter wollte hinterdrein. Der Frosch war schneller als er. In dem Feriengewühl war er nicht mehr zu finden. Peter mußte ohne sein lebendes Barometer nach Seidorf.

„Daran war sicher Rübezahl schuld“, lachte der Knirps den betrübten Peter aus.

Nun standen die beiden Jungen an dem Bahnhofseingang und hielten Umschau. Dort sollten sie in Empfang genommen werden. Da gab es Reisende, Touristen, Gepäckträger, Kutscher und Hoteldiener. Aber nach dem Bauer hielt Peter vergeblich Umschau. Er stellte sich ihn mit hohen Stulpstiefeln und einem buntkarierten Halstuch statt des Kragens vor. Sicher hatte er eine Peitsche in der Hand. Und einen Leiterwagen würde er wohl aus Seidorf mitgebracht haben. Vielleicht hatte er gleich in Hirschberg Heu verkauft, überlegte Peter praktisch. Ob der Leiterwagen mit Ochsen oder mit Pferden bespannt war?

„Du, vielleicht läßt mich der Bauer selbst fahren, Fritz.“

„Welcher Bauer?“

„Na, der Bauer Trömer, zu dem wir kommen, du Schafskopp.“ So bekannt waren sie schon unterwegs geworden.

Ein Herr, der die Worte gehört hatte, schmunzelte. Dann trat er zu den beiden Jungen.

„Seid ihr Peter Felsing und Fritz Kunze aus Berlin?“ erkundigte er sich.

Peter schlug wohlerzogen die Hacken zusammen. „Jawohl, Peter Felsing.“

„Da seid willkommen, ihr Jungen.“ Er reichte den beiden die Hand.

Nanu? Das war doch kein Bauer. Das war doch ein Herr in einem gelben Leinenmantel. Auch von einem Leiterwagen war nichts zu entdecken. Der Herr schritt den Jungen voran zu einem Auto. Peter stieß Fritz an. „Knorke!“

„Steigt ein, meine Herren. Die Koffer könnt ihr mit hineinstellen.“

„Darf ich nicht beim Chauffeur sitzen?“ erkundigte sich Peter.

„Meinetwegen.“ Der Fremde kurbelte das Auto an. Er fuhr selbst. Voller Interesse schaute Peter zu. Und dann ging's los.

Neuntes Kapitel.

Berliner Jungen zur Landarbeit.

Durch das alte Städtchen mit den Bogengängen um den Marktplatz ratterte das Auto. Enge Straßen, dann kam das neue Villenviertel, und nun sauste der Wagen die Chaussee entlang. Durch Wiesen, Felder und Wälder, Weiler und Dörfer auf die blauende Gebirgskette zu. Leider hatte Peter sehr wenig Blick für die Schönheit der vorüberfliegenden Natur. Sein ganzes Interesse war auf die Autosteuerung gerichtet. So — jetzt die Kurve genommen — Peter wußte bereits Bescheid, worauf es ankam. Er wollte es sich doch noch mal überlegen, ob er später mal Flieger oder Rennfahrer werden sollte. Als Zaungast, auf einem Baum sitzend, hatte er in Berlin schon öfters dem Avusrennen beigewohnt. Ob der Herr ihn vielleicht mal steuern ließ?

„Ich kann auch schon fahren“, äußerte Peter. „Das ist ganz einfach.“

„Na, so ganz einfach ist das doch wohl nicht, mein Junge.“

„Darf ich es mal jetzt auf der graden Strecke probieren?“

Wie erwartungsvoll die blauen Jungenaugen den Chauffeur ansahen.

„Nee, das darfst du nicht. Dann könnten wir unsere Knochen wahrscheinlich nachher im Schnupptuch zusammensuchen.“

Peter war abgeblitzt. Das nahm er aber nicht weiter übel. Er sah seinen Nachbar prüfend von der Seite an. Sicher war er ein Bekannter des Bauern, der in Hirschberg zu tun gehabt hatte und sie beide in seinem Auto bis Seidorf mitnehmen sollte.

„Sind Sie so freundlich, uns bei dem Bauer Trömer abzusetzen?“ erkundigte er sich.

Es zuckte wieder belustigt um Mund und Augen des Herrn. „Ja, das will ich gern tun", versprach er.

Die Chaussee stieg an. Die Vorberge rückten näher. Saat- und Getreidefelder kletterten die Berge hinauf.

„Jetzt kommen wir nach Seidorf", erklärte der Herr. Es war ein stattliches Dorf. Blumenumrankte Landhäuser wechselten mit bescheidenen Dorfhäuschen. Das Auto bog von der Chaussee ab, fuhr durch Felder, Kartoffeläcker und Wiesen an einem Teich vorbei und stoppte vor einem Gutshof.

„Da wären wir, das ist der Trömerhof", sagte der Herr.

Peter ergriff den Handkoffer und machte eine Verbeugung. „Besten Dank!" Damit verabschiedete er sich von dem freundlichen Herrn.

Aus dem Gutshof kam ein Mann in blauer Leinenjoppe. Er hatte eine Pfeife im Munde. Das war sicher der Bauer.

„Guten Tag, Herr Trömer. Ich bin Peter Felsing, und das ist hier Fritz Kunze. Vielen Dank, daß wir zu Ihnen in den Ferien kommen dürfen. Wir wollen auch feste helfen bei der Landwirtschaft."

Der Mann in der blauen Joppe schob die Pfeife in den andern Mundwinkel. „Nu jo jo, nää nää", sagte er und nichts weiter. Nahm die Koffer und ging damit in den Hof. Peter und Fritz hinterdrein. Na, der Empfang war ja nicht gerade sehr liebenswürdig. Aber Bauern sind meistens wortkarg.

Gänse und Enten kamen auf dem viereckigen Gutshof angewatschelt und schnatterten den Berliner Jungen ihren Willkomm zu. Ein großer Schäferhund sprang ihnen mit lautem Gebell entgegen und umkreiste sie mißtrauisch.

„Beißt er auch nicht?" erkundigte sich der Knirps etwas ängstlich.

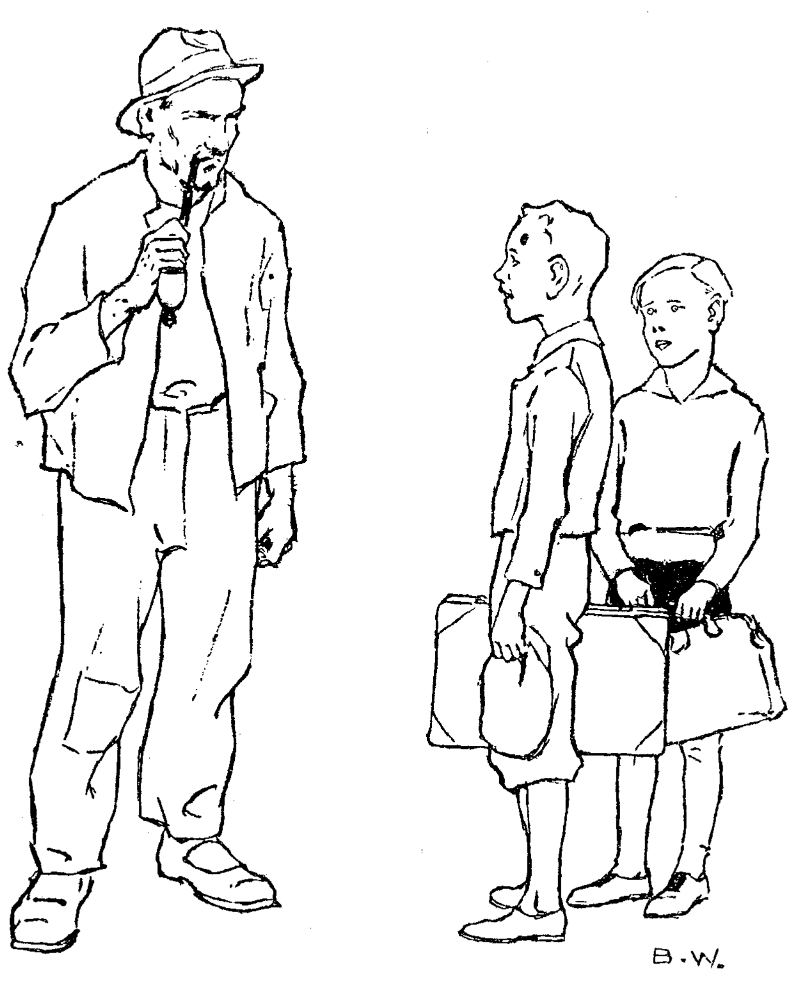
Ehe Peter noch antworten konnte, erschien auf den Steinstufen, die zum Hause führten, eine Dame in einem hellen Sommerkleide. „Hierher, Wolf!" rief sie den Hund. „Schaffen Sie die Koffer von den Jungen nach oben ins Fremdenzimmer, Joseph", fügte sie zu dem Bauer in der blauen Leinenjoppe hinzu. „Seid herzlich willkommen, liebe Kinder. Ich hoffe, daß ihr euch bei uns wohl fühlt."



Ury, Jugend voraus!

Gitta öffnete die Tür. Nanu? Was war denn das? Da brannten wie in jedem Jahr Lichtchen auf einem weißgedeckten Tisch.

Peter vergaß seine Verbeugung vor lauter Staunen. Das war die Frau Trömer, die Bäuerin, die er sich im Kuhstall mit buntem



Kopftuch vorgestellt hatte? Das war ja eine Dame, genau wie seine Mutti. Und da war ja auch der Herr, der sie hergefahren hatte.

„Die Jungen wollen halt zum Bauer Trömer", sagte er, mit den Augen zwinkernd.

„Da bin ich die Bäuerin", lachte die Dame.

„Vatel — Vatel." Das Treppengeländer kamen zwei Blondköpfe herabgerutscht und wurden von dem Herrn aufgefangen. „Das ist der Hansel und das der Maxel. Für ihre sechs und sieben Jahre schon rechte Frechdachsel."

Mit weit aufgerissenen Augen starrten die beiden Flachsköpfe die fremden Jungen an. „Die sind ja schon viel zu groß zum Spielen." Sie waren sichtlich enttäuscht.

Peter riß die Augen nicht weniger weit auf. Vatel — natürlich, der fremde Herr war selbst Herr Trömer. Er hatte sich mit seinem Bauer unsterblich blamiert. Und da sagte man noch, daß die Berliner Jungen helle sind.

„Entschuldigen Sie, Herr Trömer", begann der sonst so kecke Peter recht kleinlaut.

„Was denn?" fiel ihm Herr Trömer ins Wort.

„Daß ich gedacht habe, Sie wären ein Bauer."

„Ich bin stolz darauf, daß ich ein Bauer bin, wenn du ihn dir auch vielleicht anders vorgestellt hast. Jeder Landwirt, der seine Scholle bebaut, ist ein Bauer. Der Bauernstand ist der Grundstein unseres deutschen Volkes."

Na also! Dann war er ja gar nicht so dämlich gewesen. Peters Selbstbewußtsein richtete sich wieder empor.

„Kinder, zeigt den Jungen ihr Zimmer und auch die Badestube", ordnete die Mutter an. „Ihr habt gewiß eine sehr heiße Reise gehabt. Ihr könnt duschen und euch dann zur Vesper auf der Veranda einfinden."

Badestube — duschen? Es hätte ja doch genügt, wenn sie sich die Hände unter der Plumpe auf dem Hof gewaschen hätten. Hansel und Maxel zogen die fremden Jungen die Treppe hinauf. Wolf gab ihnen ebenfalls das Geleit, was dem Knirps ziemlich unbehaglich war. „Da wohnt ihr." Der eine der kleinen Führer riß die Tür zu einer hübschen, ziemlich geräumigen Giebelstube auf. Es standen zwei Betten darin. Also mit dem Schlafen auf dem Heuboden war es nichts. Gut, daß Mutti ihm doch noch Nachthemden eingepackt hatte.

„Das ist die Badestube — aber spritzt nicht alles voll", sagte einer der kleinen Frechdachse.

„Dürfen wir zugucken? Schreit ihr, wenn die kalte Dusche kommt?" erkundigte sich der andere erwartungsvoll.

Es ging sehr schnell mit dem Duschen. Denn die Vesper war Peter und Fritz eigentlich wichtiger. Die Blondköpfe schienen etwas enttäuscht, daß keiner von den großen Jungen unter der Dusche schrie. Aber als sie dann alle fünf, Wolf mit eingerechnet, in der von roten Rankrosen umkletterten Veranda erschienen, jeder der beiden Berliner Jungen einen Flachskopf huckepack auf dem Rücken, da war die Freundschaft geschlossen.

Es gab Erdbeermilch und einen ganzen Berg Butterschnitten zur Vesper. Herrlich! Die von der Reise ausgehungerten Jungen taten der ersten Mahlzeit auf Trömerhof alle Ehre an.

„Na, Jungen, wenn ihr beim Arbeiten auch solche Klinge schlagt wie beim Essen, werden wir ja tüchtige Hilfe durch euch haben." Der Gutsbesitzer freute sich augenscheinlich über den guten Appetit seiner jungen Gäste. Neben dem Tisch stand ein weißes, hohes Kinderstühlchen. Darauf thronte das Trömersche Nesthäkchen, Klein-Christel. Peter war von dem jauchzenden, mit dem Löffel nach der Schüssel angelnden kleinen Blondkopf nicht weniger begeistert als von der Erdbeermilch. Nur hatte er sich die Mahlzeit bäuerlicher vorgestellt. Er hatte geglaubt, daß jeder mit seinem Löffel in die gemeinsame Schüssel fahren würde, und hatte sich schon darauf gefreut, das meiste dabei zu erwischen. Nun gab es hier Teller und silberne Bestecks genau so wie zu Hause.

„Meine Mutti müßte die vielen schönen Blumen hier auf der Veranda sehen", sagte Peter, sich umschauend.

„Habt ihr daheim gar kein kleines Gärtchen?" erkundigte sich Frau Trömer, der es gefiel, daß der Junge gleich an seine Mutter dachte.

„Nee, bloß 'nen Balkon. Und da wohnt jetzt ein Japaner. Weil wir nämlich vermieten mußten, seitdem Vater abgebaut ist", berichtete Peter.

Herr Trömer wußte Bescheid. Er hatte als Bedingung Söhne von erwerbslosen Berlinern angefordert, um ihnen ein paar schöne Ferienwochen in Luft und Sonne zuteil werden zu lassen.

„Und ihr, habt ihr zu Hause ein paar Blumen, Fritz?" wandte sich Frau Trömer an den zweiten Berliner Gast. Fritz, der bisher den Mund nur zum Kauen aufgemacht hatte, zuckte die Achseln.

„Man bloß 'n Schnittlauchtopp." Es kam ihm beinahe komisch vor, daß seine Mutter, die den ganzen Tag Reinmachestellen hatte, seitdem Vater aus der Fabrik entlassen war, in ihrer engen und düsteren Hofwohnung Blumen pflanzen sollte.

Frau Trömer sah den Jungen mit mütterlichem Verständnis an. Der hatte sicher noch nicht viel Sonne in seinem Leben kennengelernt. „Wie alt bist du, Fritz?"

„Gerade dreizehn."

„Mensch, da bist du ja nicht viel jünger als ich und dabei 'n ganzen Kopf kleiner", rief Peter erstaunt. „Treibste denn gar keinen Sport, Mensch?"

„Aber feste." Der Knirps straffte seine Arme, um seine Muskeln zu zeigen. „Ich kann man bloß nich immer mit auf'n Sportplatz, weil ich nachmittags Laufbursche beim Kaufmann bin. Da muß ich manchmal nich schlecht schleppen." Er warf sich wichtig in die Brust.

„Wir werden euch hier auf Trömerhof schon rausfuttern", meinte der Gutsherr. „Jetzt könnt ihr mit in die Stallungen kommen. Ich mache meinen Abendrundgang."

Die Jungen waren sofort dabei. Aber es war für Peter nicht so einfach, von Klein-Christel fortzukommen. Das kleine etwa anderthalbjährige Ding hatte an Peter Wohlgefallen gefunden. Mit seinem dicken Patschhändchen hielt es den Jungen an seinem blonden Haar fest.

„Au — Mädel, du ziepst ja!" Das „Mädel" kreischte vor Vergnügen, weil der große Junge schrie. Immer wieder packte es Peters Haarschopf, den dieser der Kleinen geduldig hinhielt, um sich dann mit lautem „Au!" wieder freizumachen.

Lachend sah die Mutter dem Spiel zu. Ein netter Junge schien der Peter zu sein. Der jedoch war sich seiner Pflichten bewußt. Er war nicht zu Klein-Christels Vergnügen nach Trömerhof gekommen, sondern um bei der Landwirtschaft zu helfen. So ließ er Klein-Christel in ihrem Kauderwelsch hinter ihm her schimpfen und schloß sich den

Männern, bestehend aus Herrn Trömer, dem Knecht Joseph, dem Knirps und den beiden Flachsköpfen, auf ihrem Rundgang durch die Wirtschaft an.

Auf dem Hof machte er die Bekanntschaft von Max und Moritz, zwei ganz gleich aussehenden braunen Dackeln. Es war Peter ein



Rätsel, woran man die beiden unterscheiden konnte. In der Sonne auf den Steinen lagen Schnurr, der Kater, und Minchen, die Katze, faul sich räkelnd. Sie blinzelten die neuen Hausgenossen aus grünen Katzenaugen gleichgültig an. Ein bunter Hahn mit scharrendem Hennenvolk thronte auf dem großen Dunghaufen in der Ecke des Hofes. Eine Kückenmutter führte ihre sechs Kleinen, gelb und pflaumenweich wie Eidotter, in der Nachmittagssonne spazieren.

„Der Komposthaufen ist das Reklameschild für einen Bauern- oder Gutshof. Je größer der Komposthaufen, desto besser die Wirtschaft", erklärte der Landwirt seinen beiden jungen Begleitern.

Die beiden Stadtjungen sahen ihn ziemlich verständnislos an. Sie hatten alle beide noch nichts von Kompost gehört und wußten nicht, daß man den Dunghaufen darunter verstand. Den Dünger-haufen nannte man in Berlin Mist. So glaubte Peter, Herr Trömer meinte Kompott. Gewiß nannte man das hier in Schlesien Kompost.

„Ich esse auch gern Kompost in Haufen", bemerkte Peter als gelehriger Schüler.

„Was?" Herr Trömer traute seinen Ohren nicht. „Na, guten Appetit dazu!" Er brach in schallendes Gelächter aus. Die kleinen Frechdachse stimmten sofort darin ein, trotzdem sie gar nicht recht wußten warum. Die beiden Dackel, die noch weniger den Grund kannten, fielen ebenfalls kläffend ein. Ja selbst der Hahn krähte hell vor Vergnügen. Peter stieg das Blut zu Kopf. Daß selbst der Knirps, der auch nicht schlauer war als er, so unkameradschaftlich mitgrinste, trug ihm von Peter einen heimlichen Knuff ein. Fritz nahm keinen Knuff ohne Gegenpuff hin, das war Ehrensache bei jedem Jungen.

Was — der Knirps wollte sich mausig machen? Peter stemmte die Arme und ging mit erhobenen Fäusten auf Fritz los. Im Umsehen gab es auf dem Gutshof die schönste Keilerei. Maxel und Hansel ergriffen begeistert Partei, schrien: „Jetzt gibt's Schnicke!" und prügelten wacker mit. Das war etwas für die beiden. Auch Max und Moritz sprangen bellend dazwischen. Herr Trömer aber hatte aufgehört zu lachen. „Wollt ihr wohl auseinander, ihr Bengel? Gehen hier wie die Ziegenböcke aufeinander los. Ich denke, ihr seid zum Helfen nach Trömerhof gekommen? Verdreschen könnt ihr euch auch in Berlin!"

Peter ließ die Arme sinken und schämte sich. Da hatte er sich ja gleich nett in Trömerhof eingeführt. Wenn ihn Mutti so gesehen hätte. Er hatte zum Glück keine Zeit, lange unangenehmen Gedanken nachzuhängen. Der Kuhstall, den sie betraten, beanspruchte sein volles Interesse. Dämmerlicht erfüllte ihn. Es roch nach warmem Kuhdunst. Da standen sie, fliegenumsurrt, wie die Soldaten in Reih und Glied: Bleß, Liesel, Schecke, Braun, Samthaut und Rosel. Eine jede erhielt von dem Gutsherrn einen aufmunternden Klaps

auf die Flanken und wurde den Berliner Jungen mit Namen vorgestellt.

„Schönes Vieh", meinte Peter in sachkundigem Ton, obgleich er noch nicht viele Kühe in seinem Leben gesehen hatte.

Herr Trömer dachte bei sich: Berliner Großschnauze, aber sagte nichts. Der würde sich schon seinen großen Mund auf Trömerhof abgewöhnen.

Auf niedrigen Schemeln hockten Mägde mit bunten Kopftüchern neben den Kühen beim Melken. Das weiße Naß schäumte in die Blecheimer.

Peter schaute interessiert zu. „Das ist eigentlich furchtbar leicht, zu melken", urteilte er vorschnell, „kann jedes Kind."

„Du mußt es halt mal versuchen, mein Sohn", meinte der Gutsherr mit heimlichem Lächeln.

„Ja — wirklich — darf ich?" Peter wagte nicht, daran zu glauben.

„Meinetwegen, wenn es dir Spaß macht."

Eine Magd erhob sich und räumte dem Jungen ihren Schemel neben der bunten Rosel ein. Warum grinste sie denn dabei?

Trotzdem Peter ein mutiger Junge war, klopfte sein Herz doch etwas rascher, als er nun so in unmittelbarer Nähe neben der Kuh Platz nehmen mußte. Ach was, eine Kuh war ja harmlos, die tat keinem was zuleide. Bloß nicht zeigen, daß es ihm nicht ganz geheuer dabei zumute war. Sonst wurde er als Stadtjunge am Ende wieder ausgelacht.

Er begann an den Eutern zu ziehen, wie er das bei den Milchmägden beobachtet hatte. Rosel, die Kuh, merkte sofort die fremde Hand. Sie wurde unruhig und gab keine Milch. Bockig bist du, du Viech — ih, das wäre ja noch schöner, dachte Peter und begann aus Leibeskräften zu ziehen. Da machte Rosel empört einen Satz und warf mit dem Hinterfuß den Milcheimer um. Der ergoß sich über Peters Beine. Mit dem langen Quastenschwanz versetzte die Kuh ihm erzieherisch noch — witsch — wutsch — ein paar rechts und links hinter die Ohren. So, du dummer Junge, ein andermal laß die Hände von Dingen, die du nicht verstehst!

Unbändiges Lachen hatte sich im Stall erhoben. Die Mägde kreischten vor Vergnügen. Der Herr hielt sich die Seiten vor Lachen. Die drei Jungen, Fritz, Maxel und Hansel, quiekten wie die Schweine. Joseph, der Knecht, tat die Pfeife aus dem Munde und meinte tröstend zu dem sich in Sicherheit bringenden Peter: „Lährgeld muß halt ein jädes bezahlen. A jädes Ding will halt gelernt sein, Jungele."

Na, fürs erste hatte Peter vom Melken genug. Es war nun heute schon das zweitemal, daß er auf Trömerhof ausgelacht worden war.

„Siehst du, mein Junge", sagte Herr Trömer, als sie jetzt weiter in die Kälberkinderstube gingen, „man muß nicht alles verstehen und können wollen. Junge Menschen müssen erst lernen."

Ja, Peter wollte von nun an wirklich bescheidener sein, wenn er auch Großstädter war.

Die Kälbchen mit ihrem seidenweichen Fell, mit dem dummen Schnäuzchen und den Glotzaugen waren allerliebst. Wie ausgelassene Gören sprangen sie durcheinander.

In dem danebenliegenden Schweinestall roch es abscheulich. Die Schweine grunzten, scharrten mit dem Rüssel in ihrem Trog und blinzelten die Eindringlinge aus kleinen Äuglein mißtrauisch an.

„Das hat ja Schlitzaugen wie unser Japaner", stellte Peter, der schon wieder ganz obenauf war, fest.

Rosige Ferkelchen, wie aus Marzipan, drängten sich um das Mutterschwein. Was mochten die auf Trömerhof für viele Schinken in der Vorratskammer haben. Peter hatte trotz der ausgiebigen Vesper schon wieder Appetit.

Jetzt ging es noch in den Pferdestall. Da standen die großen derben Ackergäule nickend vor ihren vollen Krippen. Daneben drehte Betti, die Fuchsstute, den Kopf nach ihrem Herrn. Sie war Herrn Trömers Reitpferd und wurde von den Kindern mit Zucker gefüttert. Auch die reizenden kleinen Fohlen daneben schnupperten nach dem Zucker wie Kinder nach Bonbons.

„Wenn sie groß sind, lernen wir auf ihnen reiten", erzählte Hansel wichtig.

Reiten — au ja, das mußte famos sein. Peter nahm sich vor, auf Trömerhof reiten zu lernen. Sein Vater pflegte immer zu sagen, alles, was man im Leben kann, ist wertvoll. Vielleicht wurde er mal später Landwirt. Bis auf das Melken gefiel ihm ja die Landwirtschaft recht gut.

„Nun müßt ihr noch unsere Karnickel kennenlernen." Hansel und Maxel zogen die fremden Jungen zum Kaninchenstall. Vorwitzig öffneten sie die Lattentür — hops — da hopsten, sprangen, purzelten die weißen, braunen und grauen Karnickel heraus in den Hof, als ob sie nur auf diesen Augenblick gewartet hätten.

„Kinder, ihr sollt doch die Hände von dem Stall lassen", schalt der Vater. „Wer soll die nun wieder einfangen?"

„Werden wir schon kriegen, die Bande", lachte Peter und machte sich mit Fritz auf die Jagd. Jawoll — die Karnickel warteten gerade auf Berliner Jungen. Peter hatte flinke Beine, aber die Ausreißer waren noch viel schneller. Sobald er eins packen wollte, griff er in die Luft. Hansel und Maxel verstanden es viel besser, die Flüchtlinge einzufangen. Die scheuchten sie nicht, sondern lockten sie mit frischen Grasbüscheln. Bald war die ganze Gesellschaft wieder beisammen im Stall.

Siehst du, Peter, man kann sogar von den Dreikäsehoch Hansel und Maxel lernen.

Nachdem der Taubenschlag und das Bienenhaus mit seinen kunstvollen Waben noch besichtigt worden war, nachdem noch der dicken Mamsell, die wie ein Schmalzpfannkuchen aussah, die Berliner Gäste vorgestellt worden waren, hatten sie alle zwei- und vierfüßigen Bewohner vom Trömerhof kennengelernt. Punkt sieben Uhr stand das Abendessen in der Veranda bereit. Eine große Kanne Buttermilch machte die Runde. Eier mit Speck, frischer Salat dufteten mit Jasmin und Linden um die Wette. Peter war schon ganz zu Hause. War er wirklich erst einige Stunden auf Trömerhof? Er half dem Hausherrn die Futternäpfe für die Hunde füllen, band den Kindern die Lätze um und fühlte sich als Familienmitglied. Fritz dagegen blieb fremd und scheu. Der Unterschied zwischen seiner düsteren Hofwohnung und diesem ländlichen Paradies war zu groß. Er kam

sich vor wie im Theater, das er einmal von der Schule aus besucht hatte. Bald würde der Vorhang fallen, und alles war zu Ende. Es war ja viel zu schön, um Wirklichkeit zu sein.

Nach dem Abendessen führte die Hausfrau die Jungen in ihr Reich, in den Obst-, Gemüse- und Blumengarten. Da gab es Erdbeer- und Spargelfelder, Spalierobst, Johannisbeer- und Stachelbeersträucher, von denen man schmausen durfte. Peter stieß Fritz an: „Mensch, haste dir das so knorke hier vorgestellt?" Das war das höchste Lob, das er Trömerhof zu spenden hatte.

Zehntes Kapitel.

Peter wird bescheiden.

Um vier Uhr morgens wurde auf Trömerhof geweckt. Kikeriki — der Hahn schrie sich die Kehle heiser. Wer Landarbeit machen will, muß mit der Sonne aus den Federn.

„Hu — a — uh." Peter gähnte herzbrechend. Was, jetzt sollte er schon aufstehen? Er war doch eben erst schlafen gegangen. Fritz war eins, zwei, drei aus dem Bett. Der war daran gewöhnt, früh aufzustehen. Der half des Morgens noch vor der Schule dem Vater Zeitungen austragen.

„Du — die Gäule werden schon vor den Leiterwagen gespannt", rief Fritz, der am offenen Fenster Toilette machte.

Da bequemte sich auch Peter zum Aufstehen. Die kalte Dusche machte ihn vollends munter. Das Anziehen dauerte keine fünf Minuten. Hemd und Hose — fertig war er.

„Gehste barfuß?" erkundigte sich Fritz.

„Klar, Mensch — auf dem Lande. Da sollen dich wohl die Hühner auslachen, wenn du mit Schuh und Strümpfen wie ein Geck zur Landarbeit einherstolzierst."

Frau Trömer, die trotz der frühen Stunde schon am Frühstückstisch war, schien anderer Meinung zu sein als Peter.

„Barfuß könnt ihr nicht laufen. Bei uns im Gebirge gibt's scharfe Steine; ihr könnt euch was in die Füße treten, Kinder. Zieht euch wenigstens Schuhe an."

Zu Hause bei Mutti hätte Peter sicherlich allerlei Einwendungen gemacht. Hier wagte er das nicht. Nachdem die Jungen genügend Milch und Butterschnitten vertilgt hatten, traten sie in Schuhen zur Landarbeit an.

„Ihr sollt mit dem Leiterwagen auf die Wiesen zum Kleeschneiden fahren und hernach auf dem Acker Frühkartoffeln buddeln", ordnete der Gutsherr an. „Joseph, satteln Sie mir die Betti."

„Hurra!" Leiterwagen — Kartoffelnbuddeln — das war nach Peters Sinn. Er klopfte den braunen Gäulen wohlwollend auf den Rücken und war mit einem Sprung auf dem Wagen. Fritz wollte es ihm nachmachen und stieß sich dabei sein Knie. Es tat eklig weh, aber ein richtiger Junge verbeißt den Schmerz.

Joseph in seiner blauen Joppe nahm auf Kartoffelsäcken Platz. Er schnalzte mit der Zunge. Die Gäule zogen an.

Da kam es schreiend hinterhergejagt. „Halt — halt — wir wollen mit — wir müssen auch noch mit!" Zwei kleine Hemdenmätze, Hansel und Maxel, waren aus der Kinderstube ausgekniffen. Sie wurden von der Mutter und dem Kindermädchen wieder eingefangen.

„Später, wenn ich mit der Erdbeerernte fertig bin, gehen wir nach", vertröstete die Mutter ihre Kleinen.

„Nee, Muttel, wir wollen halt mit dem Leiterwagen fahren — ich will auf dem Braunen reiten — Fritzel und Päterle sollen auf uns warten!" Ihr Geheul mischte sich mit dem Gekläff der beiden Dackel. Max und Moritz waren ebenfalls empört, daß sie zu Hause bleiben mußten, während der Herr dem Schäferhund Wolf pfiff.

Es war ein wonniger Sommermorgen. In den Ebereschenbäumen, die den Karrenweg besäumten, zwitscherte und jubilierte es in allen Tonarten. Würziger Wiesenduft erfüllte die Luft; Schmetterlinge gaukelten um Phlox und Rosen in den Bauerngärten. In zartblauem Dunst wellte sich die Riesengebirgskette.

„Wir in dem ollen Berlin wissen jar nich, wie schön's in der Welt is", meinte Fritz, die gute Luft tief einatmend.

„Bei uns am Wannsee und an der Havel ist es auch sehr schön", widersprach Peter als Berliner Patriot. „Und auch der Lietzensee ist nicht zu verachten."

„Na ja, wenn du Jeld hast rauszufahren."

„Ich radele."

„Zum Rad jehört auch Jeld."

Peter schwieg nachdenklich. War er nicht manchmal unzufrieden gewesen, weil er auf irgendwas verzichten mußte, was seine Schulfreunde, deren Väter nicht stellungslos waren, bekamen? Fritz, der im Hinterhause in einer bevölkerten Straße im Norden Berlins wohnte, war dankbar für jeden grünen Baum, den er sah. Oben auf dem Leiterwagen wurde Peter auf einmal klar, wie gut er es eigentlich hatte.

An einer roten Kleewiese hielt der Wagen. Peter sprang herunter. Fritz folgte langsamer. Das Knie schmerzte noch immer. Joseph spannte die Pferde aus und trieb sie auf Weideland. Er nahm Sense und Rechen unter einem Sack hervor. „Nu wärden mer halt a Kläă schneiden", sagte er und zog die blaue Jacke aus.

„Darf ich — bitte, Herr Joseph, darf ich schneiden?" rief Peter eifrig.

„Nu nä, Jungele, nu nä. Kläă schneiden lernt man halt nä in a Stadt."

„Aber hier will ich es lernen. Dazu bin ich ja nach Trömerhof gekommen."

„Nu wart ooch, Jungele. Alles will amal verstanden sein." Dabei dengelte Joseph seine Sense.

„Rasierklingen von Vater habe ich auch schon geschärft", teilte Peter mit.

„Nu jo jo, nä nä." Die Rasierklingen machten weiter keinen Eindruck auf Joseph. „So, Jungele, jetzt fange ich amal an zu schneiden. Und ihr nähmt halt die Rechen und gäht zähn Schritte hinter mir här, daß ich euch nä treffen tu mit a Sense." Joseph begann kunstgerecht den Klee zu mähen. Links und rechts sanken die roten Blütenschwaden. Bienen schwirrten aufgescheucht empor.

Schade um den schönen Klee, dachte Peter. Wie gern würden Renate und Gitta den zu einem Strauß pflücken.

Die Jungen gingen mit ihren Rechen in ungefährlichem Abstand hinter Joseph her. Sie warteten auf weitere Anweisungen. Aber die erfolgten nicht. Nachdem sie so eine ganze Weile mit ihren Rechen untätig hinterdreingezogen waren, kam Peter die Sache doch etwas merkwürdig vor.

„Herr Joseph, was sollen wir denn eigentlich mit unsern Rechen machen?“ rief er dem mit dem Arm weit Ausholenden zu. Er mußte zweimal fragen. Joseph war so in seine Arbeit vertieft, daß er nichts sah und nichts hörte. Verdutzt schaute er sich um.

„Nu natierlich doch a Klää zum Trocknen ausananderklauben. Weeß man denn gor nä in a Stadt, wozu a Rechen is?“ verwunderte der sich.

„Na und ob.“ Peter wollte als Großstädter auf dem Lande um keinen Preis für dämlich gehalten werden. „Im Park harken sie damit das Gras zusammen.“

„Nu jo jo, nä nä“, sagte Joseph und nichts weiter. Die Sense durchschnitt aufs neue die Luft. Sollten sie nun eigentlich den geschnittenen Klee zusammenharken oder auseinandertun? Peter meinte, man müsse ihn zusammenharken. Dazu sei ein Rechen da. Er hätte das oft im Lietzenseepark beobachtet. Fritz widersprach: „Nee, Joseph hat jesagt, wir soll'n ihn aus'nandermachen.“

„Na, ich harke den Klee zusammen.“ Peter war nun mal ein Besserwisser und wollte alles verstehen. Er begann den Klee in Haufen zusammenzuharken. Fritz, der ihm folgte, streute ihn wieder auseinander. So war das eine ganz amüsante, aber wenig fördernde Tätigkeit.

Joseph drehte sich erst um, nachdem er die ganze Wiese hinuntergeschritten war. Da machte er kehrt und dengelte die Sense aufs neue. Dabei warf er einen Blick auf seine landwirtschaftlichen Schüler.

„Nu, Jungele, was macht denn ihr da? Ihr mißt halt a Klää nach beeden Seiten ausananderklauben. Nä zusammenrechen, Päterle. Stadtjungele sein halt a bissel tumm in a Landwirtschaft, nu jo jo, nä nä.“ Damit zog Josephs Sense wieder ihre Bogen durch den Klee.

So, Peter, nun weißt du, was du bist. „Tumm“ bist du. Und das mußt du dir von einem einfachen Landmann als Großstädter sagen lassen. Fritz, der Knirps, war schlauer gewesen als er. Die Sache funktionierte jetzt, da Peter auf seine eigenen landwirtschaftlichen Kenntnisse verzichtete. Einer breitete jetzt hüben, der andere drüben die roten Blüten zum Trocknen aus. Das schaffte besser. Peter aber hatte noch eine besondere Arbeit dabei, er suchte nach einem

vierblättrigen Kleeblatt. Renate sammelte Glücksklee. Er wollte ihn der Schwester im Brief zuschicken.

Trotz der frühen Morgenstunde brannte die Gebirgssonne schon heiß. Die Köpfe der Berliner Jungen wurden rot und röter. Peter empfand alsbald wieder Durst und Hunger. Doch unentwegt, Wiese auf, Wiese ab schritt Joseph mit seiner Sense vor ihnen her. Sie mußten hinterdrein. Puh — Peter stieß den Atem wie eine Lokomotive aus. Nur mal einen Augenblick verpusten. Es war eigentlich ganz leichte Arbeit, die sie da verrichteten; aber sie war ungewohnt. Und bei der großen Hitze zählten die Stunden doppelt.

„Fritz, jetzt kannst du vorangehen“, schlug Peter vor, als man wieder mal am Ende der Wiese angelangt war. Noch nicht ein Drittel des Kleefeldes war geschnitten. Fritz war einverstanden. Er empfand die Sonne nicht so störend. In Berlin, in den steinernen Straßen brannte sie oft viel doller. Da mußte er mit schweren Tüten für den Kaufmann treppauf, treppab laufen.

Peter, der jetzt den Schluß machte, verlangsamte seinen Schritt. Nur ein paar Minuten wollte er sich niedersetzen und verpusten. Er holte die beiden andern schon wieder ein. Sein Hemd klebte am Körper. Er zog es aus. So — mit freiem Oberkörper empfand man die Hitze weniger. Bienen umschwirrten ihn. Heupferdchen geigten. Es wurde Peter schläfrig zumute. Er legte den Kopf auf den frisch geschnittenen, süß duftenden Klee. Und da fielen ihm auch schon die Augen zu. Peter war das frühe Aufstehen nicht gewöhnt.

Pferdegetrappel — eine lachende Stimme: „Ei, Peter, machst du schon Feierabend?“ Neben dem emporfahrenden Jungen hielt Herrn Trömers Fuchs. Wolf umkreiste ihn bellend. „Kusch dich, Wolf!“

Peter rieb sich die Augen. Er wußte im ersten Augenblick gar nicht, wo er war. Eben noch hatte er geträumt, daß er in die Schule gehen müsse. Aber statt in seinem Berliner Bett lag er in einem Kleefeld, und neben ihm stand groß gegen den blauen Horizont ein Pferd mit einem Reiter.

Erschreckt sprang Peter auf die Füße. Wie peinlich, daß Herr Trömer ihn für einen Faulpelz halten mußte.

„Es war so heiß", begann er sich zu entschuldigen und griff rasch nach seinem Rechen.

„Macht nichts, Junge. Wenn du auch mal am hellichten Tage einschläfst. Man kann Latein und Mathematik verstehen und bei der Landarbeit schlappmachen", beruhigte ihn der Gutsherr.

Na, so ein hervorragender Latein- und Mathematikschüler war Peter nun gerade nicht. Das ließ er nicht auf sich sitzen, daß er schlappmachte.

„Beim Sportturnen habe ich schon einen Preis bekommen im Langstreckenlauf. Und beim Weitspringen war ich auch neulich der Allerbeste", rühmte er sich.

Herr Trömer lächelte. „Dann beweise hier nur auch deine Tüchtigkeit. Den Klee mußt du halt noch mehr auseinanderstreuen. Nimm dir an Fritzel ein Beispiel. Der macht's richtig."

Was, der Knirps machte es besser als er? Peter setzte seinen ganzen Ehrgeiz darein, nicht hinter Fritzens Leistungen zurückzustehen. Betti, die Fuchsstute, trabte davon. Ihr Herr mußte noch woanders nach dem Rechten sehen.

Eine Wiese nimmt auch mal ein Ende, wenn sie auch noch so groß ist. Es kam der Augenblick, wo Joseph sich mit seinem blau-weiß gewürfelten Taschentuch die Stirn trocknete und dazu „uff" sagte. „Soweit wären mer halt nu, Kinderle. Nu kennen mer halt a bissel verschnaufa." Er holte den Rucksack vom Wagen und händigte jedem seiner jungen Gehilfen ein umfangreiches Paket Schnitten ein. Mamsell hatte Schinken raufgelegt — das mundete. Peter hatte schon Angst gehabt, daß er bis zur Mittagsmahlzeit hungern müßte. Auch eine große Emailleflasche mit Milch fand sich im Rucksack. Wie das nach der heißen Arbeit erfrischte.

Sie saßen im Schatten einer Eberesche und schmausten. Joseph wies den Jungen die Berge seiner Heimat. „Do is erscht amol a Koppenkägel. Do gäht ihr halt mal nuff, ihr Jungele. Da wärdet ihr noch a bissel mähr schwitza als bei a Klää. Und uff a Prinz-Heinrichs-Baude und zur Schnäägrubenbaude mißt ihr doch amal, gelt jo? Und uff a Brunnenberg, wo der Herr Riebezohl wohnt."

„Ja, den Herrn Rübezahl müssen wir besuchen, Fritz", lachte Peter. „Der alte Herr freut sich sicher, zwei so nette Berliner Jungen kennenzulernen."

„Nu, spotte doch nich, Jungele. Der Herr Riebezohl läßt sich halt nä spotten. Der hat schon ganz a andern a Schabernack gespielt, der Herr Riebezohl. Nu jo jo, nä nä." Joseph nickte bedeutungsvoll und stopfte sich seine Pfeife.

„Was 'n richtiger Berliner Junge ist, der nimmt's mit Rübezahl noch allemal auf", lachte Peter. Er ballte die Fäuste, als ob er den Herrn der Berge gleich zu einem Boxkampf herausfordern wollte.

„Daß er dich doch nä straft, der Herr Riebezohl." Joseph klopfte seine Pfeife aus. Die Frühstückspause war beendet.

„Jibt's hier irjendwo Wasser?" erkundigte sich Fritz.

„'s hat noch a bissel Milch in a Flasche, Jungele."

„Nee, ich will man bloß mein Taschentuch naß machen und um das Knie wickeln. Es tut eklig weh."

Peter untersuchte das Knie, als ob er Arzt wäre. „Du, das ist geschwollen. Da mußte 'n nassen Wickel rummachen und ruhen."

„Quatsch! Ick bin doch nich von Pappe, Mensch." Der Knirps feuchtete sein Taschentuch im nahen Bach an und band es um das Bein. So, nun konnt's mit der Arbeit weitergehen.

Joseph marschierte voran zu einem unweit gelegenen Kartoffel-acker. Blaue Frühkartoffeln wuchsen dort.

„Hier wärden mer halt Kartuffeln nausmacha", erklärte Joseph.

„Au ja, Pellkartoffeln mit Hering." Peter war gleich dabei. Er begann an den Kartoffelpflanzen aus Leibeskräften zu ziehen. Aber er behielt nur die abgerissenen Stengel in der Hand. „Da wächst überhaupt gar keine Kartoffel dran", meldete er.

„Mensch, biste doof?" lachte ihn Fritz aus. „Die Kartoffel ist doch die Wurzelknolle und steckt in der Erde drin."

„Weiß ich alleine. So schlau wie du bin ich noch alle Tage." Bloß nicht zeigen, daß er geglaubt hatte, die Kartoffel wachse als Frucht am Stengel. Er wollte sich doch von dem Knirps nicht aus-lachen lassen.

Joseph hatte inzwischen Hacke und Korb herbeigeschafft. Er begann damit das Erdreich um die Pflanzen ringsum aufzuhacken. „Nu kennt ihr halt die Kartuffeln nausziehn und in a Korb klauba, Kinderle", ordnete er an.

Peter und Fritz bückten sich und buddelten die Kartoffeln aus der gelockerten Erde. Mit Stumpf und Stiel, mit Blüten und Blättern wanderten sie in den bereit stehenden Korb.

Joseph ging wie ein Pferd vorm Pflug, ohne umzuschauen, mit seiner Hacke den Acker entlang.

„Herr Joseph, der Korb ist voll", rief Peter nach einer Weile. „Wo sollen wir denn die andern Kartoffeln hintun?"

„Schon?" verwunderte sich Joseph. „Do hob'n mer doch sunst noch amal soviel neingeklaubt." Da sah er die Bescherung. „Nä nä, Stadtjungele sein tümmer als tumm!" sagte er dann kopfschüttelnd.

„Wieso denn bitte?" fuhr Peter, in seiner Ehre gekränkt, los.

„Freßt ihr in a Stadt Kartoffelkraut? Bei uns uff a Land freßt's nä amal 's Vieh!" Joseph schüttelte sich vor Lachen. „Ihr mißt's Kraut halt abmacha, Jungele."

„Das hätten Sie uns vorher sagen sollen."

„Nu, das weeß doch a jedes Rindviech." Joseph griff wieder nach seiner Hacke. Nicht sehr erfreut über das Kompliment, machten sich die Jungen daran, die Kartoffeln von dem Kraut zu lösen. Der einzige Trost für die beiden bestand darin, daß der andere ebenfalls „tümmer als tumm" war.

Klaubt mal ein paar Stunden in der Julisonne Kartoffeln. Dann werdet ihr euren Buckel schon spüren. So ein guter Turner Peter auch war, es war ihm zumute, als ob ihn einer braun und blau geprügelt hätte. Die Landarbeit erschien ihm jetzt gar nicht mehr verlockend. Wäre er doch lieber mit zur Oma an die Waterkant gefahren. Wie herrlich mußte es jetzt an der See sein. Da brauchte man keine Kartoffeln zu buddeln und konnte ins kühle Meer hinausschwimmen. Ein Kamel war er gewesen, daß er die Eltern bestürmt hatte, ihm die Erlaubnis zur Landarbeit zu geben. Aber was hatte doch damals der Lehrer gesagt? Die Jungen, die sich zur Landarbeit melden, erfüllen eine vaterländische Pflicht. Peter richtete sich hoch

und rieb seinen schmerzenden Rücken. Hatten andere nicht viel größere Anstrengungen und Schmerzen für ihr Vaterland ertragen? Hatten sie nicht ihre gesunden Gliedmaßen, ja ihr Leben geopfert? Und da wollte er sich um das bißchen Kreuzschmerzen haben? Die Scholle, aus der er die Kartoffeln buddelte, war deutsche Erde. Er half, dem Heimatboden seinen Ertrag abzugewinnen. Also Zähne zusammenbeißen und feste drauf los.

Bald kam noch Hilfe. Hansel und Maxel erschienen, nur mit Badeanzug und Sandalen bekleidet. Sie machten sich sofort daran, buddeln zu helfen. Die warfen die Kartoffeln nicht mit dem Kraut in den Korb. Die beiden waren schon heute angehende kleine Landwirte. Ein Mädchen brachte Joseph das Mittagessen. Die Jungen sollten in einer halben Stunde nach Haus zu Tisch kommen. Als sie auf dem Trömerhof erschienen, humpelte Fritz, und Peter ging krumm. Alle vier mußten sie erst unter die Dusche. Wie die Mohren schauten sie aus.

„Na, Landarbeit ist doch nicht so ganz einfach, was, Peter?" fragte bei Tisch der Hausherr.

„Man muß sich erst dran gewöhnen." Peter war heute schon ein wenig bescheidener als am Tage zuvor.

Von Tag zu Tag erkannte Peter mehr, wieviel es hier für ihn zu lernen gab. Was noch so leicht aussah, wenn man es selbst machen mußte, war es schwierig.

Nahm Peter die Zügel, um den Leiterwagen vom Felde heimzulenken, gingen die Pferde durch. Bat er Joseph, ihn mal reiten zu lassen, bäumte der Gaul und warf ihn ab. War es nun bei der Heu- oder bei der Roggenernte, überall mußte man Lehrgeld bezahlen. Selbst Heuverladen verlangt seinen richtigen Griff, und Garben binden und schichten ist sogar eine Kunst. Ein Meister fällt nun mal nicht vom Himmel, selbst wenn er aus Berlin ist.

Sonnentage reihten sich aneinander voll Wiesenduft und Erntesegen. Fleißig schafften die Jungen bis Mittag bei der Landarbeit. Allerdings galt Peters Interesse bei weitem mehr den landwirtschaftlichen Maschinen als der Arbeit selbst. Nachmittags wurden Wanderungen in Rübezahls Reich unternommen. Durch ihr offenes,

freundliches Wesen und ihre Hilfsbereitschaft gewannen sich die Berliner Jungen die Herzen von groß und klein. Hansel und Maxel folgten „Fritzel und Päterle“ auf Schritt und Tritt wie die beiden Dackel Max und Moritz. Klein-Christel jauchzte hellauf, wenn sie Peter nur von weitem erblickte. Auch die Hausfrau mochte den geschickten, anstelligen Jungen gern. Und dann gab es noch eins auf Trömerhof, wobei Peter seine Kunst beweisen konnte. Das war der Rundfunk. Herr Trömer besaß einen großen, besonders guten Apparat. Es machte ihm Spaß, abends auswärtige Stationen zu suchen. Er war erstaunt über Peters Findigkeit.

Herrliche Ferienwochen wurden es auf dem Lande für die Berliner Jungen. Schade, daß sie mal ein Ende nahmen.

Elftes Kapitel.

Wenn Mutti verreist ist.

Renate hatte sich darauf gefreut, in Muttis Abwesenheit Hausfrau zu spielen. Mit Eifer machte sie sich an ihre neuen Pflichten. Das Morgenfrühstück pflegte sonst Mutti zu bereiten, da Renate noch vor der Schule das Aufräumen der Zimmer besorgte. Kaffeekochen war leicht. Man mußte nur dazu wissen, wann das Wasser kocht. Einen besonders starken Kaffee waren Felsings ja sowieso nicht mehr gewöhnt. Aber als Renate am ersten Tage den Frühstückstisch nett gedeckt hatte und dem Bruder hausmütterlich eine Tasse Kaffee eingoß, zog der kritisch die Stirn kraus.

„Der ist ja so blond — beim Kaffee bevorzuge ich brünett. Du hast wohl vergessen, Kaffeebohnen dazu zu nehmen, Renate?“ erkundigte sich Wolfgang.

„Ein ganzes halbes Lot habe ich dazu genommen“, verteidigte die Schwester ihre Kochkunst. „Mehr dürfen wir nicht dazu verbrauchen. Ich weiß auch nicht, warum er so hell geworden ist.“

„Dann nimm mal morgen statt eines ganzen halben Lots ein halbes ganzes Lot Kaffee und brühe davon nur zwei Tassen auf. Hast ja so viel aufgepumpt, daß man ein Fußbad darin nehmen kann.“

Richtig, sie hatte ja die Kanne bis zum Rand vollgegossen wie sonst, wenn die ganze Familie vollzählig war. Daran lag's, daß der Kaffee wie Aufwaschwasser schmeckte. Trotzdem trank ihn Renate mit Todesverachtung, um Wolfgang ein gutes Beispiel zu geben. Aber der Bruder war weniger aufopfernd.

„Nee, mein Kind, das kannst du nicht verlangen, daß ich dies Gesöff meinem Magen einverleibe. Lieber trinke ich ein Glas unverfälschtes Wasser.“ Ein etwas niederschmetternder Erfolg der ersten Mahlzeit.

Aber Renate ließ sich dadurch nicht ihre Ferienstimmung verderben. „Wann kommst du heut' zum Mittagessen, Wolfgang?" fragte sie, die Kaffeetassen zusammensetzend.

„Mittagessen?" Wolfgang schien nach den Kaffee-Erfahrungen kein rechtes Zutrauen zu Renates Mittagessen zu haben. „Ich könnte gut in unserer Kantine essen, Renate. Schmeckt zwar auch nicht besonders, aber immer noch besser wahrscheinlich als dein Fraß."

„Na, erlaube mal, Wölfchen. Ich werde dir heute beweisen, daß ich Kohlrabi kochen kann."

„Kohlrabi mit ohne?"

„Mit ohne. Fleisch ist gar nicht gesund im Sommer, sagt Mutti."

„Im Sommer ist es nicht gesund und im Winter zu teuer", stellte Wolfgang fest. „Schön, ich werde mich heute mittag opfern, mein Söhnchen. Um halb zwei bin ich zu Hause."

„Also frühestens um zwei." Renate kannte Wolfgangs Pünktlichkeit.

„Frechdachs!" Der ältere Bruder zog die um vier Jahre Jüngere erzieherisch am Ohr. Nachdem Lump noch seinen Abschiedsklaps erhalten hatte und Goldkehlchen seinen Lebewohlpfiff, griff Wolfgang nach seiner Studentenmappe. „Also auf Wiedersehn. Wann sagte ich? Um zwei?" Raus war er mit eiligem Schritt. Sicher hatte das Kolleg schon begonnen.

So — was gab es nun zu tun? Lump, Goldkehlchen und der Japaner verlangten ihr Frühstück. Lump umkreiste Renate bereits hungrig. Sie füllte ihm sein Schälchen mit Milch und schnitt Semmel hinein. Goldkehlchen bekam frisches Trinkwasser und Vogelfutter. Den beiden wenigstens mundete ihr Frühstück. Gut, daß Doktor Ma-wu nur kochendes Wasser für den Tee beanspruchte. Aber der hätte sicher auch ihren „blonden" Kaffee in seiner übergroßen Liebenswürdigkeit als „Göttertrank" bezeichnet.

Die Morgenarbeit ging Renate rasch von der Hand. Man konnte sie sich mit etwas Phantasie interessanter gestalten. Das Absaugen der Teppiche und Möbel stellte eine tadellose gymnastische Übung dar. Der Bohnerschrubber für das Parkett war beinahe noch besser zur Stärkung der Armmuskeln geeignet. Mitten hinein

in ihre hauswirtschaftlich-gymnastische Tätigkeit erklang die Klingel des Japaners.

Renate hatte bereits das feine japanische Teeservice, das Doktor Ma-wu gehörte, auf ein rotes Lacktablett geordnet. Neben die Teekanne kam das Nickelkännchen mit kochendem Wasser. Brötchen, Zwieback, Butter und Marmelade — so, es war alles beisammen.

Sie klopfte an die Tür des Balkonzimmers.

„Bitte, kommen Sie in", rief Doktor Ma-wu. Er empfing das junge Mädchen mit tiefer Verbeugung. „Oh, daß ick muß bemuhen Sie, Fräulein Renate." Dazu machte er ein unglückliches Gesicht. Da er das aber jeden Morgen zu bedauern pflegte, legte Renate seiner Betrübnis weiter kein Gewicht bei.

„Soll ich den Frühstückstisch auf dem Balkon decken, Herr Doktor? Es ist sehr warm."

„Schön. Gut. Ausgezeiknet. Werde ich nehmen das Tee in Balkon."

Schnell und zierlich ordnete Renate den Teetisch. Wie Muttis Pelargonien und Petunien blühten. Na, Mutti hatte es jetzt auch gut im Gärtchen bei der Oma.

„Wie befindet sik Fräulein Renate in Ferien?" erkundigte sich der Japaner höflich, seinen Tee aufgießend.

„Danke. Bisher habe ich noch nicht viel von Ferien gemerkt. Ich habe tüchtig im Haushalt zu tun."

„Oh — oh — nix gut. Fräulein Renate muß erholen in Ferien. Muß gehen in Wald, muß spielen Tennis, muß schwimmen in See. Nix arbeiten in Ferien."

„Und wer soll den Haushalt versorgen und Mittagbrot kochen?" fragte Renate lachend.

„Muß maken jedes fur sik. Ick muß maken sauber das mein Zimmer, Herr Wolfgang muß maken das sein Zimmer, und Fräulein Renate makt nur das sein eigenes Zimmer. Und kocken? Nix kocken. Gehen in Restaurant, zu essen."

„Das wird viel zu teuer, Herr Doktor. Dazu haben wir kein Geld."

„Geld ist frecklick. Nix is da, wo es soll sein." Doktor Ma-wu war dem Geld sehr böse, daß es nicht bei Renate war.

„Haben Sie noch einen Wunsch, Herr Doktor?" erkundigte sich das junge Mädchen im Hinausgehen.

„Ja, wunschen zu fahren mit Fräulein Renate und Herr Wolfgang ein Tag in Auto. Einer mein Freund hat Wagen, kann fahren uns, wo Fräulein Renate befehlt."

„Eine Autofahrt? Herrlich!" Am liebsten hätte Renate einen Luftsprung gemacht. Aber sie mußte doch ihre Damenwürde bewahren. „Peter würde sagen: Knorke!"

„Sagen wir knorrke wie Herr Peter. Wo befehlt Fräulein Renate gehen zu fahren? Will sie fahren heute, will sie fahren morgen, will sie fahren jedes ander Tag?"

„Wir wollen es mit Wolfgang beraten. Ich glaube, am schönsten ist eine Autofahrt die Avus entlang nach Potsdam."

„Gut. Potsdam ist schön, serr schön. Gehen wir morgen zu fahren in Potsdam."

„Ich weiß ja nicht, ob Wolfgang morgen nachmittag nicht Kolleg hat", wandte Renate ein.

„Oh, Kolleg kann sein ohne Herr Wolfgang. Morgen er muß fahren mit in Potsdam das ganze Tag."

„Den ganzen Tag? — Ich muß doch Mittagbrot kochen, Herr Doktor."

„Können wir essen Mittagbrot in Potsdam. Wird sein nix so gut, wie Fräulein Renate kockt; aber Fräulein Renate und Herr Wolfgang sein bescheiden, werden nehmen wenig fur viel."

„Ach, ich freue mich ja so, Herr Doktor." Dankbar drückte Renate die kleine zerbrechliche Hand des Japaners. Doktor Ma-wu geleitete das junge Mädchen bis zur Tür und empfahl sich mit vielen Bücklingen.

Draußen vollführte Renate erst mal den Luftsprung, den sie im Zimmer des Japaners unterdrückt hatte.

„Wauwau", erklang es empört. Sie hatte Lump, der die schlechte Gewohnheit hatte, an den Türen zu horchen, auf die linke Vorderpfote getreten. „Lump, Hundetöle, wir fahren morgen nach Potsdam!"

„Wauwau." Fragend sah der Köter zu ihr auf. Ob er wohl auch mitkam?

„Wolfgang nimmt dich sicher mit, Lump. Und Doktor Ma-wu ist ja so nett, der erlaubt's. Der macht dir noch obendrein eine Verbeugung." Aber nun war es höchste Eisenbahn, ans Aufsetzen des Mittagessens zu denken. Gut, daß Fräulein Lerche auch auf Urlaub davongeflogen war. Da hatte Renate ein Zimmer weniger aufzuräumen.

Für Kohlrabi und Stachelbeeren hatte gestern Mutter Buttermilch gesorgt, mit der sie noch immer in reger Geschäftsverbindung stand. Renate schnitt die Kohlrabiknollen in Scheiben. Allerdings dachte sie nicht daran, sie vorher abzuschälen. Sie wusch sie säuberlich und setzte sie mit etwas Wasser und Butter auf. Zum Verputzen der Stachelbeeren nahm sie auf dem Eßzimmerfensterbrett Platz, wo aus Peters Zigarrenkisten junge Kresse zaghaft sproß. Das war ihr Balkonersatz. Dazu stellte sie das Radio ein. Schallplattenkonzert. Unter den Klängen des „Feuerzaubers" aus der „Walküre" zupfte Renate den Stachelbeeren ihre Schwänzchen aus. Man muß es nur verstehen, sich jede Arbeit angenehm zu gestalten.

Ob sie nicht gleich einen Flammeri zu morgen machen sollte? Wenn sie abends von der Autofahrt heimkamen, war kalter Grießpudding mit Stachelbeeren recht erfrischend. Grieß und Zucker fand sich in der Speisekammer. Renate quirlte ihn mit Milch auf dem Gas, tat auch noch Zitronenschale hinzu, wie sie das bei Mutti gesehen. Eigentlich war sie doch fabelhaft tüchtig. Da taten die Leute immer so, als ob kochen eine besondere Kunst sei. Dabei gehörte weiter nichts dazu als eine gewisse Intelligenz. Ja, freilich, die brauchte man.

Aber — o Tücke — was war denn das? Der Grießflammeri wurde ja nicht glatt wie bei Mutti, sondern stückig und krümelig. So, Intelligenz, nun finde mal raus, woran das liegt. Sicher, weil sie keine Eier spendiert hatte. Aber Mutti hatte den Flammeri auch manchmal ohne Eier bereitet. Das war dann ein einfacher Grießbrei. Merkwürdig, bei Mutti war er nie krümelig geworden. Sollte doch noch mehr dazu gehören als etwas Intelligenz? Renate entschloß

sich, ein Ei zu opfern. Sie sonderte geschickt Gelb- und Weißei. Nun wurde die Schneerute in Bewegung gesetzt. Renate schlug mit aller Muskelkraft auf das eine Weißei los, als ob sie einen Tennisball über das Netz zu befördern hätte. Knacks! machte der irdene Topf. Das Weißei kleckerte gemütlich an Renates Wirtschaftsschürze hinunter zur Erde. Die junge Köchin machte nicht gerade ein sehr intelligentes Gesicht, als sie die Bescherung sah. „Ein Loch — der Topf hat ein Loch!" Und dann lachte sie laut auf. Lump war bereits zur Stelle und leckte die Spuren von Renates Muskelkraft auf.

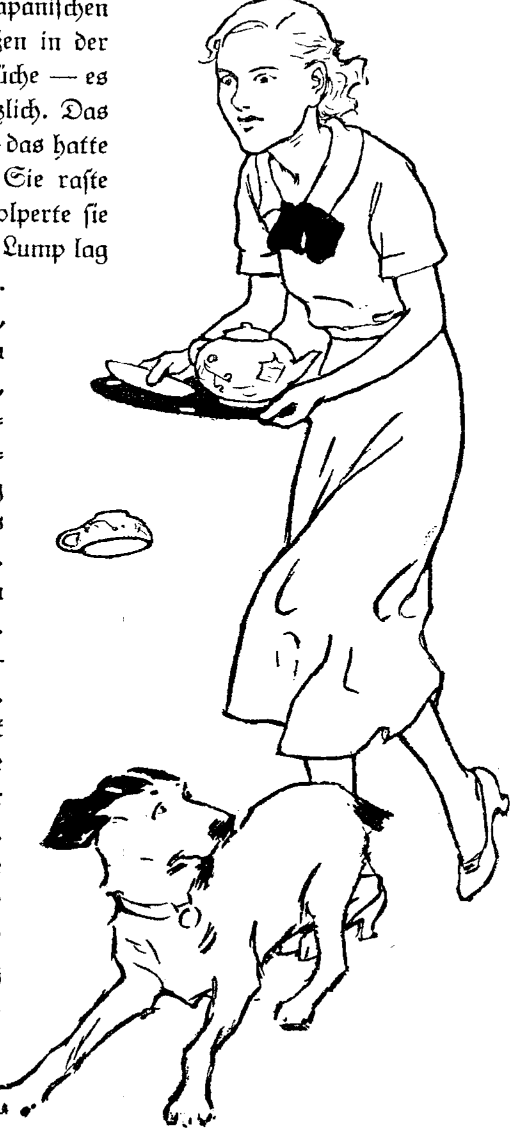
Aber der Flammeri war und blieb stückig. Er sah aus wie Mörtel. Machte nichts. Schmeckte eigentlich ganz gut. Das war schließlich die Hauptsache. Man konnte ihn ja einfach als Grießklöße servieren. Nur nicht durch kleines Mißgeschick sich die Laune verderben lassen.

Was gab es nun noch zu tun? Plätten — Wolfgangs Sporthemden hatte Mutti nicht mehr geschafft. Das hübsche hellblaue mußte er zu der Autofahrt anziehen. War ja eine Kleinigkeit, die Hemden zu bügeln. Und ihr buntes Voilekleid konnte sie doch gleich mit aufplätten. Sie wollte sich doch auch morgen schön machen.

Renate schloß das elektrische Bügeleisen an. Es dauerte ein Weilchen, bis es heiß wurde. Inzwischen konnte sie noch Doktor Ma-wus Zimmer aufräumen. Die Entreetür hatte geklappt. Er war fortgegangen.

Das Reinigen des Zimmers nahm nicht allzuviel Zeit in Anspruch. Beim Staubwischen entdeckte Renate auf dem Schreibtisch ein japanisches Buch mit Bildern. Es sah aus wie ein Gedichtbuch. Entzückende Buntzeichnungen waren darin, so zart und fein, wie sie Renate niemals gesehen. Gitta würde Angst gehabt haben, das japanische Buch zu berühren. Die glaubte noch im geheimen an Doktor Ma-wus Zauberbuch. Wenn sie jetzt zur Strafe, daß sie an fremde Sachen ging, in irgend solch ein japanisches Fabeltier, wie es das Buch zeigte, verwandelt wurde? Renate legte das Buch rasch wieder auf seinen Platz zurück. Sie hatte doch nicht etwa Angst? Quatsch, wenn man bald sechzehn Jahre alt wird, ist man nicht mehr so kindisch. Aber es gehört sich nicht, auf einem fremden Schreibtisch herumzustöbern. Merke dir das, Renate.

Sie griff nach dem Lacktablett mit dem feinen japanischen Service, um es draußen in der Küche abzuwaschen. Küche — es durchzuckte Renate plötzlich. Das elektrische Bügeleisen — das hatte sie ja ganz vergessen. Sie raste aus dem Zimmer, da stolperte sie über etwas Blaffenden. Lump lag schon wieder vor der Tür. Die japanische Teeschale, aus der Doktor Ma-wu den Tee zu trinken pflegte, sprang bei der Erschütterung vom roten Lacktablett. Klirr — es klang so fein und hell wie das Lachen von Kobolden. Die Teeschale lag in Scherben auf dem Boden.



Wie unangenehm — wie furchtbar peinlich. Doktor Ma-wu hatte erst neulich geäußert, Tee munde ihm nur aus einer echten japanischen Schale. Himmel, was machte sie denn nun bloß? Eine neue kaufen? Dieselbe gab es sicher in ganz Berlin nicht. Und dazu hatte sie doch auch nicht jede Mark auf ihr Sparkassenbuch eingezahlt, um

das Geld für den Japaner zu opfern. Ob er sehr böse war? Sie konnte sich ihn bei all seiner Liebenswürdigkeit gar nicht ärgerlich vorstellen. Am Ende nahm er sie nun nicht mit zu der Autofahrt nach Potsdam. Aber Potsdam — Sporthemden — Herrgott, sie mußte ja erst in die Küche und das Eisen abstellen. Da konnte ja was passieren. Renate jagte in die Küche.

Das Bügeleisen stand harmlos auf dem Plättbrett. Keine Flamme züngelte heraus, wie Renate befürchtet hatte. Sie stöpselte es aus. Nanu — es roch so versengt. Guter Gott, sie hatte ja das Eisen nachlässigerweise auf dem blauen Hemd von Wolfgang stehen lassen! In das schöne Hemd hatte das zu stark erhitzte Plätteisen ein braunes Loch gebrannt. Das Hemd war nicht mehr zu gebrauchen. Ja, laß dir mal deine gute Laune nicht verderben, wenn du von Pech verfolgt wirst. Hoffentlich war Wolfgang nicht allzu böse über ihr Mißgeschick. Er hatte bald Geburtstag, da wollte sie ihm ein neues Hemd schenken. Zunächst mußte sie die Scherben von Doktor Ma-wus Teetasse zusammenkehren. Erst die Tasse und dann das Hemd! Das japanische Buch hatte schuld an all dem Unglück, Gittas Zauberbuch. Das Buch — Renate, sei ehrlich. Hättest du es ruhig auf dem Schreibtisch liegenlassen, ohne neugierig die Nase hineinzustecken, dann wäre die Tasse nicht entzweigegangen und Wolfgangs Hemd nicht verbrannt. Na siehste!

Renate schloß das Radio an, um ihre niedergedrückte Stimmung zu heben. „Wetterbericht für den Landwirt." Das interessierte Peter, sie nicht. Also das Radio mit dem Plätteisen vertauscht. Jetzt blieb sie aber dabei, bis das Eisen heiß wurde. Sie wartete und wartete. Doch das Plätteisen wurde nicht heiß. Nicht einmal warm. Da war irgendwas durchgebrannt. Wenn doch Peter da wäre. Für den wäre es eine Kleinigkeit gewesen, den Schaden zu beheben. Nun konnte sie nicht plätten. Und außerdem kostete die Reparatur erst wieder Geld.

Mittlerweile war es Zeit geworden, die Kohlrabi fertigzumachen. Wenn Wolfgang auch selten zur Zeit kam, sie mußte pünktlich sein. Sie waren noch gar nicht recht weich, die Kohlrabi. Merkwürdig, sie kochten doch schon so lange.

Als der Bruder pünktlich mit einer halben Stunde Verspätung erschien, fand er Renate mit heißen Wangen am Herd. Sie hoffte, die Kohlrabi würden weicher werden, wenn sie zuschaute.

„Na, kleine Hausfrau, hast du was Gutes gekocht?" erkundigte sich Wolfgang hungrig.

„Hoffentlich", meinte Renate. Es klang nicht ganz überzeugt. Sie setzten sich zu Tisch. „Kartoffeln sind etwas zerkocht", kritisierte Wolfgang.

Dafür sind die Kohlrabi um so fester, dachte Renate, sagte aber nichts. Wolfgang würde es schon früh genug merken.

Natürlich merkte er es. „Hast du Holz gekocht?" erkundigte er sich, die zähen Dinger mit den Zähnen zermalmend.

„Ich weiß nicht, was heute mit den Kohlrabi los ist, Wölfchen. Mutter Buttermilch sucht mir immer die zartesten aus. Die Biester haben den ganzen Vormittag gekocht. Ein Elefant wäre auch inzwischen weich geworden." Renate machte ein unglückliches Gesicht.

„Zäh wie Leder, besonders die Schale. In der Mitte sind sie etwas weicher als am Rande."

„Vielleicht hätte ich die rohen Knollen vorher schälen müssen." Renate ging plötzlich ein Licht auf.

„Natürlich, du Kalbsbraten! Hole mal Mutters Kochbuch. — Hier steht's — da — die Knollen werden vor dem Aufsetzen geschält. Da habe ich mich ja gut verheiratet für die Ferien." Wolfgang schob energisch seinen Teller fort. „Kann man die schönste Gallenkolik davon kriegen. Zum mindesten eine Blinddarmentzündung. Verzichte."

„Ach, Wölfchen, du mußt doch satt werden. Ich brate uns schnell ein paar Setzeier zu den Kartoffeln. Eier sind da."

„Ich glaube, es wird ratsamer sein, wenn ich sie mache, mein Kind. Sonst kommen am Ende gebratene Steine heraus."

„Aber Wolfgang, ich habe doch schon oft Setzeier zum Abendbrot gebraten." Renates geknickter Hausfrauenstolz begehrte auf.

„Heut' scheinst du deinen Pechtag zu haben, mein Söhnchen."

„Das weiß der liebe Himmel!" Renate dachte an Doktor Ma-wus Tasse und an Wolfgangs verbranntes Hemd.

Unter Wolfgangs Assistenz gerieten die Setzeier herrlich. Zwar sprang die Köchin jedesmal, wenn die Eier in der Pfanne zischten

und spritzten, erschreckt zur Seite. Aber sie wurden trotzdem. Inzwischen schnupperten Wolfgang und Lump in der Speisekammer hungrig herum, was es dort noch Eßbares gäbe.

„Was ist das — Lehm?" Wolfgang wies mißtrauisch auf den Flammeri.

Renate lachte. „Nee, Grießpudding oder Grießklöße. Wie du willst."

„Komische Angelegenheit. Wollen wir mal etwas eingehender untersuchen. Nimm auch die Stachelbeeren mit rein, Renate."

„Du, der Pudding soll zu morgen abend sein, wenn wir von der Autofahrt nach Hause kommen."

„Autofahrt?" Wolfgang tippte gegen Renates Stirn. „Ist dir die Hitze zu Kopf gestiegen, mein Kind?" erkundigte er sich teilnahmsvoll.

Bei den Setzeiern, die prächtig mundeten, berichtete Renate von Doktor Ma-wus Einladung. Wolfgang war kein Spielverderber. Er hatte morgen nur bis elf Kolleg. So lange hatte Renate ja auch mit Aufräumen der Wohnung zu tun.

„Hoffentlich ladet mich Doktor Ma-wu nicht wieder aus", meinte Renate kleinlaut.

„Weshalb? Wieso? Warum?"

„Ich habe seine gute japanische Tasse zertöppert."

„Trampeltier!"

Renate nahm die brüderliche Liebkosung nicht weiter übel. „Glaubst du, daß ich sie ersetzen muß?"

„Anbieten mußt du es ihm jedenfalls. Aber der Japaner ist ja ein anständiger Kerl. — Sag' mal, mein Söhnchen, was esse ich denn da? Schmeckt wie süßer Sand. Wenigstens ist es weich. Aber künftig werde ich doch lieber in unserer Kantine dinieren."

„Ach, Wolfgang, der Flammeri ist nicht recht geraten. Heute ist nun mal ein Pechtag. — Kannst du eigentlich ein elektrisches Plätteisen ganz machen? Bist doch ein angehender Ingenieur."

„Besserer Musikant als Ingenieur. Da mußt du dich an Peter in Seidorf wenden oder an Doktor Ma-wu. Der versteht auch so'n Zeug."

„Das Eisen ist nämlich durchgebrannt", begann Renate den Bruder auf sein verbranntes Hemd vorzubereiten.

„So?" Wolfgang ließ sich die Stachelbeeren schmecken. Die wenigstens waren einwandfrei. Wenn Renate auch etwas mit Zucker gespart hatte.

„Ja, ich hatte es auf dein blaues Hemd gestellt. Wie ich wieder in die Küche kam, war ein Loch drin." Renate wagte einen kühnen Vorstoß.

„Wo? In dem Plätteisen?"

„Nee, in deinem Hemd."

„Mensch, das hast du alles an *einem* Vormittag fabriziert? Kannst es ja noch weit bringen in den vier Wochen, in denen Mutti verreist ist. Weißte was? Lege dich ins Bett. Da bist du wenigstens in Sicherheit und nicht mehr gemeingefährlich", schlug Wolfgang vor. „Das ist das beste, was man an einem Pechtag tun kann."

„Denk' ja gar nicht dran. Mutti sagt: Pech gibt's nicht. Man ist bloß ungeschickt und muß sich zusammennehmen. Übrigens das Hemd bekommst du von mir ersetzt."

„Ist nicht nötig. Werde auch ohne das blaue Hemd glücklich werden. Du, Renate, was machst du denn mit der Schüssel Kohlrabi?" Wolfgang hatte Angst, sie könnten noch mal in irgendeiner andern Form auf den Tisch kommen.

„Vielleicht erbarmt sich Lump."

Aber Lump erbarmte sich nicht. Der wußte auch, ob was schmeckte oder nicht. Die Kohlrabi, das erste Gericht, das Renate selbständig ohne Mutti gekocht hatte, wanderten in den Mülleimer.

Als Doktor Ma-wu am Nachmittag heimkehrte, faßte sich Renate ein Herz. Unangenehme Sachen soll man nicht aufschieben. Mit einem Kopfsprung rein wie beim Schwimmen.

„Herr Doktor, es ist mir so peinlich —", begann Renate. Der Japaner sah sie bedauernd an.

„Ich war ungeschickt und habe Ihre Teetasse zerbrochen."

„Ist nix so schlimm, als wenn man zerbrickt sein Bein. Braukt Fräulein Renate nix zu sein peinlik. Werden wir nehmen neues Tasse."

„Ja, ich werde eine neue kaufen", versprach Renate.

„Werden Sie nix kaufen. Gibt es zu kaufen nur in Japan, in Tokio. Hier ist neues Tasse.“ Er nahm aus seinem Schrank, in dem er allerlei heimatliche Geräte verwahrte, dieselbe Tasse wie die zerbrochene. „Habe ich noch mehr Tassens, kann Fräulein Renate zerbrecken noch viele.“

„Lieber nicht“, lachte Renate befreit. „Ach, ich bin ja so froh, daß Sie mir nicht böse sind, Herr Doktor.“

„Böse?“ Der Japaner wies diese Zumutung weit von sich. Nachdem er ihr noch neue Lamellen in das elektrische Plätteisen eingelegt hatte, fand Renate, daß Doktor Ma-wu der netteste Mensch auf der Welt sei. Wenn er auch, sobald er lachte, wie ein Affe aussah.

Am nächsten Tage bei der gemeinsamen Autofahrt nach Potsdam hatten Renate und Wolfgang noch mehr Gelegenheit, die Liebenswürdigkeit ihres Gastgebers zu erkennen. Dem jungen Mädchen überreichte er ritterlich Rosen und Konfekt. Wolfgang erhielt Zigaretten. Auf dem Chauffeursitz nahm Doktor Ma-wus Freund, Herr Tai-si, neben Lump Platz, nachdem er bei der Vorstellung unzählige Verbeugungen gemacht hatte. Er glich dem Doktor Ma-wu wie ein Ei dem andern. Nur trug er keine Brille. Auch sprach er nicht deutsch. Man mußte sich englisch verständigen. Das war eine ganz gute Übung.

Die Avus entlang, am blauen Wannsee vorüber sauste das Auto Potsdam, der Stadt des großen Preußenkönigs, zu. Hier machten Wolfgang und Renate die Führer. Mit vaterländischem Stolz zeigten sie den Fremden die Garnisonkirche mit dem Glockenspiel „Üb' immer Treu und Redlichkeit“, in der Friedrich der Große zur letzten Ruhe gebettet war. An der Bittlinde machten sie halt, wo der Alte Fritz, auf seinen Krückstock gestützt, die Bittschreiben seiner Untertanen in Empfang genommen hatte. Und dann ging's nach Sanssouci, der wundervollen Schöpfung des klugen und schöngeistigen Königs. Die alten Bäume des prächtigen Parkes rauschten wie zu seinen Zeiten. Rosen blühten und dufteten. Springbrunnen stiegen in die goldene Sommerluft. Auf den zum Rokokoschlößchen ansteigenden Terrassen reiften Zitronen und Orangen. Das Schloß wurde besichtigt, die Schnupftabaksdose des Alten Fritz, sein Krückstock und seine Flöte.

Dann standen sie an den Gräbern seiner Hunde, die der auf dem Thron Einsame mehr geliebt hatte als die Menschen, weil sie sich als treuer erwiesen hatten.

An dem japanischen Drachenhäuschen, das die beiden Japaner besonders interessierte, vorbei in den verwunschenen Paradiesgarten, der mit seinen steifen Georginen, mit Akelei und Malven die moderne Jugend wie aus Urahnes Zeiten anmutete.

Im Restaurant neben der Historischen Mühle wurde Mittag gespeist. Wolfgang erzählte die Anekdote, wie der König dem Müller die Mühle abkaufen wollte, weil ihr Klappern ihn beim Arbeiten störte. Der Müller wollte die Mühle, da sie ein Familienerbstück war, nicht verkaufen. „Dann nehme ich sie mir, wenn Ihr sie nicht gutwillig hergeben wollt“, sagte der König ärgerlich. „Oho, Majestät“, rief der unerschrockene Müller, „wir haben ja noch ein Kammergericht in Berlin.“ Da lachte der Alte Fritz, und die Mühle durfte weiterklappern. Auch die japanischen Zuhörer lachten. Doktor Ma-wu machte die Erzählung Spaß, aber Herr Tai-si hatte kein Wort verstanden. Der lachte nur aus Höflichkeit mit.

Renate hatte gefürchtet, daß sie von dem Japaner, der sie zum Mittagbrot eingeladen hatte, nur Reis vorgesetzt bekommen würden. Statt dessen wurde ein elegantes Menü serviert. Sogar Lump erhielt sein Kuvert. Das mundete allerdings besser als die gestrigen Kohlrabi. Nur war Renate enttäuscht, daß die Japaner nicht mit Stäbchen speisten, sondern mit Messer und Gabel wie jeder Europäer.

Als man sehr begeistert von dem Ausflug wieder daheim anlangte, nachdem man noch in einer Eisdiele Station gemacht und diverse Waffeln gelutscht hatte, wies Doktor Ma-wu jeden Dank von sich.

„Nix zu danken — war mir Ehre — war mir Freude — war mir großes Genuß, zu haben verbrackt Tag in schönes Stadt Potsdam von Herrn Friedrick der Große mit angenehmes Gesellschaft.“

Ja, es war wirklich ein schöner Tag gewesen. Mit neuen Kräften konnte Renate jetzt wieder daheim Aschenbrödel spielen.

Zwölftes Kapitel.

Im Strandbad Wannsee.

Die Berliner haben es gut. Ist der Geldbeutel zu schmal, um in den Sommerferien mit den Kindern zu verreisen, dann fährt man jeden Morgen mit Kind und Kegel, mit Proviantkoffern und Badezeug ins Strandbad Wannsee. Dort bleibt man meist den ganzen Tag über, nimmt Sonnen- und Wasserbäder.

Jeden Tag konnte Renate nun freilich nicht an den Wannseestrand. Wenn auch ihr Stahlroß sie kostenlos hinausbeförderte, zwanzig Pfennige Eintrittsgeld täglich durfte sie sich nicht leisten. Auch hatte sie ja Dienstag und Freitag an den beiden Markttagen Pflichten bei Mutter Buttermilch und ihren Kolleginnen. An diesen Tagen hielt sie im Haushalt Generalreinigung ab und kochte das Essen für den nächsten Tag vor. Mittlerweile hatte sie sich auch in der Küche vervollkommnet. Denn die Erfahrung ist die beste Lehrmeisterin.

Durch die Blumenanlagen oberhalb des Strandes gingen Renate und ihre Freundin Mia. Jede führte ein Kind an der Hand. Das waren Elli und Nelli, Mias kleine Schwestern. Webers waren in diesem Jahre auch nicht verreist. Nur der Vater hatte an einer Nordlandsreise, auf der er Studien machen wollte, teilgenommen. Frau Weber fuhr mit ihren Kindern jeden Tag ins Strandbad. Sie sagte, da hätte sie mehr Erholung, als wenn sie in einem Seebad Küche führen müßte. Und außerdem war's billiger. Für Renate war es eine große Freude, daß sie das Strandbad gemeinsam mit Mia besuchen konnte.

„Nelli, keine Blümchen abreißen, sonst sperrt dich der Strandwärter ein.“ Mia wehrte erschreckt dem vierjährigen Blondkopf, der die schönsten Dahlien für „Mutt“ pflücken wollte.

Elli, die schon ein Jahr in die Schule ging, buchstabierte mühsam den Vers, der auf einer Tafel in den Anlagen zu lesen war:

„Ach, ich weiß, ihr liebt die Blüten
In den Beeten und am Strauch.
Ist's nicht Pflicht, daß wir sie hüten?
Denn unser Nachbar liebt sie auch.“

An den Sonnenterrassen vorbei, auf denen man Sonnenbäder nahm, wo Gymnastik getrieben und nach Grammophonmusik getanzt wurde, stiegen sie die großen Freitreppen zum Strande hinab.

„Renate, wollen wir heute Pingpong spielen?“ fragte Mia, interessiert den Tischtennisspielern, die im Badeanzug auf der Pingpongterrasse geschickt die kleinen Bälle schlugen, zuschauend.

„Au ja, dann sind wir Balljungen, Nelli und ich.“ Elli klatschte erfreut in die Hände.

„Ist zu teuer, Mia. Ich habe mir vorgenommen, vom Wirtschaftsgeld zu sparen. Mutti muß diesen Winter unbedingt einen neuen Mantel kriegen.“

„Fabelhaft, Renate, wie ihr Kinder für eure Eltern sorgt. Bei uns ist die Sache noch ganz unmodern. Unsere Eltern sorgen für uns Kinder.“

„Sei froh, daß sie's können. Ich wünschte, es wäre bei uns auch noch so wie früher. Aber wenn es nicht geht, muß eben die Jugend einspringen“, meinte Renate ganz selbstverständlich.

Von der Freitreppe genoß man einen weiten Blick über den tiefblauen Wannsee. Segelboote schaukelten sich wie weiße Möwen auf der glitzernden Wasserfläche. Es jauchzte, spritzte, strampelte aus dem Wasser.

Die jungen Mädchen betraten die Kabinenhallen. Jede Gruppe der Kabinen war in einer andern Farbe und mit Buchstaben bezeichnet, damit man die richtige wiederfand. Es gab Dauer- und Wechselkabinen zum Entkleiden. Natürlich wählten sie eine Wechselkabine, weil es billiger war. Jede von ihnen nahm einen der Weberschen Blondköpfe mit in seine Zelle. In der Bretterwand befand sich ein

kleines Türchen mit Schalloch. Man erhielt einen Sack mit Bügel zum Verwahren der Kleidungsstücke. Der Sack und die Kleider wurden durch das Türchen in die allgemeine Garderobe zurückgereicht. Dafür erhielt man eine Garderobennummer mit einer Kette, um den Hals zu hängen.

„Renate, ich möchte die Kette umbinden, bitte, bitte", bat Elli, Renates Pflegling.

„Gib sie ihr nicht, sie verliert sie", warnte Mia.

„Wenn ich sie an der Kette trage, kann ich sie doch nicht verlieren. Renate ist viel besser als du." Stolz schielte Elli auf ihre Garderobenkette, die ihr Renate gutmütig umgehängt hatte.

Nun spazierten sie alle, Renate mit Rucksack und Knipskasten bewaffnet, in Badeanzügen zum Strande. Unter den Wandelgängen waren Verkaufsläden mit allem, was zum Strandleben gebraucht wurde. Elegante Badeausrüstung, Strandanzüge und einfache Trikots, Gummikappen in leuchtenden Farben. Strandschuhe, Wassertiere zum Aufblasen, große Sonnenhüte, bunte Papierschirme lagen dort in den Schaufenstern. Warme Würstchen, daneben ein Friseurladen mit Ondulation und Dauerwellen und eine Wasch- und Bügelanstalt. Konfitüren- und Zigarettenläden, Eisdielen, Konservengeschäfte, Bücher- und Photoläden. Berliner Weißbierstuben und Milchhallen, Obstbuden, Ansichtskartenstände, Zeitungshändler. Ja, auch eine Sanitätswache mit Roter-Kreuz-Schwester, die bei Unglücksfällen erste Hilfe leistete. Für alles war hier gesorgt.

Am Strande wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen. Man mußte sich vorsehen, nicht auf nackte Arme oder Beine zu treten.

„Gut, daß wir Mutts Strandkorbnummer wissen", meinte Mia. „Sonst würden wir uns in dem Gewühl sicher nicht finden." Ihre Mutter war der Hitze wegen von der Bahnstation mit dem Autobus zum Strandbad gefahren.

„Da ist Mutt." — —

„Mutt — Muttchen!" Elli und Nelli stürzten auf die im Strandkorb sitzende Frau Weber zu.

„Tag, Mutt, bist du schon lange da?"

„Guten Tag, Frau Weber." Renate machte ihre Verbeugung, die in dem leuchtend blauen Badeanzug etwas drollig wirkte, und zog die ihr freundlich gereichte Hand der Dame an die Lippen.

„Guten Tag, kleine Hausfrau. Na, wie schaut's aus zu Hause, was hast du inzwischen alles anbrennen lassen?" scherzte Mias Mutter.

„Gar nichts, Frau Weber. Im Gegenteil, Wolfgang meint, wenn Mutti noch einige Monate fortbliebe, würde ich mich allmählich zu einem ganz nützlichen Küchengewächs entwickeln", ereiferte sich Renate.

„Gehen wir gleich ins Wasser, Renate?" Mia war eine Wasserratte.

„Erst abkühlen, Kinder, ihr seid noch zu erhitzt", verlangte die Mutter.

„Bei dieser Affenhitze hier am Strand wird man höchstens noch heißer." Mia warf sich in den Sand.

„Prima frisches Eis jefällich?" erklang es den Strand entlang.

„Der Eismann! Mutt, dürfen wir uns eine Eiswaffel kaufen?"

„Ach ja, Mutt, es ist soo heiß. Da ist der Eismann." Sobald die Kinder etwas von Hitze hörten, begannen sie um Eiswaffeln zu quälen.

„Nein, Kinder, ihr verderbt euch nur mit dem kalten Zeug den Magen. Ich habe Obst mitgebracht. Das erfrischt noch mehr."

„Nee, Mutt, ach nee! Eiswaffeln schmecken tausendmal besser."

Als ob der Eismann ahnte, wo er seine Kunden zu suchen hatte, wand er sich mit seinem Grönland-Eiscremewagen durch das Durcheinander von in der Sonne Schmorenden, durch alle Liegestühle, Strandkörbe und strampelnden kleinen Nackedeis hindurch bis zu Strandkorb 423. Er trug einen Riesensonnenhut von der Größe eines Schirms auf dem Kopf.

„Prima frisches Eis jefällich? Was soll's denn sein, junge Herrschaften? Erdbeer-, Vanille-, Schokoladeneiswaffeln — prima frisches Eis jefällich?"

„Schokoladeneis", sagten die kleinen Webers mit leuchtenden Augen und klopften sich den Bauch.

Ehe die Mutter noch Einspruch erheben konnte, hatte jedes von ihnen eine Eiswaffel in der Hand — selig leckten sie. Frau Weber

mußte gute Miene dazu machen. Sie war so nett, den jungen Mädchen ebenfalls eine Eiswaffel zu verehren.

„Prima frisches Eis jefällich?" Der tüchtige Geschäftsmann hatte heute bei der Hitze guten Absatz. Überall leckte und lutschte es an den erfrischenden Waffeln.

„Sieh mal, Renate, wie famos die da krault, die ganz rechts." Es war Mias eifriges Bestreben, ebenfalls kraulen zu lernen.

„Was schreiben die Eltern, Renate? Geht es ihnen gut?" erkundigte sich Frau Weber.

„Danke, Mutti schreibt, Vater erhole sich zusehends. Er wäre dort viel frischer und heiterer als in Berlin. Mutti macht sich natürlich Sorge um uns hier; Mutti muß eben immer was zu sorgen haben."

„Das haben die Mütter so an sich", kam es irgendwoher aus dem Sande.

„Mia, sei nicht naseweis", verwies Frau Weber ihre Kritik übende Tochter. „Du bist so tüchtig, Renate, daß deine Mutter in der Tat sich keine Sorgen zu machen braucht. Bei Mia liegt die Sache schon anders."

„Erlaube mal, Mutt, ich kann ebensogut was anbrennen lassen wie Renate."

„Mia, ist das Freundschaft?" Renate kniff sie zur Strafe ins Bein.

„Au, ein Krebs hat mich gezwickt", kreischte Mia lachend.

Die beiden Kleinen hatten inzwischen ihre Sandschaufeln geholt. Sie begannen die beiden im Sande liegenden Mädchen einzuschaufeln. „Begraben" nannten sie das sinnige Spiel. „Nachher pflanzen wir Blümchen auf euch."

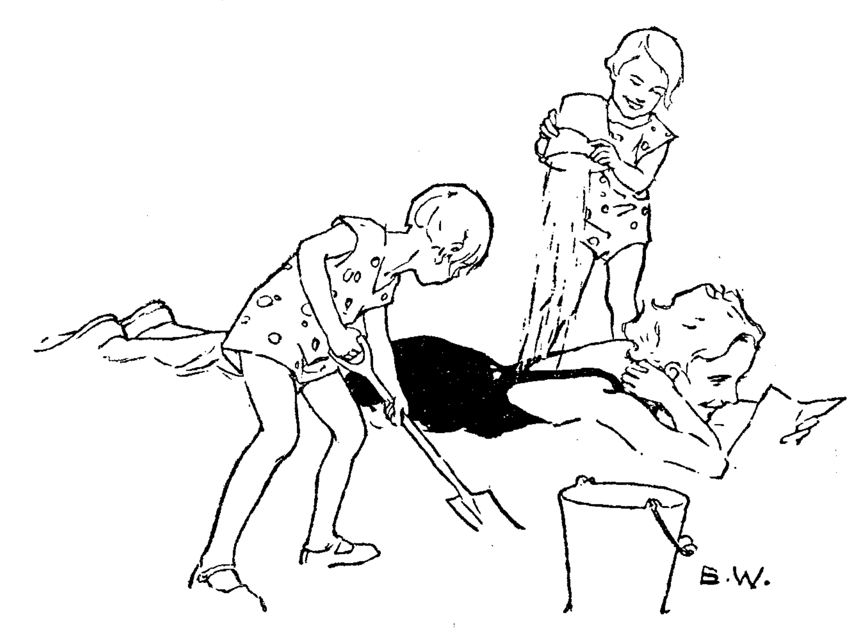
„Wehe euch, wenn uns einer begießt wie neulich." Mia kannte die kleinen Quälgeister.

„Kopf und Hände müßt ihr frei lassen", verlangte Renate. „Ich habe hier einen Brief von Gitta. Der Postbote brachte ihn gerade, als ich von Hause fortging, den muß ich lesen."

„Dann buddeln wir erst Mia ein."

„Die Füße von Renate können wir auch schon einpflanzen." Während Klein-Nelli ein Eimerchen Sand nach dem andern über

Renates sonnengebräunte Beine ausschüttete, während Mia sich mit Niveacreme einsalbte, um recht braun zu werden, während neben ihnen ein Grammophon „Es war einmal ein Musikus, der geigte im Café" spielte und verschiedene Paare zwischen all den sich im Sande Sielenden danach tanzten — bei Kindergeschrei und Jauchzen der Badenden las Renate den Brief der kleinen Schwester.



„Liebes Renatchen und liebes Wölfchen!" schrieb Gitta. „Ich bange mich schon doll nach Euch. Nach Peter nicht. Der neckt mich ja doch bloß. Hier bei Oma ist es fein. Sie kocht immer meine Leipgerichte. Ein süßes kleines Kätzchen haben wir. Und eine Freundin habe ich auch schon. Sie heißt Gerda und ißt aus Königsberg. Ulkisch spricht die. Ich muß immer lachen. Das kann Gerda nicht leiden. Wir gehen zusammen baden. Aber allein läßt Mutti uns nicht. Mutti ißt hier wieder fergnügt. Sie hat noch kein mal geweint wie in Berlin. Oma sagt Der liebe Gott wird schon für uns sorgen. Und Oma muß es doch wissen, weil sie schon so alt ist. Wie geht es Dir? Mutti

sagt zu Oma, Du wärst Ihre rechte Hand. Ist das nicht ulkisch? Ich möchte Ihre linke Hand sein. Daß bin ich aber nicht, weil ich mich gern von Helfen drücke. Habt Ihr garkeine Angst vor den Japaner? Ich hätte doll Angst allein mit ihn und sein olles Zauberbuch. Meine Zöpfchen sind hier schon doll gewaxen. Ich auch. Ein ganzes Stück, meint Vati. Es grüßt euch eure Gitta."

Darunter hatte die Mutter noch Grüße und verschiedene häusliche Anfragen angefügt. „Gitta muß jetzt täglich ein Diktat schreiben. Sie hat so viele Fehler in dem Brief gemacht. Sie darf nicht alles vergessen. Sie sieht so rotbäckig wie ein kleines Bauernmädel aus. Ich wünschte, ich hätte Euch alle hier."

Renate schloß die Augen. Ganz deutlich sah sie das Häuschen, in dem die Oma wohnte, vor sich. Da saßen sie jetzt in der Jasminlaube und richteten das Gemüse vor. Vater las die Zeitung, und Gitta — — —. „Au, nicht ins Gesicht, Gitta." Renate hatte eine Schaufel Sand über den Kopf bekommen.

„Ich heiße doch Nelli", lachte die kleine Missetäterin. Mia gab dem Schwesterchen temperamentvoll einen Klaps auf die Hand, so daß es in lautes Geheul ausbrach. Die Mutter beruhigte und schalt auf Mia. Das Grammophon plärrte mit Nelli um die Wette.

„Saure Jurken — Soleier jefällich? Det jibt Laune, det jibt Saft, det jibt in die Knochen Muskelkraft!" Der Saure-Gurken-Mann war aufgetaucht. In jeder Hand trug er einen Eimer mit sauren Gurken und Soleiern.

„Zwei Jroschen die Wiener, warm sind se noch — kalt werden se doch!" rief der Wurstmaxe mit seinem blanken Kessel dazwischen.

„Prima frisches Eis jefällich?" „Eisjekühlte Millich — die is sehr billich!" So schrie es durcheinander.

Das Trugbild von Omas Häuschen zerfloß. Renate lag am Wannseestrand und wurde von der heulenden Nelli eingebuddelt. Neben ihr bemühten sich zwei junge Leute, „Kerze" zu machen und ihre Beine senkrecht der Sonne entgegenzustrecken. Dort hantelte einer und fuchtelte mit den Armen wie eine Windmühle in der Luft umher. Hier boxten zwei mitten in dem Strandgewühl. Bewundernd schaute das Publikum zu und feuerte die Kämpfenden mit Zurufen

an. „Jib's ihm tüchtig, Willem — immer ruff, Nauke mit de Pauke — au, der hat Betonmuskeln — Sie, machen Se mal 'n Knoten in 'n Funkturm!" Der Berliner Witz blühte hier draußen im Strandbad.

„Hurra — hurra — der Photograph ist da! Entzückendes Bild, meine Herrschaften, höchst gelungene Aufnahme. Wieviel Abzüge bestellen Sie?" Gerade vor Strandkorb 423 hatte der Photograph Aufstellung genommen und zückte den Apparat.

„Knipskasten haben wir selber", lachte Renate, auf ihren Kodak weisend.

„Photographieren am Strande ist fürs Publikum verboten." Der Photomann wies auf eine Tafel, welche eine diesbezügliche Inschrift für die Badegäste trug. Dann ging er ein Haus oder vielmehr einen Strandkorb weiter. „Hurra — hurra — der Photograph ist da."

„Dabei knipst hier fast ein jeder heimlich", lachte Renate hinter ihm her.

„Abfassen darf man sich dabei nicht lassen", meinte Mia. „Aber nun wollen wir doch endlich ins Wasser."

„Nee, erst frühstücken. Ich habe so mächtigen Hunger, Mutt", bat Elli.

„Ich habe auch so'n Hunger", kam das Echo von Nelli hinterdrein.

„Und ihr seid überhaupt noch gar nicht richtig begraben."

„Kinder, laßt das dumme Spiel. Geht jetzt mit Mia und Renate baden. Gefrühstückt wird nachher", ordnete die Mutter an.

„Aber wenn ich doch so mächtig verhungere."

„Elli, quäle nicht, du weißt doch, daß du mir zu Hause versprochen hast, ganz brav zu sein."

„Ich bin ganz brav, nicht Mutt?" Nelli fiel der Mutter um den Hals vor Freude, daß sie diesmal artig war.

Mia und Renate sprangen auf die Füße und zeigten, daß sie noch ganz lebendig waren.

„Ich nehme Nelli, und du nimmst Elli an die Hand, Renate."

„Mich braucht überhaupt keiner anzufassen, ich bin doch schon sieben", empörte sich Elli.

„Seid vorsichtig, Kinder, daß nichts passiert." Frau Weber badete erst später, weil einer den Strandkorb mit dem Proviant bewachen mußte.

„Och, Mutt, es gibt ja Rettungsringe", meinte Mia unbesorgt.

„Und Rettungsschwimmer und Rettungsmotorboote", beruhigte auch Renate Mias Mutter.

„Macht lieber keinen Gebrauch davon."

Nelli war wasserscheu. Sie wollte durchaus nicht ins Wasser. Und als die große Schwester sie kurz entschlossen auf den Arm nahm und mit ihr untertauchte, schrie sie gellend: „Ich hertrinke — ich hertrinke!" Da sich dieses Manöver fast täglich wiederholte und der Schreihals nachher nicht wieder aus dem Wasser rauszukriegen war, machte ihr Hilferuf wenig Eindruck.

Elli war mutiger. Die jauchzte und hopste mit Renate, spritzte die Kleine übermütig und machte „Dampfer". Renate mußte sie am Badetrikot festhalten; sie legte sich auf den Rücken und strampelte mit den Beinen, daß ein weißer Strudel umherspritzte und alle in der Nähe Badenden kreischend Reißaus nahmen. Trotzdem genossen Mia und Renate das Schwimmen erst richtig, als die beiden Kleinen wieder glücklich bei der Mutter abgeliefert waren und, in ihre Bademäntel gehüllt, sich mit Frühstück stärkten.

Sie machten Kopf- und Hechtsprung vom weit hinausgebauten Steg, sie schwammen um die Wette und unter Wasser und versuchten zu kraulen. Das war aber eine schwierige Kunst, die gelernt sein wollte. Selbst Mia beherrschte sie nicht.

„Kinder, bleibt nicht so lange im Wasser — kommt raus", rief Frau Weber.

Die beiden hörten nicht oder taten wenigstens so. Die schwammen weit hinaus in den Wannsee, wo die Dampfer nach der Pfaueninsel, nach Potsdam und nach Spandau vorbeifuhren. Es war ihr größtes Vergnügen, den Dampferpassagieren zuzuwinken. Segel-, Paddel- und Motorboote zogen plätschernd neben ihnen ihre Wasserstraße. Manch fröhlicher Zuruf galt den beiden tüchtigen Schwimmerinnen.

„Mein Bruder Fritz wird sich im nächsten Jahr ein Paddelboot anschaffen. Und Ilse will ein Zelt zusammensparen, daß wir draußen an der Havel übernachten können", erzählte Mia, wassertretend.

„Knorke." Einen Augenblick dachte Renate bedauernd, daß Wolfgang und sie solche Wünsche nicht hegen durften, da es immer Notwendigeres gab. Fritz und Ilse Weber, Mias Geschwister, waren schon erwachsen. Fritz studierte Forstwissenschaften, und Ilse wollte Bibliothekarin werden.

War das herrlich, auf dem Rücken liegend in das Himmelsblau zu dösen und sich von der Strömung treiben zu lassen. Aber schließlich mahnte die verständigere Renate doch zur Rückkehr. Es war höchste Zeit. Elli und Nelli schrien bereits und winkten mit der Mutter um die Wette: „Zurück — ihr sollt zurückkommen!"

Nachdem Mia noch ein halbes dutzendmal „gesprungen" war, um den Genuß des Bades voll auszukosten, saßen sie endlich, triefend wie Wassernixen, wieder in der Sonne zum Trocknen. Schmeckten die Butterbrote und das Obst nach dem Bade gut.

„Jetzt wollen wir nach der Anstrengung schlafen. Wehe euch, wenn ihr uns stört, Gören. Einbuddeln ist nicht, Nelli", teilte Mia den kleinen Schwestern mit und streckte sich in dem heißen Sand zur Ruhe. Renate folgte ihrem Beispiel.

„Reibe doch erst mit Niveacreme ein, Renate", rief Mia. „Sieh bloß mal, wie der da drüben die Haut in Fetzen vom Hals und von den Armen hängt, die da drüben in dem lila Strandanzug."

Lautes Klingeln ließ die Schläferinnen alsbald wieder aufschrecken. Es kam von dem kleinen Vorbau der Mittelterrasse, wo die Normaluhr angebracht war. „Kleiner dreijähriger Junge, Helmut Krause, abzuholen Block B." Durch eine große Sprachtute wurde der verlorengegangene Helmut Krause dreimal ausgetutet, bis sich die dazugehörige Mutter einfand und ihren wiedergefundenen brüllenden Sprößling mit mütterlichem Klaps „Dir werd' ich das Fortlaufen anstreichen" in Empfang nahm.

„Wie viele Gören heute wieder ausgetutet werden. Können denn die Mütter nicht besser auf ihre Krabben aufpassen?" ereiferte sich Mia.

„Ich möchte auch ausgetutet werden", sagte Elli voller Begeisterung.

„Ich auch!" kam Klein-Nellis Echo.

Frau Weber hatte Bekannte getroffen, die sie baten, mit ihnen auf ein Viertelstündchen zum Terrassenrestaurant zu kommen. „Paßt gut auf die Kleinen auf, Mädels, ich bin bald wieder zurück", wandte sich die Mutter im Fortgehen zu Mia und Renate.

Mia knurrte Unverständliches im Halbschlaf. Aber Renate war ja so zuverlässig, die würde schon achtgeben.

Den Strand entlang jagte der Wind ein Blatt Papier. Gerade zu Renate flog es hin, als sie sich davon überzeugte, wie artig Elli und Nelli in kleinen Sandformen Kuchen backten. Es war ein Stück von einer illustrierten Zeitung. Etwas feucht war es. Wahrscheinlich war eine saure Gurke darin eingewickelt gewesen. Unwillkürlich las Renate, sich in der Sonne aalend, die fett gedruckte Überschrift: Photopreisausschreiben. Erster Preis = 100 Mark.

Renate hielt rasch die Hand auf das unsaubere Blatt, damit der Flüchtling nicht weiterfliegen konnte. Photopreisausschreiben, das interessierte sie. Sie vertiefte sich in die Bedingungen. Amateurphotos, drollige Kinderbilder, sollten bis zum 15. August des Jahres an die Redaktion der Zeitung eingesandt werden. Der Hauptpreis betrug hundert Mark — alle Wetter, Renate, das lohnte sich. Dann kamen kleine Preise bis zum Trostpreis von zehn Mark herunter. War auch nicht zu verachten, solch ein Trostpreis. Wieder studierte Renate das Preisausschreiben. Hallo — da war ja die Zeitungsredaktion angegeben. Sie hatte doch so viele nette Aufnahmen daheim in ihrer Photomappe. Erst neulich hatte Fräulein Lerche, der sie die Bilder gezeigt hatte, geäußert, daß einige in der Tat künstlerisch seien. Probieren konnte sie es immerhin. Schlimmstenfalls hatte sie das Porto umsonst daran gewendet. Welches sollte sie schicken? Irgendeine ulkige Aufnahme von Lump? Aber es sollten ja Kinderbilder und keine Tieraufnahmen sein. Wieder zum soundsovielten Male studierte Renate die geforderten Bedingungen. Sie dachte nicht mehr daran, daß da drüben die beiden Kinder im Sande spielten, die sie beaufsichtigen sollte. Dem Fetzen Zeitungspapier galt allein ihr Denken.

Ja, spielten denn die beiden Kinder noch da drüben?

„Du, Nelli", hatte Elli geflüstert, nachdem die Mutter fort war, „Du, wollen wir uns mal austuten lassen?"

„Au ja!" Elli legte Nelli die Hand auf den Mund und schielte zu den im Sande bratenden großen Mädchen hinüber. Mia schlief fest, die merkte nichts. Und Renate? Ach, die las ja gerade. Elli nahm Nelli an die Hand und rannte mit ihr davon, mitten hinein in das ärgste Menschengewühl am Strande. Sie stapften durch den Sand hierhin und dorthin. Lauter fremde Menschen in Badeanzügen, lauter Kinder, die alle ihre Mutti hatten. Es wurde Nelli ungemütlich zumute.

„Ich will wieder zu Mutt", sagte sie weinerlich.

„Erst müssen wir ausgetutet werden." Elli war zielbewußt. Aber wie fing man das bloß an? „Wir wollen zu dem Tutenmann da oben auf der Terrasse gehen und ihn bitten, daß er uns austutet." Sie zog das Schwesterchen die Steinstufen zur Mittelterrasse empor. Au, die heißen Steine brannten an den nackten Füßchen.

Gerade hatte der Strandwächter drei Kinder oben eingeliefert, die ihre Mutter verloren hatten. Sie weinten alle drei. Ein Junge brüllte wie am Spieß: „Ich will wieda bei meine Mutta!"

Als Nelli die andern Kinder heulen sah, begann sie in das Konzert mit einzustimmen.

„Blöke nicht, Nelli, hör' nur, wie schön die große Klingel bimmelt. Gleich werden wir ausgetutet."

Aber Nelli wollte gar nicht mehr ausgetutet werden. Die wollte nur wieder zu ihrer Mutt, zu Mia und Renate. Sie heulte aus Leibeskräften mit den andern im Verein.

„Kleiner blonder Nackedei, heißt Peter, etwa zwei Jahre alt." In alle Winde verkündete die große Tute es. Dann kam Rosemarie Hering an die Reihe. Und zuletzt der brüllende Horst Dieter Dampfnudel.

„Nun sind wir dran." Elli zog das Schwesterchen energisch zu dem austutenden Beamten. Sie machte in ihren Strandhöschen einen Knicks.

„Ach, Herr Tutenmann, bitte tuten Sie uns doch auch aus", bat sie.

„Nanu, wie kommt ihr denn hierher?" verwunderte der sich. „Seid ihr verlorengegangen?"

„Nee, ausgerückt", teilte Elli dem Beamten verschmitzt mit. Sie war ein wahrheitsliebendes Kind.

„Das ist ja eine recht nette Geschichte. Warum seid ihr denn ausgerückt? Wißt ihr denn nicht, daß es dafür Kloppe gibt?"

Freilich, das wußten sie. „Wir möchten doch so schrecklich gern mal ausgetutet werden. Bitte, bitte, lieber Herr Tutenmann, tuten Sie uns doch aus", bettelte Elli, während Nelli unentwegt „Ich will wieder zu meiner Mutt" schluchzte.

„Aha!" sagte der Tutenmann schmunzelnd. Aber er schien Verständnis für kindliche Wünsche zu haben. „Wie heißt ihr beiden Ausreißer denn?" erkundigte er sich.

Gerade als Frau Weber sich von ihren Bekannten im Strandrestaurant verabschieden wollte, gellte die Sprechtute von der Terrasse dazwischen: „Elli und Nelli Weber, sieben und vier Jahre alt. Abzuholen Block B."

„Unsere Kinder — um Himmels willen, unsere Kleinen sind verlorengegangen!"

Frau Weber vergaß vor Schreck, sich zu verabschieden. Sie wußte nicht, wie sie zur Terrasse hinaufkam. Ihre Beine zitterten. Trotzdem die Kinder doch da oben in Sicherheit waren.

Mia träumte gerade, wie tadellos sie kraulen konnte, da schrillte in das Traumland die Tute: „Elli und Nelli Weber ..." Sie fuhr empor. Hatte denn Renate nicht acht auf die Kleinen gegeben?

„Elli und Nelli Weber." Renate ließ ihr Photopreisausschreiben entsetzt aus der Hand gleiten. Hui — packte es der Wind und wirbelte es davon. Mitten hinein in den Wannsee.

Im Wettlauf rasten Mia und Renate zur Austutestelle. Dort trafen sie mit Frau Weber zusammen. Die hatte keine Zeit, den beiden Vorwürfe zu machen, daß sie so schlecht auf die Kleinen aufgepaßt hatten. Nelli flog ihr schluchzend mit dem Jubellaut: „Da is meine Mutt!" um den Hals. Und Elli sagte selig mit einem wohlerzogenen Knicks: „Fein war's. Vielen Dank, Herr Tutenmann!"

„Ein andermal nehmen Sie die beiden Ausreißer an die Leine, meine Dame, daß sie nicht wieder auf und davon gehen können." Damit übergab der „Tutenmann" Frau Weber ihre Sprößlinge.

Als man glücklich wieder am Strandkorb 423 anlangte, waren Rucksack und Proviantkoffer verschwunden. Ein Glück, daß Renate ihren Kodak in der Hand behalten hatte. Sonst wäre der wohl auch auf und davon gegangen wie Elli und Nelli.

Dreizehntes Kapitel.

Wolfgang wird Werkstudent.

Die Linden waren verblüht. Im Lietzenseepark hatten die Rosenrabatten bunten Dahlien und Herbstastern Platz gemacht. Renate rechnete bei Mutter Buttermilch keine Spargel, Erdbeeren und Kirschen mehr zusammen, sondern Gurken, Kürbis und Preiselbeeren. Die Ferienreisenden hatten sonnengebräunt und gestärkt wieder ihren Einzug in die Großstadt gehalten.

Peter war, den Rucksack vollgestopft mit Birnen und Pflaumen, unter jedem Arm ein selbstgebackenes Trömerbrot, selber vollgestopft mit ländlichen Erlebnissen und herrlichen Gebirgseindrücken, eines Tages wieder da. Mit ihm kam Leben in die Bude. Das Radio „blökte" wieder früh und spät; Lump blaffte; Goldkehlchen flatterte. Denn Peter verstand, alles aus der Ruhe aufzuscheuchen. Er hatte den Kopf voll von Erfindungen für landwirtschaftliche Maschinen, bastelte Modelle zusammen und sah die Schule nur als notwendiges Übel an.

Gut, daß die Eltern ebenfalls bald heimkehrten und den auf dem Lande verwilderten Jüngling wieder mit Schulpflichten und städtischen Gewohnheiten vertraut machten. Peter konnte nicht genug von Trömerhof erzählen. Wie nett sie alle zu ihm und Fritz Kunze gewesen. Und daß sie alle beide nächsten Sommer bestimmt wiederkommen sollten. Dann würde ihnen Klein-Christel schon entgegenlaufen.

Gitta war in Stolpmünde tüchtig gewachsen. Ebenso ihre blonden Zöpfe. So schön es auch bei der Oma gewesen war, Gitta war glücklich, wieder bei Renate und Wolfgang zu sein. Besonders die große Schwester hatte ihr sehr gefehlt. Eigentlich waren sie alle froh, daß sie wieder zu Hause waren. Die Mutter sehnte sich

nach ihren Pflichten und meinte, es sei höchste Zeit, daß sie ihre Große entlaste. Dabei hatte Renate die Last gar nicht allzu schwer gedrückt. Sie hatte es ganz nett gefunden, mal Hausfrau zu spielen.

Erstaunlich frisch war der Vater. Er hatte allerlei Pläne, wie er wieder lohnende Beschäftigung finden und den Lebensunterhalt für seine Familie verdienen könnte. Frau Felsing sah dies wiedererwachte Selbstvertrauen bei ihrem Mann für ein großes Glück an. Seine Zweifel an seinen Fähigkeiten, seine Niedergeschlagenheit darüber, daß ihm alles fehlging, war ihre größte Sorge gewesen.

Auch die Lerche kehrte von ihrem Flug in die bayrischen Berge wieder heim ins Nest. Sie hatte Felsings ordentlich gefehlt. Die Kinder hatten das Gefühl, als ob eine liebe Tante zu Besuch käme. Dagegen war Doktor Ma-wu in den Universitätsferien mit Herrn Tai-fi ins Berner Oberland abgedampft. Nachdem er seiner Wirtin einen herrlichen Willkommensstrauß, der kleinen Dame Gitta einen Kasten Schokolade und Herrn Peter einen Radioverstärker, den er sich gewünscht, verehrt hatte. Aber Renate und Wolfgang durften auch nicht leer ausgehen. Renate erhielt ein Buch und eine Schachtel Pralinen, „weil sie gewesen so gutes Hausfrau". Und „damit Herr Wolfgang nix soll weinen", bekam er Zigaretten. Wußte doch Doktor Ma-wu, daß der Student, so gern er auch rauchte, den Genuß aus Sparsamkeitsrücksichten einschränkte. „Abschiedsgaben" nannte es Doktor Ma-wu.

„Hoffentlich kommt er wieder", äußerte Frau Felsing etwas beklommen. „Für den August hat er ja seine Miete bezahlt."

„Er hat doch seine Bücher und einen Teil seiner Sachen hiergelassen", beruhigte sie Renate.

„Doktor Ma-wu will nach seiner Reise die Beethovensche Mondscheinsonate mit mir durchnehmen. Der kommt bestimmt wieder."

Der Japaner fehlte Wolfgang am meisten oder vielmehr sein Geld für die Klavierstunden. Die Mutter rechnete mit der monatlichen Wirtschaftsbeihilfe. Woher sollte Wolfgang die zum 1. September nehmen?

Alles kam wieder ins gewohnte Geleis, als ob man gar nicht fort gewesen war. Der Vater verlor allmählich seine Hoffnungs-

freudigkeit, als keiner von seinen Plänen sich verwirklichte. Die Mutter sorgte im geheimen und ging äußerlich tapfer ihren Weg. Sie fand immer noch ein aufrichtendes Wort trotz aller Fehlschläge. Renate tat wie immer freudig ihre Pflicht in der Schule, in der Konfirmationsstunde und im Hause. Jeden Dienstag und Freitag versorgte sie den Haushalt mit Lebensmitteln, die sie auf dem Markt errechnete. Es roch bei Felsings nach eingekochter Marmelade und Gurken. Die Steintöpfe und Glaskrausen in der Speisekammer mehrten sich.

Peter hätte seine Pflicht sicher nicht getan, wenn die Mutter ihm nicht immer wieder zu Gemüt geführt hätte, daß er der Freischule verlustig gehen würde, wenn er zu Klagen Anlaß gäbe. Na, an der Schule lag ja Peter eigentlich wenig. Die konnte er gern entbehren. Aber er war ein guter Junge und wollte seinen Eltern keineswegs Kummer machen. Auch sorgte Wolfgang, der jetzt Hochschulferien hatte, dafür, daß Peter erst Schularbeiten machte und dann bastelte. Winkte doch als Lohn der Eintritt in den Charlottenburger Sportklub, wozu er das Beitragsgeld dem Großen abgebettelt hatte. Wolfgang konnte ruhig mal „die Spendierhosen anziehen“, wie es in der Gymnasiastensprache heißt. Dabei zerbrach sich der große Bruder den Kopf, auf welche Weise er die Hochschulferien zu einer einträglichen Arbeit verwenden könnte. Täglich ging er ins Studentenwerk, das Arbeitsmöglichkeiten für Werkstudenten vermittelte. Aber es waren Tausende von Studenten, die Arbeit suchten, während die Arbeitsangebote nur gering waren. Wolfgang kehrte stets unverrichtetersache heim. Genau wie sein Vater. Nur daß der Sohn mit dem Vorrecht der Jugend immer von neuem hoffte und etwas zu erreichen suchte, während der Vater der aussichtslosen Wege allmählich müde wurde.

Am unbekümmertsten lebten Gitta, Lump und Goldkehlchen. Gitta lachte, sang und sprang durchs Haus und verstand es, selbst den Vater immer wieder aufzuheitern. Sie war recht froh, daß der Japaner fort war. Wenn sie sich auch schämte, daß sie immer noch geheime Angst vor ihm und seinem „Zauberbuch“ hatte. Jetzt durfte man auch den Balkon benutzen, auf dem Petunien und

Pelargonien in bunter Fülle blühten. Gitta lag gar nichts daran, daß der „olle“ Japaner zurück kam. Bloß seine Schokolade war nicht zu verachten.

Wieder mal hatte Wolfgang seinen täglichen Weg nach der Johannisstraße zum Studentenwerk eingeschlagen. Ob er heute etwas finden würde?

Trotz geöffneter Fenster war die Luft in den Räumen schwül und drückend. Lauter junge Menschen, die arbeiten wollten und keine Beschäftigung fanden. Die meisten kannten sich. Man begrüßte sich und besprach die Arbeitsaussichten. Man war guter Dinge, lachte, scherzte und machte Witze. Denn so leicht läßt sich die Jugend nicht unterkriegen.

„Sie hätten sich nicht nur für musikalische Arbeit melden sollen, Felsing“, sagte ein junger Musikhochschüler zu Wolfgang. „Da hat man nur wenig Aussicht, heranzukommen. Der Tonfilm hat Klavierspieler fürs Kino überflüssig gemacht. Und in den Cafés wird auch Saxophon verlangt.“

„Ich beherrsche das Saxophon. Selber beigebracht. Außerdem habe ich mich aber für alle technischen Arbeiten ebenfalls gemeldet. Natürlich würde ich lieber auf musikalischem Gebiet tätig sein.“

„Man muß froh sein, wenn man überhaupt was kriegt.“ Der Hochschüler brach ab, denn der Leiter der Arbeitsverteilung begann auszurufen:

„Es werden gesucht für Zettelverteilen zwei Studenten. Täglich drei Stunden. Stunde dreißig Pfennige.“

Eine Anzahl der jungen Leute meldete sich als Zettelverteiler. Sie mußten um den Posten losen. Die glücklichen Gewinner zogen mit der ihnen angegebenen Adresse ab.

„Für ein Kohlenbergwerk acht Studenten angefordert, Ingenieure bevorzugt“, erschallte es.

Diesmal meldeten sich weniger als das erstemal. Im Kohlenbergwerk gab es schwere Arbeit. Und es war nicht jedermanns Geschmack, in der Nacht des Bergschachtes Kohlen zu hauen. Die Arbeit wurde gut bezahlt. Wolfgang überlegte. Aber inzwischen hatten sich schon andere dazu gemeldet.

„Zur Erntearbeit zwölf Mann verlangt.“ Hui — wie die Hände da in die Luft schnellten. Landarbeit war begehrt. Da kam man aus diesem heißen Steinbaukasten Berlin hinaus, arbeitete in Gottes freier Natur und stand nebenbei noch gut im Futter.

Im Umsehen war das Dutzend durch das Los ausgemustert. Wolfgang war nicht darunter.

„Erdarbeiter für ein Stauwerk, fünf Mann.“ —

„Zweiter Kapellmeister zur Vertretung an ein Provinztheater.“

Was an Musikstudierenden im Studentenwerk war, trat erwartungsvoll vor.

„Mensch, warum melden Sie sich denn nicht?“ Wolfgangs Bekannter gab ihm einen aufmunternden Rippenstoß.

„Ich habe doch noch gar nicht richtig Musik studiert.“ Während Wolfgang noch gewissenhaft überlegte, ob er sich wohl für einen derartigen Posten bewerben dürfte, hatte bereits ein anderer Glücklicher die Kapellmeistervertretung erwischt.

„Straßenbau — sechs Mann.“ Das war heiße Arbeit jetzt in der Augustsonne. Aber trotzdem. Du darfst nicht wählerisch sein. Du mußt Geld verdienen, wo es auch ist, redete sich Wolfgang selber zu. Aber er kam schon wieder einen Posttag zu spät.

„Nachtwächter für ein Schuhgeschäft.“ Hallo — kaum ausgerufen, war die Stelle auch schon besetzt.

„Nun habe ich nur noch für September mehrere Angebote. Falls sich jemand vormerken lassen will. Für Malerarbeiten und Tapetenkleben zwei Studenten. Ferner werden als Hilfsarbeiter bei Umzügen von verschiedenen Möbeltransportfirmen junge Athleten gesucht. Sporttüchtige Studenten können sich melden.“

Nein, um schwere Möbel auf dem Buckel zu schleppen, dazu fühlte sich Wolfgang, trotzdem er sportgeübt war, nicht stark genug. Und bis September warten? Er mußte sofort Geld verdienen. Hätte er bloß nicht solange gezögert und gleich zugegriffen. Nachtwächter wäre ganz nett gewesen und gar nicht anstrengend. Er hätte sogar dabei zum Examen arbeiten können. Nun war's zu spät. Er hatte nun mal die Natur seines Vaters, erst in Ruhe zu überlegen und

dann zu handeln. Schade, daß er sowenig von Mutters schneller Entschlußfähigkeit geerbt hatte.

Trotzdem gab sich Wolfgang einen Ruck und trat in dem bereits geleerten Raum zu dem Leiter heran.

„Ist denn gar keine Aussicht, daß ich noch etwas für August finde?“ erkundigte er sich.

„Wie war der Name? Felsing?“ Der Herr zog die betreffende Karte, auf der Name, Wohnung und Gesuch eingetragen waren, aus der Kartothek. „Technik, Musik — hm — schade, daß Sie den Kursus als Fremdenführer nicht durchgemacht haben. Ein Amerikaner wünscht Berlin zu sehen und hätte gern einen jungen Akademiker, der technisch Bescheid weiß und ihn auch in bezug auf Theater, Konzerte und musikalische Veranstaltungen beraten kann. Er zahlt zehn Mark pro Tag.“

„Das wäre ja famos. So was habe ich mir gewünscht“, rief Wolfgang erfreut.

„Es kommen natürlich erst die dafür in Betracht, die als Studentenführer ausgebildet sind. Lassen Sie mal sehen, wer sich da gemeldet hat.“ Der Herr schlug das Register der Studentenführer auf. „Mediziner — schalten aus. Juristen? Techniker wäre besser. Kunsthistoriker werden stets bevorzugt. Aber ich glaube nicht mal, daß einem Amerikaner besonders viel an Kunststudien liegt. Was für Techniker haben wir denn? Hier ein Architekt, der wäre geeignet. Aber ob er musikalisch ist? Nichts angegeben. Außerdem muß er die englische Sprache beherrschen.“

„Ich kann mich gut englisch verständigen. Ein Japaner wohnt bei uns. Mit dem habe ich mich viel englisch unterhalten. Habe ihn auch öfters in Berlin herumgeführt und ihn mit den Sehenswürdigkeiten bekannt gemacht. Neulich zeigte ich ihm Potsdam.“

„Also praktisch als Fremdenführer vorgebildet?“ Der Leiter des Studentenwerks warf einen wohlwollenden Blick auf den gut aussehenden jungen Mann von tadellosen Umgangsformen.

„Würden Sie es nicht mit mir versuchen?“ bat Wolfgang in seiner gewinnenden Art. „Ich könnte ja den Kursus später noch nachnehmen.“

„Also meinetwegen. Da keine geeignetere Meldung vorliegt. Versuchen wir es immerhin. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr stud. ing., daß der Gentlemanfremdenführer nicht nur die Schönheiten unserer Hauptstadt zeigen soll, sondern dem Fremden den Aufenthalt bei uns auch so angenehm wie möglich gestalten muß. Sie müssen auf die Nationalität, auf die persönlichen Wünsche und Interessen des Ihrer Obhut Anvertrauten eingehen. Individualität, das ist die Hauptsache für den Studentenführer. Der Fremde muß sich in der Gesellschaft seines Führers geborgen und angeregt fühlen."

„Ich werde mir die größte Mühe geben, den Amerikaner zufriedenzustellen", versprach Wolfgang und nahm freudestrahlend die Adresse von Mr. Charles Edward Smith aus Chikago in Empfang. Vorstellung Edenhotel zwölf bis ein Uhr vormittags.

Ob ich gleich hinfahre? überlegte Wolfgang, als er wieder unten in der Johannisstraße stand. War es nicht richtiger, sich zu Hause erst in seinen Sonntagsdreß zu werfen, um möglichst gentlemanlike aufzutreten? Aber wenn ihm ein anderer zuvorkam? Vielleicht mochte der Amerikaner nicht bis morgen warten. Time is money — Zeit ist Geld in Amerika.

Angelegentlich spiegelte sich Wolfgang, der sonst wenig Eitelkeit kannte, in dem Schaufenster eines Friseurs. Er sah eigentlich ganz anständig aus. Mutter hatte seinen Anzug erst aufgebügelt. Zum Überfluß pflegte Wolfgang die Beinkleider nachts unter das Bettlaken zu legen, um mit seinem Körpergewicht die Bügelfalte der Hosen tadellos zu erhalten. Dieses Patent war eine Erfindung von Peter.

Also auf zum Edenhotel.

Wolfgang Felsing war von Natur aus schüchtern. Er hatte nicht das forsche Draufgehen, das seinen Bruder Peter auszeichnete. Die große blumengeschmückte Hotelhalle mit den livrierten Portiers und Liftboys, mit den eleganten fremdländischen Gästen, die in Klubsesseln ihre Post lasen, auf Telephonanruf warteten oder ihr Gepäck verladen ließen, machte einen beklemmenden Eindruck auf den bescheidenen Studenten. Aus den Restaurationsräumen klang Musik. Elegant gekleidete Damen, vornehm aussehende Herren schritten



vorüber. Wolfgang wandte sich an den wie ein König in seinem Reich herrschenden Portier und fragte nach Mr. Smith aus Chikago.

„Mr. Smith ist beim Lunch. Kann ich etwas bestellen?"

„Ich möchte ihn selbst sprechen."

„Bitte Namen und Angelegenheit hier zu notieren." Der Portier schob ihm Block und Stift zu. Wolfgang notierte seinen Namen und fügte in englischer Sprache hinzu: Gentlemanführer, empfohlen durch das Studentenwerk.

„Bitte Platz zu nehmen." Der Portier wandte sich bereits wieder andern zu.

Wolfgang ließ sich in einem der großen Ledersessel nieder und wartete. Es war ganz amüsant, das Kommen und Gehen in so einem großen Hotel an sich vorüberziehen zu lassen. Blumensträuße wurden geliefert, Modistinnen mit Hutschachteln, Telegrammboten, Agenten, Ankommende und Abfahrende drehte die unermüdlich kreisende Glastür in die Hotelhalle hinein. Die Reisenden sahen alle recht wohlhabend aus. Aber vielleicht waren sie mit all ihrem Geld weniger glücklich als er.

„Mr. Smith läßt bitten", erklang es in Wolfgangs Überlegungen. Vor ihm stand ein niedlicher Pikkolo, angehender kleiner Kellner, und führte ihn über Plüschteppiche, die den Schall der Schritte unhörbar machten, in den Rauchsalon. Dort lehnte Mr. Carles Edward Smith in einem Klubsessel, eine dicke, große Zigarre zwischen den Lippen.

„Herr Felsing", meldete der Pikkolo.

Der Amerikaner warf einen prüfenden Blick über den sich verneigenden Studenten. „Well, Mr. Felsing, Sie wollen so freundlich sein, mir Berlin zu zeigen", sagte er in recht schnellem, gaumenquetschendem Englisch und schüttelte dem jungen Mann die Hand.

Wolfgang hatte sich eine passende Antrittsrede zurechtgelegt. Er ließ sie in möglichst fließendem Englisch vom Stapel. Aber Mr. Smith unterbrach die Mitteilung, daß sich der junge Student bemühen würde, seinen Wünschen nachzukommen und ihn zufriedenzustellen, mit kurzer Handbewegung: „Allright, was für ein Programm haben Sie für heute, Mr. Felsing?"

Wolfgang erschrak. Daran hatte er nicht gedacht, daß er sofort sein Amt anzutreten habe. Sein heutiges Programm bestand darin, zu Hause Schellfisch mit Senfsoße zu essen, Peter an sein Arbeitspult zu jagen, Lump tanzen und singen zu lassen und selbst Musik am Klavier zu machen. Aber jetzt hieß es, schnell von Entschluß zu sein, nicht lange zu überlegen und zu zaudern wie sonst.

„Ich möchte vorschlagen, bei dem schönen Wetter Aquarium und Zoo zu besuchen. Da ist gutes Orchesterkonzert, und man trifft dort nachmittags die elegante Welt." Wolfgang dachte, daß er seit Jahren nicht im Zoo gewesen war.

„Very well. Kann man dort nehmen fife o'clock tee?"

„Jawohl, man kann dort Kaffee und Tee trinken. Abends könnten wir den Funkturm besteigen. Der Blick über die erleuchtete Stadt ist besonders zu empfehlen."

„Oh, sehr gut, Mr. Felsing. Wo werden wir nehmen das Dinner?"

„Im Funkrestaurant", sagte Wolfgang mit einer Selbstverständlichkeit, als ob er täglich dort zu dinieren pflegte. Dabei war er noch kein einziges Mal dort gewesen.

„Oh, i see, ich sehe, Sie scheinen ein sehr gewandter Gentlemanführer zu sein von großer Erfahrung." Wenn Mr. Smith wüßte, was für ein Neuling sein erfahrener Führer war.

„Wann wollen wir aufbrechen?"

„Sie wünschen gewiß, noch ein Weilchen zu ruhen", meinte Wolfgang. Er selbst hoffte, schnell noch zum Mittagessen nach Hause fahren zu können.

„Not at all — ganz und gar nicht. Wir können sofort gehen. Ich habe nur fünf Tage Zeit und will die ganzen Sehenswürdigkeiten von Berlin sehen. Für Technik bin ich besonders interessiert. Und abends will ich hören gute Musik."

„Die Oper ist leider während der Sommermonate geschlossen. Aber es gibt Operette und gute Konzerte."

„Well — gut, machen Sie Programm für jeden Tag."

Mr. Smith erhob sich, der Pikkolo sprang hinzu und holte Hut und Waterproof — Regenmantel — aus der Garderobe. Denn

auch bei schönstem Sommerwetter ging der Amerikaner nicht ohne seinen „Waterproof" aus.

Wieder durchschritt Wolfgang die Hotelhalle, und diesmal fühlte er sich durchaus nicht mehr so klein und bescheiden wie bei seinem Eintritt. Er war Gentlemanführer und für das Vergnügungsprogramm von Mr. Smith verantwortlich, vor dem selbst der hoheitsvolle Portier tief dienerte.

„Taxe gefällig?" Ein Liftboy sprang dienstbeflissen herbei.

Der Amerikaner nickte.

„Auto ist unnötig — es ist ganz nah", stellte Wolfgang seinem Begleiter vor.

„Ich liebe nicht, Kräfte zu verschwenden. Go on — vorwärts." Mr. Smith bestieg das Taxenauto.

„Aber das Aquarium liegt ja gegenüber, Sir. Wir brauchen nur über den Fahrdamm zu gehen."

„Gut, fahren wir über den Fahrdamm." Der Chauffeur, dem er noch ein Trinkgeld zuwarf, dachte: Sicher ein Dollarkönig, der nicht weiß, wo er sein Geld lassen soll. Na, bei mir ist Platz dafür.

Auch Wolfgang dachte Ähnliches.

„Nehmen Sie thickets — Billetts, Mr. Felsing. Wir rechnen abends ab." Wolfgang zog seine Geldtasche und nahm Eintrittskarten. Hoffentlich reichte seine bescheidene Barschaft für die Wünsche des Amerikaners.

Warme, feuchte Treibhausluft schlug ihnen im Aquarium entgegen. Der Amerikaner ging mit großen Schritten durch das grünliche Dämmerlicht. Ab und zu trat er an einen der großen Glasbehälter und warf einen Blick auf die sich im Wasser lustig tummelnden Bewohner. Wolfgang machte ihn auf das „wandelnde Blatt" und auf die insektenfressenden Blumen aufmerksam. Mr. Smith wollte es nicht glauben, daß diese schönen, farbenleuchtenden Chrysanthemen Wassertiere sein sollten, die ihre Blumenblätter wie Fänge um das Insekt, das ihnen zu nahe kam, schlugen und es verspeisten.

„Oh, very interesting indeed — in der Tat, sehr interessant." Dabei gähnte Mr. Smith. Denn es war Mittag, und die feuchte Tropenluft ermüdete. Von den Riesenkrokodilen wollte er wissen,

wieviel so ein nettes Tierchen kostet. Wolfgang hatte keine Ahnung. Er sank sichtlich in des Amerikaners Achtung, als er das ehrlich zugab.

„Sie müssen die Wünsche des Ihnen anvertrauten Ausländers erraten und darauf Rücksicht nehmen", hatte der Leiter des Studentenwerks Wolfgang ans Herz gelegt. Darum erkundigte sich der junge Führer: „Haben Sie genug von dem Aquarium, Mr. Smith? Sind Sie abgespannt?"

„Not at all — durchaus nicht." Mr. Smith gähnte noch lauter.

„Wollen wir in den Zoo gehen?"

„Oh no, Sir. Wir haben unser Eintrittsgeld noch nicht genügend abgesehen."

Wie merkwürdig, dachte der deutsche Student, einerseits wirft der Amerikaner mit dem Gelde, und andererseits will er den Groschen ausnützen. Schließlich fand Mr. Smith doch, daß man das Eintrittsgeld jetzt genügend „abgesehen" hätte. Nachdem er Wolfgang noch mit einigen Fragen über die Zuleitung des Wassers und wieviel der Unterhalt des gesamten Aquariums wohl jährlich koste, in Verlegenheit gesetzt hatte, gingen sie in den benachbarten Zoo.

Dort gefiel es Mr. Smith entschieden besser. Besonders der „Kinderzoo" machte ihm viel Spaß. Die Löwen- und Bärenbabys, die so täppisch und drollig durcheinanderkegelten, die rosigen Ferkelchen, die frei umherliefen, die kleinen Schäfchen und Ziegen, die vertrauensselig an ihm hochsprangen und gefüttert werden wollten, und alle die kleinen Kinder, die sich jauchzend und kreischend mitten unter den jungen Tieren tummelten, das war „very nice indeed — in der Tat sehr hübsch".

Mr. Smith machte photographische Aufnahmen von einem kleinen Teddybär, der sein Milchfläschchen wie ein Baby trank. Er photographierte kleine Jungen und Mädel, Löwen- und Bärenbabys auf dem Arm. „Das glaubt man sonst nicht in Chikago", sagte er.

Die Affen imponierten dem Amerikaner nicht besonders. „In Amerika hat fast jede Lady ihr Äffchen, wie man sich in Deutschland kleine Hunde hält."

Bei den Raubtieren war gerade Fütterung. Mr. Smith erkundigte sich bei seinem Führer, wieviel Pfund Fleisch ein Löwe täglich erhalte.

Wolfgang wollte nicht wieder dumm erscheinen. „Ein Pfund", sagte er auf gut Glück, ohne zu wissen, ob es richtig sei. Mr. Smith war zufrieden. Aber Wolfgang ärgerte sich über sich selbst. Man soll nur das sagen, was man wirklich weiß. Peter pflegte in der Schule öfters zu raten und dann eklig reinzurasseln. Nun hatte er es ebenso gemacht.

„Ist das Lunch oder Dinner?" fragte Mr. Smith, interessiert der Fütterung zuschauend.

„Beides zugleich", lachte Wolfgang. Dabei knurrte sein Magen lauter als die Raubtiere. Er selbst war ja heute um seine „Fütterung" gekommen. Es fiel ihm ein, daß man zu Hause gar nicht wußte, wo er geblieben war. Wenn er auch seine Familie in bezug auf Pünktlichkeit nicht verwöhnt hatte, einfach von einer Mahlzeit fortzubleiben, das pflegte er nicht zu tun. Mutter hatte sicher den Fisch warmgestellt. Er mußte unbedingt daheim anrufen. Gut, daß man das Telephon der Mieter wegen noch beibehalten hatte.

Als Wolfgang den Amerikaner an einem Cafétisch nahe der Musikkapelle gut untergebracht hatte, beurlaubte er sich, um nach Haus zu telephonieren. Im Vorbeigehen ließ er an der Würstelbude noch ein Paar Würstchen in seinen hungrigen Magen spazieren.

Renate, die am Telephon war, wollte es nicht glauben, daß er Fremdenführer geworden sei. „Jawoll, du verkohlst mich ja bloß", lachte sie und hängte ab.

Mr. Smith hatte unterdessen Tee und Gebäck bestellt. Kaffee wäre Wolfgang lieber gewesen. Trotzdem tat er dem Gebotenen alle Ehre an. Der Amerikaner wunderte sich über den guten Appetit der Deutschen.

Die Kapelle spielte aus Opern von Mozart, Wagner und Verdi.

Mr. Smith war jetzt einwandfrei begeistert von seinem jungen Führer. Der Junge wußte was. Jede Arie, jede Ouvertüre kannte er Ton für Ton und hatte ein gutes Urteil. Es machte Mr. Smith Freude, sich mit dem musikalischen jungen Mann zu unterhalten. Wolfgang selbst war froh darüber, wie gut die Verständigung funktionierte. Trotzdem Mr. Smith jedes Wort kaute, gewöhnte sich sein Ohr rasch an die amerikanische Aussprache.

Gegen sieben Uhr saßen sie im Funkturmrestaurant beim Diner. Der bescheidene Wolfgang fand es eigentlich ganz nett, so aus dem vollen zu leben und sich die auserwählten Gerichte schmecken zu lassen. Aber schließlich, „mehr als satt essen kann man sich nicht", pflegte seine Mutter zu sagen. Im Grunde war es gleich, ob das mit Hummern und Geflügel oder mit Schellfisch geschah.

Hoch oben auf der Plattform des Funkturms standen sie dann im Abenddunkel und blickten hinab auf das beleuchtete Berlin. Voll heimatlichen Stolzes wies der Student von dieser Höhe hinab dem Fremden das Brandenburger Tor, die Siegessäule, das Schloß und den Dom. Verschiedene Hochhäuser, die nach amerikanischem Muster aus dem Häusermeer emporragten, interessierten Mr. Smith besonders. Als sich der Amerikaner und der deutsche Student im Hotel voneinander verabschiedeten, waren beide gleich befriedigt voneinander.

Die ganze Familie Felsing half, das Vergnügungsprogramm für den Amerikaner zu entwerfen. Peter war ganz unglücklich, daß er nicht führen helfen durfte. Besonders als Mr. Smith mit Wolfgang vom Flughafen aus einen Rundflug über die Stadt unternahm, war er geradezu neidisch auf den großen Bruder. Und da behauptete Wolfgang noch, daß ihm da oben im Flugzeug zumute gewesen sei, als ob er die ganze Nacht durchkneipt und einen Riesenkater hätte. Wer's glaubt!

Am Pergamonmuseum und den Kunstgalerien lag Peter ja weniger. Aber die AEG., das große elektrische Werk, hätte er für sein Leben gern mitbesichtigt. Renate dagegen hätte am liebsten die Nachtrundfahrt „Alt-Berlin im Mondschein" mitgemacht. Und Gitta fand das elegante Hotel und die feinen Mahlzeiten, die Wolfgang mit dem Amerikaner einnahm, am verlockendsten. Die einfache Kost zu Hause wollte dem Leckermäulchen gar nicht mehr recht munden.

Als Mr. Smith nach fünf Tagen die deutsche Hauptstadt verließ, hatte er nicht nur Berlin und Potsdam kennengelernt. Er hatte durch seinen jungen Führer auch den denkbar günstigsten Eindruck von Deutschland und der deutschen Jugend bekommen.

Vierzehntes Kapitel.

Gitta lernt verzichten.

Ein früher Herbst hatte eingesetzt. Sturm und Regen brachte der Oktober mit. Hui — fuhr der Wind über die freien Sportplätze am Funkturm. Der Jugend machte das nicht viel aus. Die lief sich warm im Langstreckenlauf, beim Hoch- und Weitsprung, beim Jagd- und beim Fußball. Hier war Peter Felsing einer der Tüchtigsten. Immer allen voraus. Was machte es ihm, daß er bis aufs Hemd durchnäßt heimkehrte? Mutti würde das schon wieder in Ordnung bringen. Und Mutti stand und wusch, trocknete und bügelte klaglos bis in die Nacht hinein, um alles zu schaffen.

Renate konnte nicht mehr soviel helfen. Sie hatte jetzt reichlich für die Schule zu arbeiten. In der Obersekunda wurde viel verlangt. Trotz der ungemütlichen Dunkelheit stand Renate jeden Morgen um sechs Uhr auf, um das Eßzimmer vor der Schule zu reinigen, so schwer ihr es auch manchmal wurde. Denn ins Bett kam sie auch erst spät. Der Vater schlief schlecht durch all die sorgenvollen Gedanken, die bei Nacht riesengroß anwuchsen. Er ging möglichst spät schlafen. Und da Renate kein eigenes Zimmer mehr hatte, sondern sich auf der Chaiselongue im Eßzimmer aufbettete, konnte sie auch nicht eher ins Bett. Da kam es manchmal vor, daß sie in den Schulstunden schlaff und unfrisch war. Der Predigerunterricht nahm Renates Zeit ebenfalls mehr in Anspruch. Sie war mit ganzer Seele dabei. Der Geistliche verstand es, alles Gute in den jungen Herzen zu erwecken und sie mit gläubiger Religiosität zu erfüllen. Für den Konfirmationsunterricht lernte das junge Mädchen Sprüche und Kirchenlieder, machte Ausarbeitungen über den wahren Glauben und über die Nächstenliebe bis in die Nacht hinein. Pastor Richter sollte mit ihr zufrieden sein.

Mit der herbstlichen Jahreszeit schlief leider Renates Geschäftsverbindung mit den Marktfrauen ein. Zuerst erkrankte Mutter Buttermilch an Gelenkrheumatismus, den sie sich bei dem häßlichen Wetter geholt hatte. Sie lag im Krankenhaus. Renate besuchte sie und brachte ihr von Muttis eingekochtem Viermus zur Erfrischung.

„Jotte doch, Herzeken, so ville Umstände machste dich wejen mich olles Wrack", sagte Mutter Buttermilch dankbar. „Nee, det will immer noch nich uff de Pedale. Am Ende kennen sie mich bald Maß nehmen zu's Sarch."

„Aber Mutter Buttermilch, wie kommen Sie nur auf solche Gedanken?" ereiferte sich Renate. „Die Schwester hat mir erzählt, der Arzt wäre mit Ihren Fortschritten recht zufrieden."

„Doch jut", meinte Mutter Buttermilch gleichmütig, „aber wenn unser Herrjott zu mir sagen tät: Buttermilchen, nu is Schluß, nu komm man ruff zu mich und vakoofe deine Radieser hier in de himmlischen Jefilde — mich soll's recht sind." Sie schien sich vorzustellen, daß oben im Himmel auch Wochenmarkt abgehalten wurde.

Mutter Buttermilch wurde wieder gesund „uff de Pedale". Aber sie durfte während des Winters nicht ihren Stand auf dem Markt beziehen. Ihre Tochter Lene mußte statt der Mutter Kohl und Winteräpfel verkaufen. Und wenn sie auch „man dämlich" war, die Lene, es mußte eben gehen. Lene machte selbst ihre Abrechnungen. Die brauchte keine Buchhalterin. Ob's nun stimmte oder nicht. Das war ihr „schnuppe". Und schließlich war das Wetter auch nicht so verlockend, um nach Marktschluß noch bei Wind und Regen sich Ausrechnungen machen zu lassen. Da packte man so schnell wie möglich seinen Kram zusammen und machte, daß man ins Trockne kam. Renate hätte das Wetter nichts ausgemacht, sie war ja nicht aus Zucker. Wenn sie Mutti nur weiter mit Lebensmitteln hätte beliefern können. Aber Eierschulzen sowohl wie die Schlächterfrau dankten für ihre Dienste und vertrösteten sie aufs nächste Jahr. So war auch Renate abgebaut.

Im Oktober hatte Gitta Geburtstag. Elf Jahre wurde sie alt. Wochenlang vorher schrieb sie schon ihren Wunschzettel und überlegte, wen von ihren Schulfreundinnen sie dazu einladen sollte.

„Brigittchen, du mußt in diesem Jahre vernünftig sein. Du weißt doch, daß wir jetzt sehr sparen und alle unnützen Ausgaben lassen müssen", stellte die Mutter dem Kinde vor.

Gitta schob die Unterlippe vor. Sie wollte nicht vernünftig sein. „Geburtstag ist keine unnütze Ausgabe. Und die Sachen, die ich mir gewünscht habe, brauche ich notwendig. Besonders die vernickelten Schlittschuhe und Sportjacke und Mütze."

„Du hast doch die Schlittschuhe, die Peter zu klein geworden sind, Brigittchen. Und deine Sportjacke ist noch ganz ordentlich, Kind."

„Die habe ich schon ein ganzes Jahr getragen, und dann habe ich sie noch obendrein von Renate geerbt. Ich will nicht immer olle abgelegte Sachen kriegen." Es klang weinerlich.

Kein Wort sagte die Mutti. Sie blickte das unverständige Mädel nur an.

„Na ja. Ist doch auch wahr", bekräftigte Gitta unsicher. „Und Kindergesellschaft habe ich mir jedes Jahr zu meinem Geburtstag einladen dürfen."

„Bist du wirklich noch zu klein, Brigittchen, um zu verstehen, daß in diesem Jahre alles anders ist? Daß deine Eltern große Sorgen haben, weil der Vater seine Stellung verloren hat?" stellte die Mutter der Kleinen mit liebevollem Ernst vor.

„Dann soll Vater wieder eine Stellung annehmen. Alle meine Freundinnen haben sich Kinder zu ihrem Geburtstag einladen dürfen, bloß ich nicht." Bitterlich schluchzend eilte das unartige Mädel aus dem Zimmer.

Draußen im Korridor wäre sie — o Schreck — fast mit dem Japaner zusammengeprallt.

Doktor Ma-wu machte der heulenden Gitta eine Verbeugung, die ihren Schmerz ein wenig besänftigte.

„Oh, kleines Dame Gitta weint", sagte er, seinen glatten schwarzhaarigen Kopf betrübt schüttelnd. „Oh, was ist Sache Ur damit?"

Mitten in ihrem Gram mußte Gitta laut lachen. „Die Ursache davon heißt es, Herr Doktor Ma-wu." Es war für Gitta ein erhebendes Gefühl, daß sie etwas besser wußte als der erwachsene Japaner.

„Gut — gut — Ursache davon." Doktor Ma-wu prägte sich den Satz ein. „Was ist Ursache von Weinen, kleines Dame?"

„Ich — ich soll in diesem Jahre meinen Geburtstag nicht feiern. Jedes Jahr durfte ich mir meine Freundinnen am 20. Oktober einladen. Alle meine Freundinnen geben Kindergesellschaften am Geburtstag. Bloß ich nicht." Gitta schluchzte wieder in herzbrechendem Mitleid mit sich selbst.

„Oh, ick leid tun, zu sehen kleines Dame Gitta traurik. War kleines Dame nix artig, weil sie nix ist erlauben zu feiern Geburt?"

Die Frage war peinlich. Was nützen einem alle Verbeugungen, wenn man gefragt wird, ob man artig gewesen ist? Und überdies hatte Gitta die deutliche Empfindung, daß sie sich soeben drin bei Mutti ganz und gar nicht artig benommen hatte.

„Weil Vater abgebaut ist und keine Stellung mehr hat, darf ich mir keine Kinder einladen. Mutti sagt, wir müssen sparen", kam es hinter Gittas Taschentuch hervor.

Doktor Ma-wu verstand. „Kleines Dame Gitta soll nix weinen. Wird sein leicht viel Fest für Geburt", versprach er.

„Vielleicht", verbesserte Gitta ein wenig getröstet. Dann machte sie, daß sie davon kam. So nett Doktor Ma-wu auch war, wer konnte wissen, ob er sie nicht in irgendein Tier verzaubern konnte.

Drinnen verhandelte Doktor Ma-wu mit Frau Felsing. „Kleines Dame Gitta sein traurik, oh, sehr traurik, weil sie nix sein erlauben, zu einladen Kinders an Tag von Geburt. Oh, ick bitten, gnädiges Frau, zu sein erlauben, ick einladen kleines Freunde fur kleines Dame Gitta zu Schokolade und Kuken an 20. Oktober. Wird sein mir großer Vergnugen."

„Nein, Herr Doktor, vielen Dank. Es ist sehr lieb von Ihnen, daß Sie Brigittes Freundinnen zum Geburtstag einladen wollen. Aber das Kind muß lernen, Opfer zu bringen. Durch ihr unvernünftiges Betragen zeigt sie, daß sie auf dem besten Wege ist, eine kleine Egoistin zu werden. Wir haben sie als Nesthäkchen zu sehr verwöhnt."

„Was ist Nesthäken?" erkundigte sich der Japaner lernbegierig.

„Das Jüngste, das Kleinste im Familiennest", erklärte Frau Felsing.

„Kleines Dame Nesthäken wird sein nix Egoist", beteuerte Doktor Ma-wu.

Der 20. Oktober rückte näher. Gitta wagte nicht mehr darum zu bitten, daß sie ihre Freundinnen einladen dürfe. Mutti hatte sie sich noch einmal vorgenommen und hatte ihr klargemacht, wie jeder einzelne der Familie sich Mühe gäbe, dem Vater diese schwere Zeit zu erleichtern. Wie ihre Geschwister freudig Opfer brächten und halfen, mit zum Lebensunterhalt beizusteuern."

„Ich würde auch sehr gern helfen. Aber ich kann doch nichts dafür, wenn ich noch zu klein dazu bin", beteuerte Gitta. Denn sie war im Grunde ihres Herzens ein gutes Kind, trotz ihrer selbstsüchtigen Wünsche.

„Keiner ist zu klein dazu, auf seine Wünsche zu verzichten, Brigittchen. Du hilfst deinen Eltern, indem du zufrieden mit dem bist, was sie dir geben können, und nicht um etwas bittest, was ihnen schwer wird, dir abschlagen zu müssen. Denk' mal, Kind, wie gut du es hast und wieviel Grund, dankbar zu sein. Du hast dein Bett zum Schlafen, Kleidung und Essen. Wie viele arme Kinder würden gern mit dir tauschen."

In Gittas offenem Gesicht kämpfte es. Es zuckte weinerlich um die Mundwinkel. Aber mit aller Willenskraft zwang sie die Tränen zurück.

„Ich will euch auch helfen, Mutti, und mir keine Kinder zu meinem Geburtstag einladen. Ich will auf meine Wünsche verzichten", versprach sie. Allerdings mit etwas belegter, unsicherer Stimme.

„Du bist unser gutes Kind!" Anerkennend strich ihr die Mutter über die blonden Zöpfchen, die ihr von jeder Seite über das Ohr hingen.

Da war es gar nicht mehr so schwer, Verzicht zu leisten.

„Ihr seid alle wieder zu meinem Geburtstag ausgeladen", verkündete Gitta Felsing am nächsten Tage in der Schule. Denn sie hatte schon vor Wochen dieser oder jener Schulfreundin im geheimen mit-

geteilt, daß sie am 20. Oktober zur Geburtstagsschokolade eingeladen würde.

Das gab eine große Enttäuschung. „Warum denn bloß? Als Strafe? Hast du was ausgefressen, Gitta?“ So bestürmte man sie.

Gitta schwankte. Es war recht beschämend, zu sagen, daß man nicht mal Geld zur Geburtstagsfeier hatte. Die andern würden das gar nicht verstehen. Dann schon lieber schwindeln und so tun, als ob es zur Strafe sei.

Sie wurde rot und nickte mit dem Kopf.

„Was hast du denn ausgefressen, Gitta?“ wollte ihre „Beste“, Susi Wigand, wissen.

„Geht euch nichts an“, war die patzige Antwort.

„Gitta Felsing war unartig und darf deshalb ihren Geburtstag nicht feiern.“ Hübsch war es nicht von einer besten Freundin, daß sie das überall in der Sexta verbreitete. Wäre Gitta doch bloß ehrlich gewesen und hätte nicht geschwindelt. Mit Susi Wigand war sie jedenfalls „schuß auf ewig“.

„Was hat denn heute unser Kleinchen?“ erkundigte sich der Vater mittags bei Tisch, erstaunt das nachdenkliche Gesicht seiner Jüngsten musternd.

„Ich habe mich mit Susi Wigand verkracht. Die ist gemein.“

„Aber Gitta, es ist doch deine beste Freundin“, stellte ihr Renate vor.

„Da such' ich mir eben eine neue Beste.“ Gitta tat, als ob es ihr ganz gleichgültig wäre, daß sie mit Susi „schuß auf ewig“ war.

Aber nachmittags vertraute sie sich doch der großen Schwester an. Schließlich, wenn man mit seiner besten Freundin „schuß auf ewig“ ist, braucht man Trost.

Renate dachte nicht daran, die Kleine zu trösten.

„Du hast ja einen Triller, Gitta! Siehste, das kommt vom Schwindeln. Es ist doch keine Schande, daß Vater stellungslos ist und man kein Geld für Geburtstagsfeiern hat. Aber wenn man seinen Geburtstag als Strafe nicht feiern darf und noch obendrein schwindelt, das ist eine Schande.“

Gitta sah das auch durchaus ein. Aber Susi beichten, daß sie geschwindelt habe, nein, das wollte sie doch nicht. Lieber war sie mit ihr „schuß“.

„Hör' mal, Wolfgang“, sagte Renate zu ihrem Intimus einige Tage vor dem 20. Oktober, „unser Kleinchen darf an ihrem Geburtstag nicht ganz leer ausgehen. Verschiedenes arbeiten Mutti und ich für sie. Und Vater brachte gestern auch ein Paket mit heim. Aber ich möchte ihr so gern ein paar Freundinnen einladen. Ganz heimlich als Überraschung. Mutter meint zwar, Gitta müsse verzichten lernen. Tut sie ja auch. Wenn es ihr auch recht schwer wird. Ich glaube, Mutti wird nichts dagegen haben, wenn wir ihr als Belohnung, daß sie verzichten wollte, ein paar Kinder einladen. Natürlich nur ganz einfache Bewirtung. Irgendwelche Ausgaben dürfen den Eltern nicht erwachsen. Wir beide müssen dazu zusammenlegen.“

„Ganz meine Meinung, mein Söhnchen. Das ganze Jahr redet unser Kleinchen von seinem Geburtstag, und nun, wo es so weit ist, soll's damit Essig sein. Nee, wir wollen ihr den Zwanzigsten feiern. Was meinst du, wieviel wird jeder berappen müssen? Ich habe nämlich noch den Rest für meinen Kursus als Fremdenführer auf Pump.“

„Schokolade und Kuchen muß sein. Sonst ist's kein richtiger Geburtstag. Schlagsahne ist nicht nötig. Ich könnte unter Muttis Anleitung einen Pulverkuchen backen, der ist billig. Wenn wir jeder zwei Mark spendieren — ich denke, damit kommen wir aus.“

„Bewilligt. Aber wie ist's mit dem Abendbrot? So'ne kleinen Kröten von elf, zwölf Jahren haben riesengroßen Appetit. Die können belegte Brötchen ohne Komma und ohne Punkt futtern.“

„Vielleicht könnte man sie vor dem Abendbrot fortschicken?“ überlegte die Schwester.

„Mensch, biste doof? Mit ohne Abendbrot! Da ‚schaniert‘ sich unser Kleinchen viel mehr, als wenn wir ihr die Krabben überhaupt nicht einladen. Nee, Abendbrot muß sein.“

„Ich will's mit Mutti überlegen.“ Das war immer die letzte Zuflucht, wenn man selbst nicht mehr weiter wußte.

Die Mutter freute sich über ihre beiden Großen. So sollte es sein bei Geschwistern. Einer für den andern. Sie hatte nichts mehr

dagegen, wenn die Kinder Brigittchen den Geburtstag in bescheidener Form feiern wollten. Da es eine Überraschung werden sollte, waren ja auch die erzieherischen Gesichtspunkte bei der Kleinen genügend berücksichtigt. Ihr Mann war überdies nicht damit einverstanden gewesen, daß gerade sein Liebling unter den verschlechterten Wirtschaftsverhältnissen leiden sollte.

Renate lud heimlich fünf Schulfreundinnen von Gitta ein und nahm ihnen das große Ehrenwort ab, der Schwester kein Sterbenswörtchen davon zu verraten. Natürlich war auch Susi dabei. Denn die Feindschaft auf ewig hatte noch keinen Tag gewährt.

Lange brannte vor dem 20. Oktober das Licht bei Felsings des Abends. Nanu? Frau Felsing war doch sonst so sparsam mit dem Verbrauch des elektrischen Lichts. Und nun saß sie bis in die Nacht hinein und strickte nach Fräulein Lerches Angabe eine neue rote Sportjacke für Gitta. Die Mütze dazu arbeitete Renate. Auch einen Pulverkuchen rührte sie nach Muttis Rezept ein, als Gitta im Bett war.

Peter mochte natürlich nicht zurückstehen. Er mußte sich ebenfalls bei Gittas Geburtstagsfeier beteiligen.

„Geld habe ich keins", teilte er als erstes mit.

„Also lieferst du bloß den Appetit zu Schokolade und Kuchen", lachte ihn Wolfgang aus.

Renate wußte Rat. „Weißt du, Peter, bringe doch dein Kasperletheater und die Laterna magica wieder in Ordnung. Dann kannst du Vorführungen machen. Das gibt Spaß."

„Au ja, prima Sache! Aus meinem Zauberkasten kann ich auch verschiedene Sachen machen. Irgendwas, wobei sich die Mädels tüchtig graulen."

„Du willst ihnen doch eine Freude machen, Peter."

So saß Peter und bastelte an den selbstgebauten Theaterkulissen, fertigte einen fürchterlich „graulichen" Teufel an und ließ seinen Kasperle große Reden halten. Die Folge von seiner dramatischen Kunst war, daß er das nächste Lateinextemporale mit einer Vier schrieb.

Als Renate dem Japaner einen Tag vor Gittas Geburtstag das Teeservice hereinbrachte, fragte er: „Welcher Torte liebt kleines Dame Gitta am mehrsten?"

Renate wollte aus Bescheidenheit nicht recht mit der Sprache heraus.

„Gut, werden ick kaufen zwei Tortes, kann kleines Dame Gitta wählen aus der beste."

„Keinesfalls, Herr Doktor." Jetzt wurde Renate energisch. „Es ist furchtbar nett von Ihnen, wenn Sie Gitta eine Torte schenken wollen. Aber natürlich nur eine, nicht gleich en gros. Baisertorte mit Schlagsahne ißt sie am liebsten."

„Kaufen wir Baisertorte, so groß wie Rad am Wagen. Was tut kleines Dame sich außer das wunschen?"

„Das ist mehr als genug, Herr Doktor. Gitta soll nicht verwöhnt werden."

„Aber Feier wird sein mit vieles kleines Dames. Hat mir erzählen Herr Wolfgang. Wird kleines Dame Gitta lacken, nix mehr weinen." Der Japaner lachte selber von einem Ohr zum andern.

Auch Fräulein Lerche winkte Renate geheimnisvoll in ihr Zimmer. „Was meinen Sie, Renate, wird der Pullover Gitta passen?" Sie zeigte ihr einen allerliebsten selbstgearbeiteten Pullover in Rot und Blau, passend zu Sportjacke und Mütze.

„Fräulein Lerche, Sie haben selbst für Gitta gearbeitet? Das ist ja rührend von Ihnen. Wird die Gitta sich freuen. Die springt morgen deckenhoch."

Vorläufig freute sich Gitta noch gar nicht. Als sie den Eltern wie allabendlich den Gutenachtkuß gab, hielt sie der Vater an ihren Rattenschwänzchen fest. „Morgen haben wir eine große Tochter von elf Jahren."

„Och", machte Gitta und warf den blonden Strubbelkopf zurück. „Ich würde am liebsten heute einschlafen und erst übermorgen aufwachen."

„So wenig freust du dich auf deinen Geburtstag, Herzchen?" fragte der Vater niedergeschlagen, daß er seiner Kleinsten nicht einmal diese Freude mehr verschaffen konnte.

Eben wollte Gitta noch erwidern: Na, wenn ich nichts geschenkt kriege und mir keine Kinder einladen darf, dann ist mir der ganze Geburtstag schnurz und piepe. Aber da sah sie mit einemmal, wie

traurig des Vaters Augen blickten. Und daß sein blondes Haar fast weiß geworden, das hatte sie vorher auch noch nie bemerkt. So bezwang sich Gitta und sagte tief atmend: „Och, es ist ja gar nicht mehr lange bis Weihnachten. Da kriege ich bestimmt was geschenkt. Und Mutti sagt immer, die Hauptsache ist, daß wir alle gesund sind."

Da lachte der Vater, und Mutti meinte lächelnd: „Man merkt doch, daß du morgen elf Jahre alt wirst, Brigittchen. Mit zehn Jahren ist man noch nicht so verständig."

„Pst, Gitta, soll ich dir mal was erzählen?" fragte Peter, der in der Küche Stiefel putzte, geheimnisvoll.

„Au ja! Ist es was mit meinem Geburtstag?"

Peter machte ein vielsagendes Gesicht und nickte.

„Ach, Peterchen, verrate es mir doch, bitte, bitte." Heimlich hoffte Gitta doch noch auf einen Geburtstagstisch, wenn er auch nur ganz klein ausfiel.

„Darf nicht. Habe Stillschweigen gelobt." Peter sah kolossal wichtig aus.

„Ich sage es auch keinem Menschen wieder. Bitte, bitte, Peter." Nein, war die Gitta neugierig.

„Also morgen — — —", begann Peter und machte eine aufregende Pause.

„Ja, morgen — was ist morgen?" Ganz atemlos war Gitta vor Erwartung.

„Morgen vor elf Jahren — da hat die Welt einen Affen gekriegt — ha — ha — ha — ha!" Lachend lief Peter mit seinen Stiefeln davon. Gitta wütend hinterdrein.

Am andern Morgen goß es in Strömen. Halbdunkel war es noch, als Renate Gitta weckte: „Geburtstagskind — sieben Uhr — du mußt aufstehen."

Gitta wollte weder Geburtstagskind sein noch aufstehen. Schlafen wollte sie, nichts weiter. Sie knurrte als Antwort wie Lump.

Zehn Minuten später erschien Mutti. „Brigittchen, es ist höchste Zeit, daß du aufstehst. Glück wünsche ich dir erst später, Herzchen."

Es war Gitta noch ganz und gar nicht nach Glück zumute. Unglücklich war sie, daß sie aus dem warmen Bett raus mußte.

Als sie dann etwas munterer am Kaffeetisch erschien, stand auf ihrem Platz ein Glückskleetöpfchen. Renate wollte dem Schwesterchen gleich morgens eine Freude machen. Die Eltern schlossen ihr Jüngstes in die Arme und wünschten, daß es gesund bleiben möchte und brav wie bisher. „Unser Sonnenschein", sagte der Vater. Zum Danken war keine Zeit mehr. Kakao runtergegossen, Semmel in die Tasche gesteckt, und dann jagte der „Sonnenschein" in das dunkle Regenwetter hinaus. Der Geburtstag fing ja gut an.

In der Schule gratulierten die Freundinnen und hatten verschmitzte Gesichter. Da der Unterricht gleich begann, hatte Gitta keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen. Nur fand sie es „schmierig", daß Susi nicht einmal ein Geschenk für sie hatte. Susi hatte während der großen Ferien Geburtstag gehabt. Da hatte Gitta ihr einen „Guckfederhalter", durch den man den Strand von Stolpmünde sah, mitgebracht. Wurscht wider Wurscht!

Die Ordinaria, Fräulein Schäfer, gratulierte dem Geburtstagskind. Es war in der Sexta Sitte, daß Geburtstage der Lehrerin „angezeigt" wurden. Nun kam sich Gitta mit ihren elf Jahren doch ganz stolz und erhaben vor. Besonders da sie vom Katheder „Des Sängers Fluch" aufsagen durfte und eine Eins dafür erhielt.

„Was haste denn alles geschenkt bekommen?" erkundigte sich Susi neugierig in der Pause.

Gitta wurde rot. „Morgens früh gibt's bei uns noch keinen Geburtstagstisch. Mutti sagt, man hat dann keine Aufmerksamkeit für die Schule. Von Renate habe ich ein süßes Glückskleetöpfchen bekommen." Gitta schwankte. Sollte sie Susi anvertrauen, daß sie auch mittags kein Geburtstagstisch erwarten würde? Daß sie darauf verzichtet hatte ebenso wie auf ihre Kindergesellschaft? Ach, Susi würde das gewiß nicht verstehen, daß Vater weißes Haar bekommen hatte vor Sorgen. Die würde sicher nur sagen: „Schön dumm biste."

Beim Abschied mittags an der Ecke konnte Susi sich doch nicht verkneifen zu äußern: „Ich springe vielleicht nachmittags mal zu dir ran, um mir deinen Geburtstagstisch anzusehen."

Gitta bekam einen Todesschreck. „Es gibt aber keine Schokolade mit Kuchen. Und — und vielleicht geht Mutti mit mir spazieren."

Susi lachte und konnte sich gar nicht beruhigen.

„Bei dem Regenwetter? Also auf Wiedersehen heute nachmittag."

Ehe Gitta noch Einspruch erheben konnte, war Susi in ihrem Haus verschwunden. Ach, hätte sie doch bloß gleich die Wahrheit gesagt.

Als erster Gratulant kam ihr zu Hause Lump entgegen, ein buntes Petuniensträußchen am Halsband. Er sprang an Gitta hoch und leckte seiner kleinen Freundin die Hand. „Wauwau", sagte er. Es war etwas ganz Alltägliches. Aber Gitta hörte seinen Glückwunsch heraus.

„Ach Lump", sagte sie betrübt, „heute ist gar kein richtiger Geburtstag."

„Wauwau", antwortete der Terrier. Es klang verheißungsvoll.

Diesmal verstand die dumme Gitta ihn nicht.

Sie öffnete die Tür zum Eßzimmer. Nanu? Was war denn das? Da brannten wie in jedem Jahr Lichtchen auf einem weißgedeckten Tisch. Elf bunte Lichtchen in einem Geburtstagsring um ein dickes, großes Lebenslicht. Gitta war starr. Da standen die Eltern und die Geschwister — selbst Wolfgang war heute pünktlich — und weideten sich an Gittas Staunen.

„Immer näher, Geburtstagskind", ermunterte Mutti.

„Ja, habe ich denn richtigen Geburtstag?" Und dann, mit einem Blick erspähend, daß da um die Lichter noch allerlei schöne Gaben lagen, flog Gitta der Mutter mit einem Jubellaut um den Hals.

„Sieh mal, Gitta, die Baisertorte von unserm Gelben — Pardon, ich meine von unserm Herrn Japaner — mächtig anständig, was?" Die Riesentorte war Peter viel wichtiger als alles andere.

Gitta aber probierte freudestrahlend die neue Sportjacke an und stülpte sich die Mütze auf das Blondhaar. Die gute Mutti und Renate! So spät abends hatten sie für sie gearbeitet! Und Vater hatte ihr doch tatsächlich neue vernickelte Schlittschuhe gekauft. Hurra! Vati war doch der Allerbeste. Das ahnte Gitta nicht, daß der Vater sich selbst Entbehrungen auferlegte, um seinem Liebling die Freude zu machen. Wolfgangs Volksliederbuch mußte gleich am Klavier

probiert werden, und wenn Peter sie auch gestern geärgert hatte, das selbstgeschnitzte Nähkästchen nahm Gitta recht gern von ihm an.

„Nun zeige dich auch all der Liebe würdig, Brigittchen", ermahnte die Mutter.

Das wollte Gitta gern tun. Wie — wußte sie allerdings noch nicht.

Um die Baisertorte gab es noch einen Kampf. Das Geburtstagskind wünschte, daß man sie zum Nachtisch verzehrte. Die war ja so groß, da blieb auch noch genug zum Kaffee übrig. Und Renate hatte ihr ja auch noch einen Kuchen gebacken. Peter war natürlich auf Gittas Seite. Trotzdem ihm Renate einen Verständigungstritt unter dem Tisch verabfolgte. Peter schrie: „Au!" Es war ihm wichtiger, daß e r Schlagsahne bekam, als daß die dummen Mädels davon fett wurden.

„Nun gehe zu Herrn Doktor Ma-wu und bedanke dich, Brigittchen", verlangte die Mutter nach Tisch. „Bitte ihn, eine Tasse Kaffee mit uns zu trinken."

„Nee, Mutti, ich schaniere mich." Mit diesem Wort lebte Gitta immer noch auf Kriegsfuß, trotzdem sie heute schon elf Jahre alt war. „Und der trinkt ja bloß Tee."

„Wenn man sich über etwas freut, hat man auch die Pflicht, ‚danke schön' zu sagen."

„Komm mit, Renate", bat Gitta. Sie mochte es nicht gestehen, daß sie immer noch Angst vor dem Japaner hatte.

Einem Geburtstagskind darf man keinen Wunsch abschlagen. So klopfte die gute Schwester mit ihr an Doktor Ma-wus Tür.

„Ah, kleines Geburtstagdame. Ist mir großes Ehre." Eine Verbeugung bekam Renate, eine Gitta.

„Ick wunschen kleines Dame Gitta viel Gluck, soll werden großes schönes Dame."

Gitta lachte laut los über Doktor Ma-wus ulkige Sprechweise.

„Du wolltest dich doch bedanken, Gitta", flüsterte ihr Renate zu.

„Ich danke auch vielmals, Herr Doktor, für die mächtig große schöne Torte." Gitta machte ihren Knicks, Doktor Ma-wu seine Verbeugung.

„Es war eine große Überraschung für Gitta", fiel Renate ein, da sie sah, daß die kleine Schwester wieder mit dem Lachen kämpfte.

„Wird kommen noch mehr Raschung uber", sagte der Japaner und blinzelte aus seinen Schlitzäuglein zu Renate hin.

„Meine Mutter läßt Sie bitten, um vier Uhr eine Tasse Kaffee mit uns zu trinken", bestellte Renate.

„Oh, viel Ehre. Ist großes Freude fur mir, zu kommen zu Fest von Geburt von kleines Dame Gitta." Es folgten verschiedene Verbeugungen, welche die Freude bekräftigen sollten.

Gitta war froh, als sie wieder draußen war. Sie konnte das Lachen nicht länger zurückhalten.

Dumm, daß man Schularbeiten machen muß, auch wenn man Geburtstag hat. Während Gitta ihre deutschen Grammatiksätze bildete, deckte Renate den Kaffeetisch. Es war eine ganz stattliche Tafel.

Punkt vier klingelte es. Peter stand schon Posten und ließ Gittas Freundinnen ein. Nach einem Weilchen öffnete Renate die Tür zu Gittas Zimmerchen.

„Na, noch immer nicht fertig mit Schularbeiten, Gitta?"

„Doch, ich arbeite schon für übermorgen. Morgen nachmittag üben wir Volkstänze auf dem Sportplatz."

„Du sollst zum Kaffee kommen, Gitta. Aber ein bißchen hübscher hättest du dich heute am Geburtstag auch machen können. Wasche dir die Hände, bürste dir das Haar und ziehe dein schottisches Kleid über."

„Was, das Sonntagskleid?" verwunderte sich Gitta.

„Doktor Ma-wu trinkt doch mit uns Kaffee."

„Och, wegen dem!" machte Gitta trotz der Baisertorte.

„Und Fräulein Lerche wird auch nachher noch angeflogen kommen — Tempo — Tempo — Gitta!" drängte Renate.

Ein paar Minuten später öffnete Renate die Tür zum Eßzimmer und schob das Geburtstagskind über die Schwelle.

Da saßen die Freundinnen alle um die Baisertorte herum und sangen: „Heil sei dem Tag, an dem du uns erschienen!" Wolfgang dirigierte, und Peter blies auf einem Trichter dazu. Obenan saß Doktor Ma-wu und fletschte die Zähne vor Vergnügen.

Und was tat Gitta? Sie machte kehrt und lief in ihr Zimmer zurück.

„Aber Gitta, bist du hops? Warum bleibst du denn nicht drin?" Renate eilte hinter ihr drein.

„Ich schaniere mich so doll."

„Ja, freust du dich denn nicht darüber, daß Wolfgang und ich dir deine Freundinnen eingeladen haben?"

Gitta nickte. „Doch, mächtig. Bloß ich schaniere mich." Dabei blieb sie. Auch als die Freundinnen kamen und sie im Triumph wieder zurückholten.

Aber bei Schokolade und Baisertorte, bei einer Verlosung mit schönen Geschenken, die der Japaner für die „kleine Dames" veranstaltete, bei Peters grauligem Kasperletheater und bei Fräulein Lerches blau-rotem Pullover vergaß das Geburtstagskind peinliche Gefühle und war von Herzen lustig mit den Freundinnen. Nach dem Abendbrot spielte Wolfgang sogar zum Tanz auf. Und Peter trat allen Damen auf die Füße beim Tanzen.

Als die Freundinnen dann mit der Versicherung, daß es noch bei keiner Kindergesellschaft so schön gewesen sei, sich empfahlen, meinte Gitta selig: „Weißt du, Mutti, es ist gar nicht schwer, zu verzichten."

Fünfzehntes Kapitel.

Wo kriegen wir Kohlen her?

Der Herbstregen, der in einförmigem Grau herniederging, hatte Erkältungsfieber im Gefolge. In den Klassen fehlten Schüler und auch bald Lehrer. Eine Grippewelle flutete über Berlin und verschonte kaum eine Familie.

Peter kam strahlend eine Stunde früher aus der Schule nach Hause. „Unser Alter ist krank — knorke!“

„Aber Peter, wie unehrerbietig“, verwies ihn die Mutter. Denn „unser Alter“ war die oberste Schulinstanz, der Direktor. „Schämst du dich denn nicht, Junge, dich darüber zu freuen, daß dein Direktor krank ist?“

„Nee“, meinte Peter mit anerkennenswerter Wahrheitsliebe. „Da fällt morgen Klassenaufsatz aus — prima Sache. Aus unserer Klasse fehlen schon fünfzehn.“

„Ja, die Grippewelle scheint noch im Steigen zu sein. Doktor Ma-wu hat auch heute über Erkältung und Gliederschmerzen geklagt. Er hat sich gelegt. Ich will ihm heißen Tee mit Rum und Zitrone zum Schwitzen bringen.“

„Laß mich, Mutti, ja?“ Peter griff nach dem roten Lacktablett, das schon bereit gestellt war.

„Nein, Peter, du kannst dich anstecken.“

„Du dich auch, Mutti. Ich bin so neugierig, wie ein Japaner im Bett aussieht.“

„Du hast ja 'nen Vogel, Junge. Warum sollte denn Doktor Ma-wu im Bett anders aussehen als sonst?“

„Weil er doch keine Schlitzaugen mehr hat, wenn er sie zumacht.“

Frau Felsing lachte und griff nach dem Tablett. „Du gehst nicht zu Doktor Ma-wu hinein, Peter. Ich habe genug an einem Patienten.“

Peter lief hinter der Mutter her, ihr in ungewohntem Diensteifer die Tür zu öffnen. Aber er konnte durch die Türspalte nicht erspähen, ob Doktor Ma-wu im Bett Schlitzaugen hatte oder nicht. Er mußte sich damit begnügen, ein bißchen an der Tür zu horchen.

„Bleiben Sie ruhig in Ihren Kissen liegen, Herr Doktor“, hörte er die Mutter drinnen sagen. Peter lachte. Gewiß hatte der höfliche Japaner der Mutter im Bett eine Verbeugung gemacht.

„Wie geht es Ihnen, Herr Doktor?“

„Oh, fleckt, ferr fleckt. Kopf hat Feuer. Rucken hat Kälte. Bein ist verbrocken. Augen drucken.“

„Der scheint mit seinen Schlitzaugen ein Buch zu drucken“, lachte der Horcher an der Tür.

„Soll ich nicht Peter zum Arzt schicken, Herr Doktor?“

„Natürlich, ich bin wieder Schickedanz“, brummte der arg in den Flegeljahren steckende Junge.

„Oh, danke ferr, gnädiges Frau.“ Die Stimme des Japaners klang heiser. „Werden ick schreiben an Japanarzt Doktor To-ko, ist einer mein Freund. Wird kommen, zu maken mir gesund.“

„Erst trinken Sie bitte den heißen Tee mit Rum und Zitrone, Herr Doktor. Dann werde ich Ihnen noch Decken bringen, daß Sie tüchtig schwitzen. Das ist gegen Grippe das beste Mittel auf deutsch und japanisch.“

„Oh, danke ferr. Ick bin ferr traurik, zu mussen nehmen in Anspruck gnädiges Frau.“

„Tut nichts. Aber Sie sollen mir nicht immer Verbeugungen machen, Herr Doktor. Wenn man Patient ist, hört die Höflichkeit auf.“

Lautes Lachen klang von der Tür her ins Krankenzimmer. Peter kam der im Bett dienernde Japaner zu komisch vor. Warte nur, mein Junge, du sollst einen Denkzettel für dein Horchen kriegen. Erst aber packte Frau Felsing Decken auf den kranken Japaner.

„Oh, danke ferr — danke ferr — ick ersticken tot!“ rief Doktor Ma-wu kläglich.

„So schnell erstickt man nicht. Jetzt bleiben Sie eine Stunde lang so liegen, Herr Doktor, und bewegen sich nicht“, meinte Frau Felsing in ihrer resoluten Art.

„Werden ick nix bewegen, wenn ick mussen ersticken tot", versprach der Kranke mit rührender Bereitwilligkeit.

Wieder das Jungenlachen hinter der Tür.

„Ich hoffe Sie in einer Stunde noch lebendig anzutreffen."

Frau Felsing öffnete energisch die nach dem Korridor führende Tür. Ein lautes „Au!" erklang. So, mein Junge, da hast du deine Beule weg. Ein andermal horche nicht.

Die Grippe hatte den armen Doktor Ma-wu tüchtig gepackt. Trotz Frau Felsings Schwitzkur und der Kunst des Arztes Doktor To-ko erholte er sich nur sehr langsam.

„Der sieht aus wie 'ne japanische Leiche auf Urlaub", meinte der unverbesserliche Peter, als Doktor Ma-wu in seinem buntblumigen Kimono, den er an Stelle eines Schlafrockes zu Hause trug, zum erstenmal wieder sichtbar wurde.

Auf Renates teilnehmende Frage, wie es ihm ginge, antwortete Doktor Ma-wu: „Oh, swack in Fieße. Aber Frau Mutti hat Sorge um mir wie Sohn. Kockt Suppe mit Huhns und Taubes fur mir. Werden ick sein bald wieder dick."

Renate mußte lachen. Denn vorläufig sah der Japaner noch wie ein Skelett aus. „Das gelbe Gespenst" nannte ihn Gitta, wenn es Mutti nicht hörte. Das rächte sich. Am nächsten Tag kam Gitta mit Kopfschmerzen nach Hause. Sie behauptete zwar, ganz gesund zu sein, und wollte sich nicht Temperatur messen lassen. Denn am Nachmittag sollte das erste Kränzchen bei Susi stattfinden, wo die Kinder Weihnachtsarbeiten anfertigen wollten. Aber Mutti ließ nicht locker. Und siehe da — Gitta wanderte ins Bett anstatt ins Kränzchen. Denn das Fieberthermometer zeigte fast neununddreißig Grad. Gitta weinte, weil sie nicht zum Kränzchen gehen konnte und eine kalte Packung bekam. „Die Grippe hat mir bestimmt das gelbe Gespenst angedeibelt."

„Aber Gitta!" Nur das Fieber rettete Gitta vor einer mütterlichen Strafpredigt.

So lag auch Gitta in Betten und Decken verpackt und schwitzte.

„Wer kommt von uns jetzt dran?" Diese Frage warf Peter gemütvoll auf. Er hätte ganz und gar nichts dagegen gehabt, wenn

er selbst „derjenige, welcher" gewesen wäre. Er erwog ernsthaft, was angenehmer sei, lateinische Klassenarbeit oder eine kalte Packung.

Die Grippe fragt nicht nach den Wünschen schulfauler Jungen. Peter blieb zu seiner Empörung kerngesund. Dagegen legte sich der Vater, noch ehe Gitta fieberfrei und der Japaner aus der Pflege entlassen war.

Station eins, zwei und drei — von einem Patienten zum andern ging die Mutter in selbstloser Aufopferung. Keins von den gesunden Kindern durfte die Krankenzimmer betreten. Als ob der Grippebazillus an der Tür haltmachte.

Den Vater hatte die heimtückische Krankheit besonders scharf gepackt. Sein Körper hatte durch all die vorangegangenen Aufregungen nicht die nötigen Abwehrkräfte. Er brauchte gute Pflege. Aber selbst das Beste schlägt nicht an, wenn man es mit Sorgen hinunterschluckt. Stundenlang konnte der Vater ohne zu sprechen vor sich hin grübeln. Mußte es denn immer weiter bergab gehen? Gab es denn nirgends eine Möglichkeit, wieder Arbeit zu bekommen und aufzubauen?

Ein ehemaliger Bankkollege, ein Glücklicher, der noch nicht abgebaut war, besuchte ihn. Es tat Herrn Felsing gut, sich wieder mal auszusprechen. Denn seiner Frau, die jetzt so überlastet war, mochte er nicht auch noch die seelische Bürde aufhalsen. Als ob Frau Felsing nicht ebenso schwer daran trug, wenn sie ihren Mann vor sich hin brüten sah.

Der Kollege verstand es, dem Rekonvaleszenten neuen Mut zuzusprechen. „Mensch, Felsing, Sie sind doch ehemaliger Frontoffizier. Haben das EK. Erster Klasse. Bewerben Sie sich doch um eine Lotteriekollekte bei der Staatslotterie. Ist eine ganz einträgliche Sache. Frontsoldaten und besonders Bankbeamte werden bevorzugt."

„Ach, bis da mal eine Stelle frei wird — inzwischen kann man mit seiner Familie verhungern", meinte Herr Felsing achselzuckend.

„Sie können doch wenigstens darum einkommen und sich vormerken lassen, Felsing. Man darf nicht schon vorher die Flinte ins Korn werfen", redete der andere zu.

„Wer so oft enttäuscht und zurückgewiesen worden ist wie ich in diesem letzten halben Jahr, der bringt keine Hoffnung mehr auf.

Wenn nicht meine tapfere Frau und meine braven Kinder so unverwüstlich an eine bessere Zukunft glauben würden, ich selbst . . ." Er schwieg beredt.

„Sie sind noch Patient, Felsing, und darum so niedergedrückt. Mit den zurückkehrenden Kräften kommt auch die Lebensfreude und der Wille, sich durchzusetzen, zurück. Hier steht ja eine Schreibmaschine. Gleich setzen wir zusammen das Gesuch an die Staatslotterie auf. Ich schreibe es Ihnen mit der Schreibmaschine."

„Glauben Sie wirklich, daß es einen Zweck hat?" Aber es klang nicht mehr ganz so mutlos. Herr Felsing holte selbst seine Militärpapiere und Bankzeugnisse herbei, von denen Abschriften eingelegt werden sollten, und setzte mit dem Kollegen die Eingabe auf. Der nahm das Schriftstück gleich mit, um es zur Post zu geben.

„Du siehst heute viel frischer aus, Ernst", stellte seine Frau erfreut fest, als sie ihm das Mittagessen, das er noch immer vorher einnahm, brachte. Trotz der vielen Arbeit setzte sie sich zu ihm, plauderte von den Kindern und freute sich, daß das Hühnchen heute viel besser mundete als die Tage vorher.

„So, von morgen an esse ich wieder mit am Familientisch. Jetzt hat es ein Ende mit Tauben, Hühnern und sonstigen Leckerbissen", sagte ihr Mann mit neuerwachter Energie. „Um mich zu pflegen, müßt ihr es euch abhungern."

„Stimmt nicht, mein Alter. Wir haben uns immer noch satt gegessen. Dies Hühnchen hat dir Renate von ihrem Stundengeld mitgebracht. Von Mutter Buttermilch hat sie es geholt. Die wollte durchaus kein Geld dafür nehmen. Und als Renate darauf bestand, es zu bezahlen, hat die brave Frau noch Eier und Butter zur Pflege für dich zugelegt. Es gibt doch noch gute Menschen."

„Wenn du dein Vertrauen auf bessere Tage und zu den Menschen nicht hättest, Lotte!"

„Vor allem zu dem da oben. Gottvertrauen hilft einem, wenn man noch so verzagt ist." Frau Felsing strich ihrem Mann liebevoll über das früh gebleichte Haar und ging wieder an ihre Arbeit.

Ach, sie brauchte ihr Gottvertrauen jetzt ganz besonders. Die unvorhergesehene Krankheit von Mann und Kind hatte einen großen

Riß in der Kasse verursacht. Nun stand der Winter vor der Tür, und der kleine Kohlenvorrat, den man bisher bestellen konnte, nahm von Tag zu Tag erschreckend ab. Der Japaner war an warmes Klima gewöhnt. Er fror bei zwanzig Grad. Und wenn er auch jeden Monat Heizungsgeld bezahlte, das mußte zur Miete zugenommen werden. Denn ihr Mann verdiente seit Wochen keinen Pfennig mehr. Woher das Geld für Kohlen nehmen?

Wolfgangs Nebenberuf als Studentenführer war während der Grippezeit auch nicht mehr einträglich. Die Fremden mieden der Epidemie wegen augenblicklich Berlin. Renate hatte seit Oktober eine kleine Schülerin, die sie täglich bei den Schularbeiten beaufsichtigen mußte. Sie bekam dafür zehn Mark im Monat, die sie getreulich in die Wirtschaftskasse ablieferte. An Neuanschaffungen für die Kinder zum Winter konnte man gar nicht denken. Wenn Peter nur seine Schuhsohlen nicht so bald wieder durchlief. Aber Kohlen — Kohlen mußten sein. Man konnte doch die Mieter nicht frieren lassen. Und auch ihr Mann brauchte ein warmes Zimmer.

„Mutti, die Winterhilfe beginnt wieder", berichtete Peter beim Mittagbrot. „Von nächster Woche an sollen wir wieder Pfundpakete Lebensmittel mitbringen."

„Müssen wir auch, Renate?" fragte Gitta, die nach ihrer Krankheit noch nicht wieder zur Schule gehen durfte.

Die Schwester schüttelte den Kopf und wurde rot. Sie hatte bereits ihrer Klassenlehrerin gesagt, daß ihr Vater seit Monaten abgebaut sei und daß daher weder sie noch Gitta in diesem Jahre zur Winterhilfe beisteuern könnten. Leicht war es Renate nicht gefallen, sich von der allgemeinen Spende auszuschließen. Und als Fräulein Studienrat verständnisvoll fragte: „Renate, wäre Ihrer Mutter mit Lebensmitteln gedient, bis der Vater wieder Stellung hat?", da hatte sie den Kopf geschüttelt: „Danke, Geschenke nehmen wir nicht!"

„Das ist eine falsche Scham, Renate", hatte Fräulein Studienrat darauf erwidert. „Wem es heute noch gut geht, der hat die Pflicht, für die mitsorgen zu helfen, denen unverschuldet ihr Brot genommen worden ist."

Während Renate noch einmal die peinlichen Minuten durchlebte, hörte sie die Mutter sagen: „Kinder, in diesem Jahre könnt ihr keine Lebensmittelpakete zur Schule mitnehmen. Wir müssen froh sein, wenn wir selbst ohne die Hilfe von andern durchkommen."

Peter war ein Dickhäuter. Auf den machte das keinen besonderen Eindruck. Gitta aber konnte ihre Enttäuschung nicht verbergen. „Da schaniere ich mich doll, wenn all die andern was mitbringen, bloß ich nicht."

„Du bist ein dummes Kind", sagte die Mutter. Natürlich waren jetzt Gittas Tränenschleusen geöffnet.

„Weinst du eigentlich um die andern, denen du nichts mitbringen kannst, oder um dich selbst, Brigittchen?" erkundigte sich Mutti.

Gitta gab keine Antwort.

„Denkst du gar nicht daran, Kind, daß du es mir mit deinen Tränen noch schwerer machst?" fuhr die Mutter fort. „Du wolltest uns doch helfen wie die Großen. Hast du das schon wieder vergessen?"

Gitta schüttelte den Kopf und trocknete ihre Tränen. Nein, sie wollte es Mutti nicht noch schwerer machen.

Peter hatte das Amt, jeden Tag Kohlen aus dem Keller heraufzuholen. „Es sind höchstens noch zwanzig Briketts unten", teilte er unbarmherzig mit. „Wir müssen neue bestellen."

Frau Felsing erschrak. „Was — nur noch sowenig? Das ist ja gar nicht möglich."

„Soll ich beim Kohlenfritzen bestellen, wenn ich zum Sportplatz gehe, Mutti? Lieber gleich mehrere Zentner."

„Aber Junge, wir haben doch kein Geld, soviel Kohlen auf einmal zu kaufen. Bestelle vorläufig nur einen Zentner. Mehr können wir nicht bezahlen."

„Aber bestellen können wir doch fünfe."

„Peter, Junge, was sind denn das für Grundsätze? Du weißt doch, wie gewissenhaft dein Vater ist, daß er nie irgend etwas kaufen würde, wenn er es nicht gleich bar bezahlen kann."

„Andere Leute lassen auch beim Kohlenfritzen anschreiben."

„Wir aber nicht!" Wie schwer war es doch, in solchen Zeiten seinen Grundsätzen treu zu bleiben und sie seinen Kindern einzuschärfen.

Den ganzen Tag verfolgte Frau Felsing heute die Vorstellung: Wo sollen wir bloß in diesem Winter Kohlen hernehmen? Die Kinder, Wolfgang und Renate, hatten bereits ihre Ersparnisse für den täglichen Lebensunterhalt opfern müssen. Soviel die Mutter auch überlegte und sich den Kopf zerbrach, sie fand keinen Ausweg.

Am Abend erschien Wolfgang mit üblicher Verspätung. „Es lebe die Grippe!" rief er schon von der Tür her.

„Wieso? Hast du wieder einen reichen Amerikaner in Berlin herumzuführen?"

„Nee. Es lebe die Grippe, habe ich doch gesagt." Wolfgang machte eine Kunstpause, um die Erwartung zu steigern.

„Du hast als Werkstudent irgendeinen Posten bekommen, weil einer an Grippe krank ist?" Peter traf den Nagel auf den Kopf.

„Stimmt, mein Söhnchen. Aber was für einen Posten?"

„Einen einträglichen?" erkundigte sich Renate aufgeregt.

„Mädel, was bist du materiell geworden. Auch dieses — einträglich ist er auch. Aber ihr sollt raten, was es für eine Anstellung ist."

„Nachtwächter — Feuerwehrmann — als Ingenieur auf dem Flugplatz —." Das war Peters Ideal.

Wolfgang schüttelte unentwegt den Kopf, während er seinen Milchreis mit Zucker und Zimt löffelte. „Ratet weiter."

„Als Kellner — als Monteur — als Lumpensammler — vielleicht bei den Gas- oder Elektrizitätswerken?"

Wolfgang bekam beinahe schon den Veitstanz vom Kopfschütteln.

„Ist es was Musikalisches?"

„Vater ist doch der Klügste."

„Gehst du als Leierkastenmann auf die Höfe singen?" Das fand Gitta besonders schön.

„Nee! Ich bin in einem Café bei der Kapelle als Vertretung für Klavier und Saxophon eingestellt. Von nachmittags um fünf bis in die Nacht um eins. Aber täglich zehn Mark."

„Donnerwetter!" sagte Renate andächtig. Und dann begannen sie alle wie auf Kommando anzustimmen: „Es war einmal ein Musikus, der spielte im Café."

Gott sei Dank, daß die Kinder immer wieder Frohsinn ins Haus brachten.

„Nun können wir Kohlen bestellen.“ Eine Last, schwerer als die Kohlenzentner, fiel der Mutter von der Seele.

„Hoffentlich hat der Klavierspieler die Grippe recht doll.“ Das war natürlich Peter, der diesen frommen Wunsch hegte. Und wenn die andern dem erkrankten Musiker auch nichts Schlechtes wünschten — daß er sich recht langsam erholen möchte, den Wunsch konnte man verantworten.

Hatte Frau Felsing nun nicht recht behalten mit ihrem Gottvertrauen? Auch ein anderes Wort, das sie selbst geprägt hatte, sollte sich bewahrheiten: Ein Unglück kommt selten allein, aber auch ein Glück pflegt meistens noch ein anderes im Gefolge zu haben.

Am nächsten Morgen fragte Herr Felsing seine Frau: „Sag' mal, Lotte, was hast du denn mit dem Rechtsanwalt zu tun? Führst du Prozesse?“

„Nicht daß ich wüßte“, lachte seine Frau. „Wie kommst du denn darauf, Ernst?“

„Hier ist ein Brief an dich von einem Rechtsanwaltsbüro.“

Einen Blick warf Frau Felsing darauf. „Von Doktor Lutze, bei dem ich früher gearbeitet habe. Was mag er wollen?“ Dabei ahnte sie, was in dem Brief stand.

„Frau Felsing, Charlottenburg“, las sie. „Die könnten auch sehr geehrte Frau schreiben.“ — „Durch die Grippe fehlen verschiedene Kräfte in unserm Büro. Hierdurch fragen wir an, ob Sie eine Vertretung als Stenotypistin übernehmen würden. Ihrer gefälligen umgehenden Nachricht entgegensehend, hochachtungsvoll ...“ Frau Felsing ließ den Brief sinken und sagte zuerst mal gar nichts. Blitzschnell kreuzten sich die Gedanken in ihrem Gehirn. Eine Vertretung konnte fünfundsiebzig bis hundert Mark einbringen, je nach der Dauer derselben. Das war eine große Summe. Da hatte sie für den ganzen Winter in bezug auf Kohlen ausgesorgt. Und Weihnachten stand vor der Tür. Eine kleine Freude wollte man seinen Lieben machen, wenn sie auch noch so bescheiden war. Aber draußen hatte sie Wäsche eingeweicht. Und ihr Mann war auch noch Rekonvaleszent. Der

brauchte seine regelmäßige Pflege, wenn er sich ganz erholen sollte. Und wie sollte man es mit dem Aufräumen der Zimmer für die Mieter machen? Doktor Ma-wu stand spät auf und war jetzt nach der Grippe fast den ganzen Tag zu Hause. Selbst wenn sie das Mittagessen für den nächsten Tag abends im voraus kochte, der Mieter wegen ging es nicht. Die mußten ihre Ordnung haben.

„So nachdenklich, Lotte?“ hörte sie ihren Mann mitten hinein in das Für und Wider ihrer Überlegungen fragen. „Hast du irgendeine schlechte Nachricht erhalten?“

„Im Gegenteil — eine günstige. Doktor Lutze will mich wieder vertretungsweise einstellen. Es sind Stenotypistinnen an der Grippe erkrankt.“

„Der weiß wohl nicht, daß du inzwischen verheiratet und Mutter von vier Kindern bist.“

„Doch, das weiß Doktor Lutze. Ich habe mich nämlich im Frühjahr bei ihm gemeldet und um Vertretungen gebeten.“

„Was willst du nicht noch alles tun, Lotte. Du kannst dich doch nicht zerteilen. Ich denke, du bist gerade genug durch Haushalt und Patienten in Anspruch genommen.“

„Wenn ich nur nicht die Wäsche eingeweicht hätte. Halt — ich hab's. Ich bitte Frau Mulack — das war die Hausmeistersfrau —, einen halben Tag für uns zu waschen. Vielleicht kann sie auch jeden Vormittag auf eine Stunde heraufkommen und die Zimmer von den Mietern aufräumen. Das kostet ein paar Mark, und ich kann statt dessen vielleicht das Fünffache verdienen.“ Frau Felsing war bereits entschlossen, die Vertretung anzunehmen.

„Und ich muß hier sitzen und untätig zuschauen, wie Frau und Kinder alle Kräfte anspannen, um uns über Wasser zu halten. Nicht mal Wäsche einweichen und Zimmer aufräumen kann ich.“

„Hahaha — Herkules am Spinnrocken. Das müßte ja ulkig aussehen, wenn du dich ans Waschfaß stellen würdest, Ernst. Du bist Patient und hast nur die Pflicht, so schnell wie möglich gesund zu werden.“

Frau Felsing sprach mit der Hausmeistersfrau und verabredete mit ihr alles Notwendige. Sie schrieb einen Schreibmaschinenbrief

an das Anwaltsbüro, in welchem sie sich für den nächsten Tag zur Vertretung meldete. Als die Kinder heimkamen und Einspruch erheben wollten, weil die Mutter sich zu sehr anstrenge, war bereits alles in die Wege geleitet. Sogar das Essen kochte schon für den nächsten Mittag. Renate brauchte es nur zu wärmen, wenn sie aus der Schule kam.

Wolfgangs Vertretung als Musikus ging Mitte Dezember wieder zu Ende trotz Peters Wünsche. Aber Frau Felsing saß bis zum neuen Jahre auf ihrem gewohnten Schreibmaschinenplatz von einst. Es machte ihr Freude, wieder im Büro tätig sein zu können. Die Kinder waren verständig, jedes bemühte sich, der Mutter im Haushalt sowenig Arbeit wie möglich zu lassen. Renate überraschte Peter, wie er versuchte, sich selbst ein Loch im Strumpf zu stopfen, damit Mutti abends sich nicht noch damit mühen sollte. Da die Stopfe besser gemeint als gemacht war, übernahm Renate die Fertigstellung. Statt dessen handhabte Peter den Staubsauger, der Teppiche und Möbel absurrte. Gitta stand auf der Fußbank und spülte das Tassengeschirr. Wenn Mutti heimkam, sollte alles fertig sein.

„Sie haben brave Kinder, Frau Felsing", sagte Fräulein Lerche, welche das emsige Treiben beobachtete, anerkennend.

„Das will ich meinen", war die frohe Antwort. „Da freut man sich den ganzen Tag während der Arbeit, heimzukommen zu Mann und Kindern." Und das Gehalt, das am Ersten in die Kasse wanderte, war auch nicht zu verachten. Für Kohlen war diesen Winter ausgesorgt.

Sechzehntes Kapitel.

Die Weihnachtslichter brennen.

Grüne Weihnacht. Der ersehnte Schnee wollte und wollte nicht kommen. So sehnsüchtig auch die Jugend und die vielen Arbeitslosen darauf warteten, so tadellos Peter auch seine Schneeschuhe gewachst hatte.

„Gar kein rechtes Weihnachtsgeschäft!" brummten die Kaufleute. Denn weder Pelze noch Wollsachen oder Sportgeräte fanden genügenden Absatz.

Peter und Gitta klebten wie Fliegen an jedem weihnachtlich erleuchteten Schaufenster und überlegten, was sie sich alles wünschen würden, wenn die Eltern Geld dazu hätten. Auch das war schon eine Weihnachtsvorfreude.

„Glaubst du, daß wir in diesem Jahr einen Weihnachtsbaum kriegen, Peter?" fragte Gitta, die großen und kleinen Tannenbäume, die aus dem Walde in die Stadt gewandert waren, bewundernd.

„Klar, Mensch. Einer kauft bestimmt 'n Baum. Vater hat natürlich kein Geld dazu. Aber Mutti! Prima Sache, daß sie ihre Vertretung gerade jetzt zu Weihnachten hat."

„Ob ich mir noch die kleine, süße Nähmaschine wünsche, auf der man ganz richtig nähen kann?" überlegte Gitta.

„Unnütze Ausgabe. Kannst ja auf Muttis großer genug nähen."

„Jawoll. Da werde ich weggejagt, weil ich die Nadel zerbrechen kann."

„Mutti ist ja jetzt den ganzen Tag nicht zu Hause", meinte Peter pfiffig.

Gitta überlegte. Dann stieß sie ein seufzendes „Nee!" aus. „Mutti hat neulich gesagt, ich müßte bei allem, was ich tue, daran denken, ob sie wohl dabei sein könnte."

„Tugendschaf!" zog Peter die kleine Schwester auf. Es war wirklich ein recht unbequemer Gedanke, immer an Muttis Kritik zu denken. Dann konnte man ja bald überhaupt nichts mehr unternehmen.

„Ein Jroschen die Mickymaus." — „Ein Sechser die Weihnachtsknarre." — „Wunderkerzen — Wunderkerzen für den Weihnachtsbaum, ein Jroschen das Paket." — „Ein Jroschen die Mickymaus, die kleene — lauft von janz alleene!"

Nanu — die Stimme kannte Peter doch. All die quarrenden und plärrenden Kinderstimmen, die man da am Wittenbergplatz Weihnachtsartikel feilbieten hörte, wurden überschrien von dem kleinen Mickymausverkäufer. „Ein Jroschen die Mickymaus, die kleene."

„Mensch, Fritz Kunze, wir kennen uns doch!" Der Nachsatz „lauft von janz alleene" blieb dem ausrufenden Jungen in der Kehle stecken, als er plötzlich Peter vor sich stehen sah.

„Peter Felsing", sagte er erfreut, und sein blasses Gesicht färbte sich rot. Die beiden Jungen schüttelten sich die Hände.

„Menschenskind, du siehst ja wie Braunbier mit Spucke aus. Mußt dich mal wieder in Trömerhof rausfuttern lassen."

Trömerhof — da versank der menschenbevölkerte Großstadtplatz mit dem Untergrundbahnhof, mit den tutenden Autos und den bimmelnden Elektrischen. Der graue Dezemberhimmel wurde klar und blau. Fritz sah für einen Moment Felder und Wiesen im Sonnenglanz liegen, er atmete wieder die kräftige Gebirgsluft und — — —: „Ein Jroschen die Mickymaus." Da war das Wunschbild zerflattert. Fritz war wieder tüchtiger Geschäftsmann.

„Na, wie geht's dir, Fritz? Verdienste tüchtig mit deinen Mickymäusen?" wollte Peter wissen.

„Es jeht. 'n Krösus kann man nich dabei werden. Konkurrenz is zu jroß."

„Machste die Dinger selber?" Peter hatte für die aufziehbaren Mäuse technisches Interesse.

„Vater bekommt die Teile fertig von de Fabrik jeliefert. Er setzt se man bloß mit det Räderwerch zusammen. Dabei helfen wir."

„Und was verdienste so am Tag?"

„Je nachdem. Neulich hatte ich zwo Emm. Aber immer is des Jeschäft nich so jut. Manchmal bekiek ich noch keene fünf Jroschen." Und als ob er sich auf seine kaufmännische Pflicht besänne, schrie Fritz mit verstärkter Stimme: „Ein Jroschen die Mickymaus, die kleene — lauft von janz alleene."

Peter und Gitta sahen ihm bewundernd zu. Wirklich, Fritz verkaufte zwei Mäuse, während sie so standen und zuguckten.

„Du, Fritze." Peter hatte plötzlich einen Gedanken. „Du, ich werde dir bei deinem Mäusehandel helfen."

„Wie willste denn das befummeln?"

„Du gibst mir einen Teil deiner Mäuse, und ich stell' mich damit an irgendeiner belebten Straße auf und verkaufe sie." Peter gefiel das Ausrufen und Feilbieten.

„Und was wird mit'n Jeld?"

„Kriegste alles ehrlich, jeden Groschen, den ich einnehme."

Fritz überlegte. „Nee", sagte er schließlich. „Bist zwar 'n anständiger Knopp, aber sicher ist sicher." Er begann aufs neue seine Mickymäuse aufzuziehen und auszurufen.

„Komm weiter, Peter. Wir wollen doch noch die Weihnachtsausstellung im Kaufhaus sehen", drängte Gitta.

„Habe jetzt keine Zeit dazu. Du, Fritze, ich schenke dir auch was, wenn du mich mit verkaufen läßt."

„Was'n?" Fritz machte eine Pause im Ausrufen.

„Mein Taschenmesser, das dir in Trömerhof so gut gefallen hat."

„Zeich mal her. Is es auch noch janz?"

„Noch wie neu", behauptete Peter. Es war zwar schon ein abgelegtes von Wolfgang. Aber Fritz fand es doch noch recht begehrenswert.

„Na, meinetwejen", meinte er schließlich. „Ein Dutzend Mäuse will ich dir anvertrauen. Aber jeh nich etwa damit hops." Er ließ Wolfgangs Taschenmesser in seine Tasche wandern. „Spätestens um sieben mußte wieder da sein. Entweder mit 'ner Mark zwanzig oder mit den nich verkauften Mäusen." Damit händigte Fritz dem beglückten

Peter eine Pappschachtel mit zwölf Mickymäusen ein. „Also mach's jut. Ein Jroschen die Mickymaus!"

„Erst müssen wir ins Kaufhaus, Peter", verlangte Gitta.

„Ausgeschließt. Ich will doch bis sieben das ganze Dutzend Mäuse verkauft haben. Denk' mal, wie der Fritz sich freuen wird."

„Ich freue mich aber nicht. Mir hast du's versprochen, mit mir zur Weihnachtsspielzeugausstellung zu gehen." Gitta kämpfte bereits mit den Tränen.

„Meinetwegen geh alleine. Ich will jetzt zur Gedächtniskirche. Da ist am meisten Verkehr."

„Erlaubt Mutti nicht, daß ich allein gehe. Und wenn du nicht mitkommst, erzähle ich, daß du Mäuse verkaufst."

„Olle Petze!" Dann aber besann sich Peter, daß es klüger wäre, andere Saiten aufzuziehen. „Morgen gehe ich mit dir in die Weihnachtsausstellung. Wenn du jetzt nach Hause gehst, Gitta, schenke ich dir eine Mickymaus."

„Darfste ja gar nicht. Die gehören ja Fritz." Eine Mickymaus war sehr verlockend.

„Ich kaufe ihm eine ab."

„Meinetwegen." Gitta ergab sich in ihr Schicksal.

Peter kaufte sich von Gitta los, tat einen Groschen in die Pappschachtel und war somit selber sein erster Kunde. Gitta zog getröstet mit ihrer Mickymaus neben ihm her.

„So, nu mach' dich fort", verlangte Peter, als man in die Nähe der Gedächtniskirche kam. An der Ecke vom Kurfürstendamm nahm er Aufstellung. Hier gingen am meisten Leute vorbei.

„Ich will zusehen, wie du verkaufst."

„Nee, zusehen is nicht. Das bringt kein Glück." Im Grunde war es Peter peinlich, vor Gitta seine Mäuse auszuschreien.

So zog die kleine Schwester nebst der Mickymaus beleidigt nach Hause.

Peter aber stand an der Ecke und schrie, daß die Gedächtniskirche wackelte: „Einen Groschen die Mickymaus, die kleine — läuft von ganz alleine!" Manch erstaunter Blick streifte den nett aussehenden Jungen.

In Scharen zogen die Leute an Peters Ecke vorbei. Aber keiner hatte Interesse für Mickymäuse. Alles hastete, seine Weihnachtseinkäufe zu machen.

„Einen Groschen die Mickymaus." Peter schrie sich die Kehle heiser. Es war doch nicht so leicht, all die Mäuse an den Mann zu bringen, wie er sich das gedacht hatte. Und er hatte sich schon so darauf gefreut, Fritz das Geld einzuhändigen. Allmählich wurde das Ausrufen auch langweilig, wenn keiner darauf anbiß. Gerade als Peter genug von seiner kaufmännischen Laufbahn hatte und sich mit den elf unverkauften „Viehchern" wieder unverrichtetersache zu Fritz zurückbegeben wollte, hörte er einen kleinen Jungen sagen: „Da gibt's Laufmäuse, Muttichen, bitte, bitte, kaufe mir doch ein kleines Mäuschen."

„Einen Groschen bloß die Mickymaus." Mit neuerwachter Energie trompetete es Peter.

Und wirklich — die Dame blieb stehen und kaufte für „Bubi" eine Laufmaus. Peter gab Unterricht, wie die Maus aufzuziehen sei. Und die Dame wunderte sich im geheimen über die gute Ausdrucksweise des „armen Jungen".

Es ging recht langsam mit dem Verkauf. Die Uhr an der Gedächtniskirche schlug schon halb sieben. Um sieben Uhr mußte er wieder am Wittenbergplatz bei Fritz sein. Peter schämte sich, sowenig Erfolg gehabt zu haben. Je später es wurde, um so weniger Kinder kamen vorbei. Und ungemütlich kalt wurde es auch allmählich an der windigen Ecke.

„Einen Groschen die Mickymaus." Lange nicht mehr so unternehmungslustig als am Anfang klang es.

Zwei Herren gingen vorüber. Der eine blieb verwundert stehen.

„Ist Herr Peter, was verkaufen Mickymaus. Herr Peter hat neuer Beruf?" Die Schlitzäuglein von Doktor Ma-wu sahen ungeheuer erstaunt drein.

Peter erschrak. Deibel noch mal, mußte ihm der Gelbe auch gerade über den Weg laufen. Nun bekamen die Eltern sicher Wind von seiner kaufmännischen Laufbahn. Peter hatte so ein Gefühl, als ob sie nicht ganz einverstanden damit sein würden. Da fragte

auch schon der Japaner: „Herrn Elter sein verstanden ein, daß Herr Peter Verkaufer von Mausen?"

„Ich wollte nur einem armen Jungen verkaufen helfen, damit er mehr verdient." Daß es Peter selbst Spaß gemacht hatte, war ja nebensächlich.

„Herr Peter verdienen viel Geld mit Mausen?" erkundigte sich der Japaner.

„Nee", kam die kleinlaute Antwort. „Ich habe erst zwei Groschen einbekommen."

„Gut — werden ick kaufen alle Mickymausen. Dann Herr Peter nix braukt zu stehen an Straße. Wie viele Marks kosten die alle Mausen?"

„Stück 'n Groschen. Zehn Mäuse sind es noch — also eine Mark."

„Gut. Werden ick geben zwei Marks, wenn Herr Peter wird gehen zu Hause und nix mehr verkaufen Mausen."

„Aber Herr Doktor, was wollen Sie denn mit all den Mäusen?" lachte Peter.

„Werden ick nehmen Mickymausen zu Japan." Die beiden Japaner zogen mit der Mäuseschachtel ab. Und Peter stand an der Gedächtniskirche und wußte nicht, ob er sich freuen sollte oder nicht. Sein kaufmännisches Ehrgefühl hatte einen argen Stoß bekommen. Denn richtig verkauft hatte er seine Ware doch nicht. Er blickte auf das Zweimarkstück in seiner Hand. Eigentlich brauchte er Fritz nur eine Mark und zwanzig Pfennig davon abzugeben. Der konnte froh sein, wenn all seine Mäuse verkauft waren. Apfelkuchen mit Schlagsahne war durchaus nicht zu verachten. Peter hatte immer Appetit auf Kuchen. Nee, vernaschen wollte er das Geld doch nicht. Er wußte ja, wie schwer es seine Eltern verdienten. Aber jetzt vor Weihnachten konnte er noch gut ein paar Extragroschen gebrauchen. Er wollte doch jedem eine kleine Freude machen. Unter diesen Überlegungen war Peter bis zum Wittenbergplatz gekommen. Dort stand Fritz noch immer unter all den kleinen Verkäufern mit seinen laufenden Mäusen. Sehr vergnügt schien er nicht. Noch nicht die Hälfte hatte er verkauft.

Wie elend der Junge aussah. Sicher bekam er zu Hause nicht satt zu essen. Da dachte Peter nicht mehr an Apfelkuchen mit Schlagsahne und an Weihnachtseinkäufe. Er stieß Fritz mit dem Ellbogen an. „Du, Fritze, ich habe meine Mäuse alle verkauft."

„Jawoll", machte der ungläubig.

„Großes Ehrenwort. Zwei Mark zwanzig habe ich dafür eingenommen."

„Wer's jlaubt. Zum Veräppeln mußte dir einen Dämlichen aussuchen."

Aber als Peter ihm jetzt das Geld zeigte, machte Fritz große Augen. „Prima! Davon krichste de Hälfte ab, Peter."

„Nee, is nich. Nimm man alles. Du brauchst es noch nötiger als ich." Ehe Fritz Einspruch erheben konnte, hatte er das Geld in der Hand, und Peter lief mit „auf Wiedersehen, Fritze" schon über den Damm mitten durch alle Autos.

Viel zu langsam kommt Weihnachten für ungeduldige Kinder heran. Aber schließlich wird es doch mal Heiligabend, wo alle Weihnachtsarbeiten fertig sein müssen, wo ein Zimmer verschlossen ist und wo es nach Tannenbaum duftet und frischer Weihnachtsstolle.

Im Felsingschen Hause gab es allerlei Geheimnisse. Peter entwickelte wieder regste Geschäftigkeit. Er holte den niedlichen Weihnachtsbaum — allzu groß war er ja in diesem Jahr nicht —, befestigte das Holzkreuz und schraubte die Lichthalter ein. Dann putzte er ihn gemeinsam mit Renate und Gitta, wobei es natürlich Meinungsverschiedenheiten gab. Renate fand einen Schneebaum mit Silberlametta und Lichten am schönsten. Gitta wollte ihn möglichst bunt haben. Und Peter legte weniger Wert auf Schönheit als darauf, daß möglichst viel eßbare Dinge daran hingen. Heute hatte Renate, da Mutti noch bis nachmittags im Büro tätig sein mußte, reichlich zu tun. So überließ sie das Baumputzen den beiden Jüngeren. Sie selbst zog mit Wolfgang nach Tisch den großen Eßtisch aus und deckte ihn mit weißem Festtuch. Dann schmückte sie ihn mit Tannenzweigen, die Peter sich von dem Händler hatte schenken lassen.

Dem Vater machte es Spaß, bei den bunten Tellern zu helfen. Jedem legte er noch eine Kleinigkeit aus Marzipan mit einem

bezüglichen Vers dazu. Auch Fräulein Lerche und Doktor Ma-wu, die Felsings zum Heiligabend eingeladen hatten, sollten ihren bunten Teller bekommen.

Ob Renate es schon wagen konnte, die Geschenke auf die Tafel zu legen? Man konnte sie ja zudecken. Aber Peter war so neugierig. Der sah durch ein eichenes Brett. Und Gitta nahm es auch nicht so genau, wenn es etwas zu erspähen gab. Renate musterte ihre Weihnachtsgaben. Der Schlips für Vater war sehr anständig. Reine Seide, selbst gehäkelt. Für Mutti ein Bettjäckchen aus feiner Wolle, ebenfalls Handarbeit. Die Eltern schliefen im ungeheizten Zimmer. Vater sagte, weil es gesünder sei, kalt zu schlafen. Mutti meinte, weil man Kohlen sparte. Der neue Wintermantel, zu dem sie und Wolfgang für Mutti gespart hatten, war nicht zusammengekommen. Immer wieder hatten sie ihre Sparkasse für wichtigere Dinge plündern müssen. Nun mußte Mutti noch mit ihrem abgetragenen Mantel weitergehen. Denn für sich etwas von ihrem Honorar zu verwenden, das war für Mutti ganz ausgeschlossen.

Es klingelte. Renate ließ ihren Aufbau im Stich und lief zur Tür. Aber Peter, Gitta und Lump waren ihr schon zuvorgekommen.

„Post!" schrie Peter. „Weihnachtspakete! Von der Oma. Hurra — eins aus Trömerhof, das ist für mich." Er wollte gleich den Bindfaden lösen.

„Ich lese ‚Frau Felsing' auf der Adresse, Peter." Renate wies auf das Paket.

„Nanu?" verwunderte sich Peter. „Wieso schicken denn die an Mutti und nicht an mich, wo ich mich vier Wochen lang im Schweiße meines Angesichts für sie abgerackert habe? Und ich habe ihnen doch auch ein Päckchen mit Weihnachtsarbeiten geschickt." Peter war empört, daß das Weihnachtspaket nicht ihm galt. Dazu hatte er sich abgemüht und für jeden auf Trömerhof etwas geschnitzt oder gebastelt. „Ob wir Mutti die Arbeit abnehmen und das Paket aufmachen, Renate? Sie wird müde sein, wenn sie spät nach Hause kommt."

„Du bist wirklich rührend um Muttis Wohl bedacht", lachte Renate den neugierigen Peter aus. „Nein, die Pakete sind an Mutti adressiert und bleiben für sie stehen."

„Aber dies hier aus München, das ist doch an dich gerichtet, Renate."

„Ja, von meinem Paten, von Onkel Hartwig. Ich lasse es auch bis zur Bescherung. Muß jetzt den Heringssalat garnieren. Und unterm brennenden Weihnachtsbaum freut man sich viel mehr über alles." Renate packte alle Postsendungen zusammen und trug sie ins Weihnachtszimmer. Jetzt hatte sie keine Zeit dazu.

Sie wollte noch vor der Bescherung in die Kirche zum Weihnachtsgottesdienst, den Pastor Richter abhielt.

Der Heilige Abend, der draußen auf dem Lande sich auf Fittichen der Andacht herabsenkt, ist in der lärmenden Großstadt plötzlich da. Die wenigsten fühlen sein Nahen. Bis zum letzten Augenblick hasten und schaffen sie.

Nun war's so weit. Die Familie war versammelt. Einen letzten befriedigten Blick hatte Mutti noch über die Tafel geworfen. Vater zündete die Weihnachtslichter an. Peter knipste das elektrische Licht aus. Gitta saß am Klavier und spielte eine Variation zu „Stille Nacht, heilige Nacht", wobei sie in ihrer Aufregung immer an derselben Stelle einen Ton daneben griff. Und wenn nicht Heiligabend gewesen wäre, hätte ihr Wolfgang bestimmt ein „Kamel!" an den Kopf geworfen. So aber achtete keins auf den falschen Ton. Alle stimmten sie andachtsvoll in das Weihnachtslied ein. Herr Felsing vergaß seine Sorgen. Mutti dachte nicht mehr daran, ob der Heringssalat auch wohl sauer genug sei. Fräulein Lerche sah beim Flimmern der Weihnachtslichter das verschneite Pfarrhaus ihrer Kindheit, wo ihr Vater nach dem Gottesdienst die fromme Weise gespielt hatte. Der Japaner, die Schlitzaugen so groß aufgerissen, als es ihm nur möglich war, blickte in den brennenden Tannenbaum und versuchte das Lied mitzusummen. Die Kinder fielen mit hellen Stimmen ein. Selbst Peter dachte nicht daran, nach seinem zugedeckten Aufbau zu schielen.

Stille trat ein, als das Lied beendigt war.

„Deutsches Weihnackt schöner Fest", sagte der Japaner in das andächtige Schweigen hinein.

„Nun wollen wir bescheren!" drängte Gitta.

Jeder wurde vor seinen Platz geführt. Eins, zwei, drei — bei drei zog ein jeder den Bogen, der seine Gaben verbarg, fort. Und nun begann das Sichfreuen, das Anprobieren und das gegenseitige Sichzeigen der Geschenke. Und vor allem das Danken. Der Vater, der nie Eitelkeit kannte, probierte vor dem Spiegel den neuen Hut von seiner Frau, Renates Schlips, Gittas Schal und die selbstgestrickten Handschuhe von Fräulein Lerche.

„Fräulein Lerche ist wirklich bestrickend", sagte Wolfgang lachend. Für jedes Familienmitglied hatte die treue Seele warme Handschuhe gestrickt. Selbst Doktor Ma-wu ging nicht leer aus. Wenn sie auch für die kleinen, zierlichen Hände des Japaners zu groß geraten waren. „Da werden Sie schon reinwachsen, Herr Doktor", tröstete Gitta, die heute, wo er ihr die „süße" kleine Nähmaschine geschenkt hatte, gar keine Angst mehr vor dem Japaner hatte. Woher wußte Doktor Ma-wu nur, daß sie sich die brennend gewünscht hatte?

Der Japaner kam heute aus dem Staunen nicht heraus. Dieses Sichfreuen über irgendeine Kleinigkeit, nicht nur aus Höflichkeit, sondern aus dem Herzen heraus, das war ihm neu. Wie liebevoll Frau Felsing über die Handarbeiten der Kinder strich. Als ob sie ohne das Bettjäckchen von Renate und den Klammerbeutel von Gitta gar nicht hätte weiterleben können. Peter war selig. Er hatte einen großen Handwerkskasten, in dem nichts fehlte, was ein richtiger Handwerker brauchte, auf seinem Platz gefunden. Wolfgang saß bereits am Klavier und spielte aus den Bachschen Fugen und Präludien, die der Weihnachtsmann ihm gebracht hatte. Und Renate? Nein, wie das Mädel sich über den Seidenstoff zum Einsegnungskleid freute. Es war doch ganz selbstverständlich, daß die Eltern für die Kleidung ihrer Kinder sorgten.

„Deutsches Weihnackt schöner Fest!" wiederholte Doktor Ma-wu immer wieder. Er dienerte und bedankte sich für die Kleinigkeiten, die er von Felsings erhalten hatte, ungezählte Male. Besonderen Spaß machten die Scherzverse des Vaters.

„Unsere Pakete — Mutti, wir müssen erst die Pakete auspacken", erinnerte Peter, als die Mutter zu Tisch bitten wollte. Damit löste er auch schon die Bindfaden. Es half nichts, der Heringssalat mußte warten.

„Prima Sache!" Voller Andacht blickte Peter auf den großen Schinken, auf die Würste, selbstgebackenen Pfefferkuchen und Marzipan, auf all die rotbackigen Äpfel aus dem Trömerhof. „Für unsern fleißigen Gehilfen" stand an einem Blecheimerchen zu lesen. „Knorke — Erdbeermarmelade, die ich so gern esse — die gute Frau Trömer! Das verdankt ihr alles mir. Aber ihr dürft mitfuttern", meinte Peter gnädig. „Ob Fritz Kunze auch so'n feines Freßpaket bekommen hat?"

„Sicher. Trömers wissen ja, wie nötig es Fritz und seine Eltern brauchen."

„Na, und dazu noch unser Weihnachten." — Schon am Vormittag hatte Peter heimlich als Weihnachtsmann ein großes Paket bei Kunzes abgegeben. Ein Wintermantel, den Peter ausgewachsen, war darin. Da brauchte Fritz nicht mehr zu frieren, wenn er wieder mal mit Mickymäusen auf der Straße stehen mußte. Und Märchenbücher und Spielzeug von Gitta, Lebensmittel von Mutti und ein größeres Geldgeschenk für die Eltern von Fritz, zu dem jeder im Hause sein Scherflein gespendet hatte. Doktor Ma-wu hatte gleich zehn Mark dazu gesteuert. Peter stellte sich vor, was das für ein froher Weihnachtsabend in der ärmlichen Hinterhauswohnung werden würde. Dabei wurde er selbst noch viel froher.

Als die Liebesgaben von der Oma und das Weihnachtspaket aus München auch verteilt und genügend bewundert waren, konnte endlich der Heringssalat zu seinem Recht kommen. Da rief Peter, der die Papiere hinausbeförderte: „Hier ist ja noch eine Postsache von irgendeiner Redaktion. Wohl für Fräulein Lerche." Er nahm sich nicht mal Zeit, die Adresse zu prüfen, um nur nicht zu spät zum Abendbrot zu kommen.

„Für mich?" fragte Fräulein Lerche, verwundert den Brief betrachtend. „Aber der ist ja gar nicht für mich. Der ist für Sie, Renate."

„Nanu?" Renate warf einen Blick darauf. Sie wurde blaß und dann wieder rot. Das war ja die Redaktion, an die sie damals die Bilder für das Photopreisausschreiben gesandt hatte. Da so lange Zeit inzwischen vergangen war, hatte sie schon gar nicht mehr

daran gedacht. Jetzt öffnete sie den Brief mit fliegenden Händen. Sollte es möglich sein?

Eine illustrierte Zeitung war darin. „Photopreisausschreiben" stand darüber fett gedruckt. Aber das Bild, ein entzückendes, strampelndes Baby, das den Ersten Preis erhalten hatte, kannte Renate nicht. Aus welchem Grunde schickten sie ihr denn das zu? Was ging es sie denn an, wenn andere Leute einen Preis erhielten?

„Zum Abendbrot, Renate", drängte Peter. Vom Freuen allein wurde man nicht satt.

Eben wollte Renate das illustrierte Blatt enttäuscht beiseitelegen, da fiel ein mit Schreibmaschine beschriebener Bogen heraus. „Sehr geehrte gnädige Frau!" las sie. „Wir beehren uns, Ihnen hierdurch mitzuteilen, daß Sie den Zweiten Preis in unserm Preisausschreiben erhalten haben. Die auf den Zweiten Preis entfallenden achtzig Mark gehen Ihnen per Postanweisung zu. Das preisgekrönte Photo erscheint in anliegender Ausgabe unserer illustrierten Zeitschrift. Wir sehen weiteren Photoeinsendungen jederzeit gern entgegen. Hochachtungsvoll . . ."

Vor Renates Augen verschwammen die Buchstaben. „Zu Tisch, Renate, der Heringssalat wird kalt", rief der verfressene Peter.

Statt aller Antwort stieß Renate ein jubelndes „Hurra!" aus und sprang mit dem Brief wie eine Sextanerin und nicht wie eine Schülerin der Obersekunda um die Weihnachtstafel.

„Mensch, haste 'n Klaps?" rief Peter verblüfft.

„Kalte Kompresse gefällig?" Wolfgang sah sie mitleidig wie einen harmlos Verrückten an.

„Fräulein Renate wird haben gewinnt großer Los." Der Japaner traf beinahe ins Schwarze.

„Das große Los nicht, aber — den Zweiten Preis von einem Photopreisausschreiben. Achtzig Märker. Hurra! Muttichen, jetzt kriegst du 'nen neuen Wintermantel!" Renate war ganz aus dem Häuschen.

„Alle Wetter, hast du Schwein!" Die Brüder studierten aufgeregt das Schreiben.

„Aber Renate — davon hast du ja gar nichts erzählt, daß du dich beteiligt hast", meinte Mutti ebenso erfreut wie erstaunt.

Fräulein Lerche hatte inzwischen das illustrierte Blatt zur Hand genommen. „Wirklich, ganz allerliebst!" urteilte sie. Der Japaner blickte mit hinein. „Oh, kleines Dame Gitta weint", sagte er bedauernd.

„Was — ich?" Gitta stand da wie vom Donner gerührt. Dann warf sie einen Blick auf das prämiierte Bild und — brach in Tränen aus. „Das ist eine Gemeinheit, daß du mich heulend mit Lump geknipst hast und mich mit dem viereckigen Plärrmund auch noch in eine Zeitung bringst. Ich schaniere mich vor allen Leuten!" Gitta war empört.

„Aber Brigittchen, es weiß doch keiner, daß du das bist", beruhigte der Vater sein Kleines. „Das Bild ist doch sehr drollig. Sieh nur, wie mitleidig dich Lump anguckt, als ob er dich trösten wollte."

„Gitta, du darfst dir was wünschen. Du bekommst einen Trostpreis. Und Lump, geliebte Hundetöle, du kriegst eine Extrawurst", versprach Renate in ihrer Seligkeit. „Das war die schönste Weihnachtsüberraschung!"

Der Heringssalat wurde zu Peters Beruhigung endlich verzehrt. Die Weihnachtslichter brannten herunter.

Zu Silvester wurde der Weihnachtsbaum noch einmal angezündet. Um die Jahreswende warf er seinen Lichterglanz auf das verflossene Jahr zurück, hinein in das kommende. Was würde es bringen, das neue Jahr?

Siebzehntes Kapitel.

Jugend voraus!

Endlich war Schnee gefallen. Weich und leise glitt er in dicken Flocken hernieder und hüllte das lärmende Berlin in feiertäglichen Hermelinpelz. Die Spatzen am Dachfirst sahen wie Tintenkleckse auf einer weißen Schreibseite aus. Alles war gedämpft. Das Schreiten der Fußgänger, das Rollen der Wagen und Autos, das Gleiten der Schlitten.

Nur die Stimmen der Jugend erschallten in voller Stärke. Buben und Mädel kämpften auf den verschneiten Plätzen und Straßen und lieferten sich tobende Schneeballschlachten. Das schrie, jauchzte, lachte und kreischte unter den weißen Wurfgeschossen, daß selbst ernste, sorgenbeschwerte Menschen stehenblieben und lächelnd dem ausgelassenen Treiben zuschauten. Jugend — so hatte man selbst einst gejauchzt und getobt, so war es, und so würde es sein. Sich immer wieder erneuernde Jugend.

Peter war jetzt zu Hause nicht zu halten. Weder Radio noch Bastelkasten konnten ihn fesseln. Und die Schularbeiten nun schon gar nicht. Gut, daß er in diesem Jahre einigermaßen in der Klasse stand. Sonst wäre es um die Osterversetzung schlimm bestellt gewesen. Bei allen Schneeballkämpfen war er Anführer. Wehe den armen Mädeln, die ahnungslos plaudernd aus der Schule heimkehrten. Peters kühles Geschoß traf sie unbarmherzig.

„Meine Schulfreundinnen wollen mich gar nicht mehr mittags begleiten, weil Peter uns immer mit seinen ollen Schneebällen auflauert. Susi sagt, Peter ist feige und schießt aus dem Hinterhalt", beklagte sich Gitta.

„Was, ich feige?" empörte sich Peter. „Na, Susi kann sich ja morgen in acht nehmen. Kannst ihr bestellen, daß ich sie zu einem Schneeballduell fordere. Ohne jeden Hinterhalt. Aber kneifen ist nicht. Der wollen wir den Kopf schon waschen."

„Wie unritterlich, Peter", tadelte die Mutter. „Gegen kleine Mädchen kämpft man nicht."

„Wenn sie frech sind, ist es ganz gleich, ob sie Hosen oder Kleider tragen. Dann muß man ihnen die Flötentöne beibringen. Na warte man, Susichen."

Wer wartete, war aber nicht Susi, sondern Peter. Peter und seine Jungs hatten am nächsten Tag hinter den verschneiten Pappeln des Lietzensees Aufstellung genommen. Dort führte der Schulweg der Mädel vorüber. Erst herankommen lassen und dann offen zum Kampf fordern. Wollen mal sehen, wer von uns dann feige ist und Reißaus nehmen wird.

Die Evastöchter waren schlauer als die Jungen. Es gab ja mehr Straßen in Berlin, durch die man heimgelangen konnte. Peter bekam kalte Füße und kalte Suppe, als er endlich zu Tisch erschien. Und auslachen lassen mußte er sich überdies von der kleinen Kröte, der Gitta.

Mit Schneeschuhen zog die Jugend in den Grunewald, rudelweise. Von sanftgewellten Hängen flog man unter schneeigen Kiefern auf die Nase. Was tat's? Lachend suchte man aus dem Wirrwarr von Beinen die eigenen heraus und versuchte die Kunst von neuem. Bis man es zum vollendeten Telemark und Christiania gebracht hatte. Und wer keine Schneeschuhe besaß, der setzte sich auf den Rodelschlitten. Bobs wurden durch Aneinanderketten von Rodeln gebildet und — pardauz! — das gab ein Juchhei, wenn er kippte und die ganze Mannschaft in den Schnee purzelte.

Renate zog mit ihrem Kodak in die Schneelandschaft hinaus und machte drollige Aufnahmen von durcheinanderwirbelnden Beinen und von Rodelpannen. Vielleicht gab es mal wieder ein Photopreisausschreiben. Dabei war sie eine tadellose Schneeschuhläuferin. Gitta beneidete sie glühend, wie fest verwachsen sie mit ihren Schiern war, während ihre eigenen immer woanders hinwollten als Gitta selber.

Wolfgang trieb in diesem Winter andern Schneesport. Vom Studentenwerk aus war er zum Schneeschippen angefordert worden. Kam er abends nach Hause, war er todmüde und mußte trotzdem noch zum Vorexamen „büffeln". Die Zeit reichte jetzt kaum noch zum Musizieren mit dem Japaner.

Der einzige, den der Schnee nicht begeisterte, war Doktor Ma-wu. Er fror. Deutschland war sehr schön. Aber den deutschen Winter mochte der Japaner nicht leiden. Er sehnte sich nach dem Land der Blumen.

Frau Felsings Vertretung war nun zu Ende. Und das Geld, das sie verdient hatte, leider auch. Allerlei Neuanschaffungen waren im Januar notwendig geworden. Peter schoß tüchtig in die Höhe. Nichts paßte ihm mehr. Und was ihm noch paßte, war zerlöchert. „Junge, wie kann man nur so ein Reißdeibel sein!" Peter sorgte getreulich dafür, daß Mutti nach dem Abendessen die Hände nicht in den Schoß legte. Auch für den Haushalt waren Neuanschaffungen nötig. Das Bettzeug war seit geraumer Zeit schadhaft. Man konnte den Mietern doch keine geflickte Wäsche geben. So wanderte ein beträchtlicher Teil von Frau Felsings Stenotypistenhonorar in die „Weiße Woche".

Der Januar ging zu Ende. Der Tag jährte sich, an dem der Vater seine Kündigung erhalten hatte. Ein ganzes Jahr zur Arbeitslosigkeit verdammt! Und immer noch keine Aussicht, irgendwo eingestellt zu werden.

In den ersten Tagen des Februars brachte die Post einen umfangreichen Brief. Es war nicht der „blaue Brief", den Peter im vorigen Jahre so gefürchtet hatte. Gelb war er und an Herrn Ernst Felsing adressiert. Als Herr Felsing ihn öffnete, hielt er seine Zeugnisse und die Abschriften seiner Militärpapiere in der Hand. Man schickte ihm seine Papiere von der Staatslotterie zurück und bedauerte gewiß, von seinem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können. Herr Felsing öffnete das Begleitschreiben und — ließ den Bogen überrascht sinken.

„Unangenehme Nachricht, Ernst?" fragte seine Frau, die gewöhnt war, in den Mienen ihres Mannes zu lesen.

Er schüttelte den Kopf. „Man ersucht mich um eine persönliche Vorstellung, da ein Posten zum 1. April möglicherweise frei wird. Aber es wird ja wieder nichts daraus werden. Da bewerben sich noch unzählige. Warum sollte ich ihn gerade bekommen?" Zu oft war Herr Felsing enttäuscht worden.

„Was für eine Stelle, Ernst? Bei einer Bank? Ich weiß ja gar nicht, daß du dich um etwas beworben hast." Ganz aufgeregt war seine Frau.

„Ich bewerbe mich ja dauernd und erhalte regelmäßig Absagen. Es wird auch diesmal nicht anders sein, Lotte. Wozu erst wieder hoffen?"

„Du sollst nicht so mutlos sein, Ernst, und Vertrauen haben."

Sie nahm ihrem Mann das Schreiben aus der Hand. „Von der Staatslotterie? Als Lotterieeinnehmer? Das wäre ja herrlich, wenn du die Stelle erhalten würdest."

„Ja — wenn! ‚Wenn meine Tante Räder hätte, wäre sie ein Autobus', sagt Peter. Jedenfalls kann ich mich ja vorstellen. Auf eine Enttäuschung mehr oder weniger soll es nicht ankommen." —

Tage vergingen. Wochen reihten sich zu Wochen. Der Schnee schmolz. Fritz Kunze rief statt der Mickymäuse jetzt am Wittenbergplatz „ein Groschen die Schneelöckchen" aus. Erste Frühlingsboten.

Und während Winter und Vorfrühling miteinander um die Herrschaft rangen, während Herr Felsing sich wunderte, daß noch immer keine Nachricht von der Staatslotterie da war, während Frau Felsing überlegte und rechnete, ob man wohl ein kleines Familienfest zu Renates im März stattfindender Konfirmation geben könnte, hielt der Vorfrühling in Deutschlands Staatsregierung seinen Einzug.

Plötzlich war sie da, die allgemeine nationale Erhebung Deutschlands. Die aufbauwilligen Deutschen schlossen sich unter Führung des Reichskanzlers Hitler zusammen. Mithelfen wollten sie alle, Deutschland wieder groß und stark zu machen, es aus seiner wirtschaftlichen Not zu befreien. Das ganze deutsche Volk einte sich, um dem Elend der Nachkriegsjahre ein Ende zu bereiten.

Berlin war ein Flaggenmeer. Alles hoffte wieder auf bessere Zeiten. Allen voraus die Jugend, die Hoffnung des deutschen Volkes.

Große Veränderungen brachte der Frühling mit sich. Nicht nur in Stadt und Land, in allen Betrieben der großen Staatsmaschine. Auch im kleinen Kreise, im Felsingschen Haus hatte sich so manches geändert. Vater hatte wieder Arbeit. Was er nicht zu hoffen gewagt hatte, war Tatsache geworden. Er hatte den Posten bei der Lotteriekollekte erhalten.

Alles atmete auf. Der Druck, der durch Vaters Arbeitslosigkeit ein ganzes Jahr lang auf allen Familienmitgliedern gelastet hatte, löste sich. Die Mutter fand wieder ihre heitere Zuversicht. Ihr Gottvertrauen hatte nicht getrogen. Der alte Gott lebte noch. Zum April sollte der Vater seine neue Beschäftigung beginnen. Listen wurden aufgestellt von allen Bekannten, denen man Zirkulare mit Einladungen zur Staatslotterie senden konnte. Sicher bot jeder gern mal dem Glücke die Hand. Muttis Schreibmaschine klapperte. Sie schrieb persönliche Begleitschreiben zu den gedruckten Formularen, auf denen angekündigte Riesengewinne mit soundso vielen Nullen zur Beteiligung anreizten. Die Kinder schrieben Adressen aus. Bis zum 15. März mußten alle Adressen versandt sein.

„Vater, kann man auch ein hundertachtundzwanzigstel Los spielen?" erkundigte sich Peter.

„Nein, Junge. Ein Achtel ist der kleinste Anteil. Höchstens kann man das noch mit einem andern teilen, daß jeder ein Sechzehntel übernimmt", erklärte ihm der Vater. Als erster Kunde kaufte er für seine vier Kinder ein Achtellos. Es trug die verheißungsvolle Nummer 891 011.

„Quersumme 20 — das bringt bestimmt Glück!" posaunte Peter.

„Wenn man soviel davon vorher spricht, dann geht es nicht in Erfüllung. Glück kommt unerwartet, überraschend", belehrte ihn Mutti.

„Hahaha — Mutti ist abergläubisch", lachte der Bengel.

„Und du bist frechdachsig!" Das ließ sich nicht bestreiten.

Wolfgang hatte sein Vorexamen bestanden. Er hieß jetzt cand. ing. Zum April hatte er sich aufs Land für den Freiwilligen Arbeitsdienst gemeldet. Das Haus leerte sich. Denn auch Doktor Ma-wu hatte unter vielen Verbeugungen und immer wieder erneutem Bedauern zum April gekündigt. Seine deutschen Studien waren beendigt. Er kehrte zurück nach Japan.

„Werden ick nix mehr gehen in Kurfurstendamm von Berlin, werden ick gehen in Ginsa, schönstes Straße in Tokio. Werden ick bringen deutsches Technik zu Japan." Und zu Wolfgang gewendet, meinte Doktor Ma-wu: „Kommen Sie mit in Tokio. Oh, Tokio schön, serr schön. Nix kaltes Schnee. Immer Blumen. Können Sie werden großes Musikus in Japan."

Ein verlockender Gedanke. Fernes Land mit fremdartigen Sitten kennenzulernen und dort seiner Musik leben zu können. Trotzdem schüttelte Wolfgang den Kopf.

„Unser deutsches Vaterland braucht jetzt seine Jugend. Jeder von uns hat die Pflicht, am Aufbau mitzuhelfen. Keiner darf eigenen Wünschen nachgehen und fahnenflüchtig werden."

Ende März fand Renates Einsegnung statt.

Mit ihren Kameradinnen zusammen empfing Renate ernst bewegt den Segen der Kirche. Das Geleitwort, das Pastor Richter ihr ins Leben hinein mitgab, lautete: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Ja, sie wollte getreu sein, ihrem Glauben, ihrem Volke, ihrer Pflicht. Und den Eltern, die sie liebevoll bis hierher geführt hatten, wollte sie stets dieselbe Treue halten.

Zum Festessen im kleinen Kreise, nur Renates Pate, Onkel Hartwig, war dazu aus München gekommen, hatten Renates Freunde vom Markt alle ihr Scherflein beigesteuert. Obenan Mutter Buttermilch, die sogar eine goldgedruckte Glückwunschkarte mit einem schönen Vers gesandt hatte. Doktor Ma-wu und Fräulein Lerche waren ebenfalls geladen. Der Japaner verehrte seiner jungen Freundin einen neuen, ganz besonders guten photographischen Apparat. Selbst Peter war von dem Zeiß-Ikon einwandfrei begeistert. Sogar einen Trinkspruch auf die junge Konfirmandin brachte Doktor Ma-wu

aus. „Oh, Fräulein Renate ist bestes Tockter zu Elters, bestes Swester, ist mehrst schönstes Blume in Deutschland, ist wert, zu sein Japanese."

„Ich will aber gar keine Japanerin sein. Ich bin stolz darauf, daß ich Deutsche bin", meinte Renate, mehr patriotisch als höflich.

Auch Onkel Hartwig, der sein nettes Mündel recht gern mit nach München genommen hätte, bekam einen Korb. „Wenn ich erst aus der Schule bin, besuche ich euch", vertröstete Renate ihn. „Wolfgang geht jetzt von Hause fort und Doktor Ma-wu auch, da müssen wir andern wenigstens daheim bleiben. Sonst wird das Nest zu leer."

Als Renate am Abend den Eltern gute Nacht sagte und nochmals für alle Liebe dankte, meinte Mutti: „Wenn ich dich nicht in diesem Jahr gehabt hätte, mein Mädel. Ihr Kinder habt uns immer wieder neuen Mut gegeben."

Der April kam mit Regen und Sonnenschein.

Doktor Ma-wu nahm mit unzähligen Dankesworten Abschied von dem gastlichen Hause, in dem er sich gefühlt hatte wie „Sohn bei Elters". Er würde die liebe Familie Felsing nie vergessen und Deutschland stets in dankbarer Erinnerung behalten. Und wenn einer von ihnen nach Japan käme, wäre er der glücklichste Mensch, die Gastfreundschaft erwidern zu können.

„Ich besuche Sie bestimmt mal, wenn ich groß bin, Herr Doktor", versprach Peter. „Jetzt habe ich noch keine Zeit. Ich muß helfen, unser deutsches Volk wieder stark zu machen."

„Und Fräulein Renate und kleines Dame Gitta kommen mit Herrn Peter in Japan." Die ganze Familie lud der Japaner ein.

Und dann war er fort. Vater bezog wieder das Balkonzimmer, das zum Lotteriebüro eingerichtet wurde. Die Kinder sprachen noch oft von dem netten Japaner, der sie so verwöhnt hatte. Jedesmal, wenn Renate ihren Zeiß-Ikon benutzte, dachte sie: Wie mag es Doktor Ma-wu jetzt gehen? Ob er schon im bunten Kimono die Ginsa entlang spaziert?

Wolfgang war mit seinem kleinen Koffer aufs Land in ein freiwilliges Arbeitslager gegangen.

In enger Volksverbundenheit schafften die jungen Akademiker Schulter an Schulter mit Arbeitern, Handwerkern, Angestellten und Bauernsöhnen. Das kameradschaftliche Zusammenarbeiten aller Volksschichten stärkte das soziale Empfinden der jungen Leute.

Ein jeder lernte dort, sich als verantwortliches Glied des Volksganzen zu fühlen.

Auch Peter wurde es klar, daß er alle Kräfte anspannen mußte, nicht nur körperlich zu ertüchtigen, sondern auch als pflichttreuer Schüler Tüchtiges zu leisten. Er war zu Ostern in die Untersekunda versetzt worden. Sein Ehrgeiz hatte nie weiter gereicht, als zum Durchschnitt zu gehören. Aber jetzt wollte er mal zeigen, daß er konnte, wenn er wollte. Auch er mußte am Wiederaufbau Deutschlands mitarbeiten.

Renate und Lump entbehrten Wolfgang besonders. Oft faßte Renate die Vorderpfoten des Terriers und blickte ihm in die feuchten Hundeaugen:

„Wir dürfen nicht jaulen, Lump, wir müssen auf Wolfgang verzichten. Er sagt, das Vaterland braucht ihn."

Renate war jetzt Unterprimanerin. Sie tat wie stets ihre Pflicht. Auch im Hause spielte sie in Gemeinschaft mit Gitta oft Heinzelmännchen.

Mutti hatte ziemlich viel Schreibmaschinenarbeit für den Vater. Die neue Lotteriekollekte ließ sich ganz nett an. Man konnte wieder hoffen, daß es bergauf ging.

Kam Mutti dann von ihrer Büroarbeit in die Küche, so war das Geschirr gewaschen, die Kartoffeln geschält und das Gemüse für den nächsten Tag geputzt.

Nun konnten sie alle in den Frühling hinaus, um sich an dem Werden in der Natur zu freuen und neues Hoffen daraus zu schöpfen.

Es war, als ob der Frühling in diesem Jahr ganz besonders üppig und verschwenderisch seine Gaben ausschüttete. Ordentlich jung

leuchteten wieder Vaters Augen. Fest und energisch schritt er neben Mutti durch die Blütenwege am Lietzensee.

Mit leuchtendem Sonnenschein vergoldet der 1. Mai das Fest der nationalen Arbeit. Frühlingsgrüne Girlanden schmücken die Häuser, Kirchen und Plätze, schlingen sich quer über die Straßen Berlins. Fahnen flattern farbenfreudig im Frühlingswind.

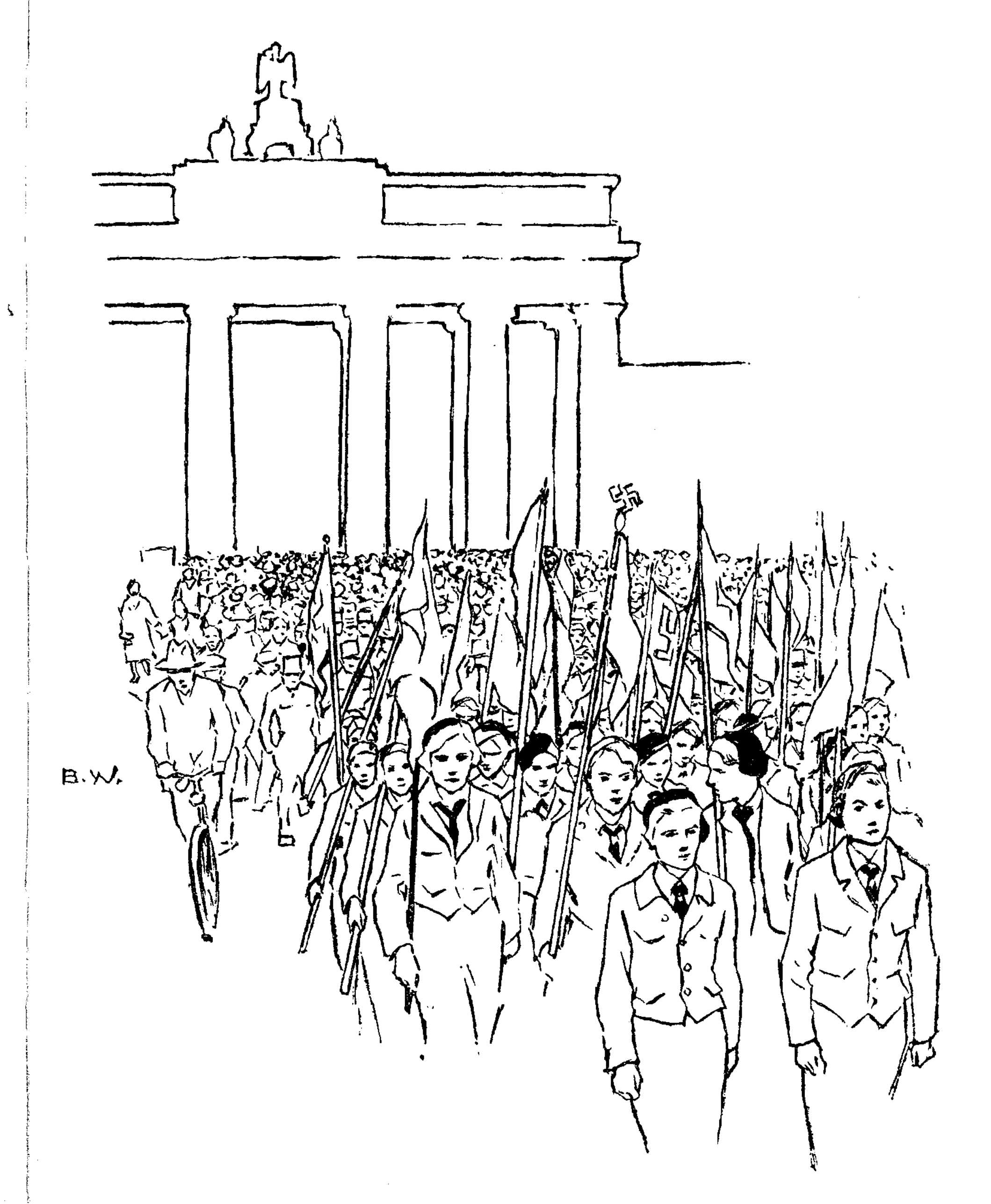
Draußen auf dem Tempelhofer Feld herrscht fieberhafte Tätigkeit. Schon in der Frühdämmerung beginnt das Treiben. Blumenschmuck wird geliefert, Fahnen und Transparente mit Inschriften angebracht. Händler schlagen ihre Stände auf. Lieferwagen rattern, um die Lebensmittel für die Riesenmengen herbeizuschaffen, die das Fest der nationalen Arbeit hier begehen wollen.

Um fünf Uhr war Peter bereits auf den Beinen. Das ganze Haus trampelte er aus dem Schlaf. Bald nach sechs marschierte er inmitten der mit Musik und Fahnen aufziehenden Jugend- und Schülerverbände durch das mit Maigrün und Flaggen geschmückte Brandenburger Tor. Am Eingang der Linden ein großes Transparent mit der Inschrift: Dem deutschen Menschen kann nur ein starkes Deutschland Arbeit geben. Die frühlingsgrünen Linden hinab, die schon so manche große historische Stunde geschaut, bis zum Lustgarten hinunter ein wogendes Meer von Schulkindern. Die Jugend marschiert.

Und während zum Tempelhofer Feld all die Formationen, Verbände, Vereine, Gilden, Innungen und Betriebe, das ganze arbeitende Berlin, hinausziehen, während von außerhalb Tausende und aber Tausende zum nationalen Fest der Arbeit in umkränzten Sonderzügen, blumengeschmückten Autos und Flugzeugen in die Hauptstadt befördert werden, sammelt sich die Jugend zur nationalen Kundgebung im Lustgarten.

Unübersehbar stehen die Jungen und Mädels, blond und braun, Kopf an Kopf, von der Wilhelmstraße hinunter bis zum Alten Schloß. Schulklassen, Jugendorganisationen mit Fahnen, Wimpeln und Standarten.

Jungdeutschland erwartet den greisen Reichspräsidenten und den Reichskanzler.



Renate und Gitta haben mit ihren Schulkameradinnen in der Wilhelmstraße unweit der Reichskanzlei Aufstellung genommen, während Peter unter Tausenden von Kindern im Lustgarten aufmarschiert ist. Renate hält ihren Zeiß-Ikon gezückt, um den Moment, wenn der Reichspräsident und der Reichskanzler erscheinen, festzuhalten.

Kommen sie denn noch immer nicht? Die Zeit wird der wartenden Jugend lang. Flugzeuggeschwader durchziehen die Lüfte.

Das fröhliche Stimmengewirr der Kinder verstummt plötzlich. Von der Schloßrampe herab erklingt vom Berliner Sängerbund feierlich das Lied: „Deutschland, du mein Vaterland.“ Riesenlautsprecher übertragen die erhebende Kundgebung.

Laute Hoch- und Heilrufe erbrausen von den Linden her, schwellen lauter und immer lauter an.

Nur mit Mühe kann der Wagen, der den Reichspräsidenten und den Reichskanzler, das alte und das junge Deutschland verkörpernd, an der lebendigen Mauer der ihnen zujubelnden Jugend vorbeiführt, bis zum Lustgarten gelangen.

Ach, wie beneidet Peter den Jungen, der dem greisen Reichspräsidenten den Blumenstrauß im Namen der Jugend überreichen darf. Ein neuer Jubelsturm, als der Reichspräsident die Rednertribüne betritt. Von hunderttausend hellen Kinderstimmen klingt es ihm entgegen:

„Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand
Dir, Land voll Lieb' und Leben, mein deutsches Vaterland!“

Stille trotz der Menschenflut. Der alte Generalfeldmarschall spricht zur Jugend. Er begrüßt die Jugend, die sich hier aus allen Volksschichten versammelt, um sich zum gemeinsamen Vaterlande, zur pflichttreuen Hingabe an die Nation, zur Achtung vor der schaffenden Arbeit zu bekennen.

„Ihr seid unsere Zukunft! Ihr müßt einst das Erbe der Väter auf eure Schultern nehmen, um es zu erhalten, zu festigen und aus-

zubauen. Nur wer gehorchen lernt, kann später auch befehlen. Nur wer Ehrfurcht vor der Vergangenheit unseres Volkes hat, kann dessen Zukunft meistern.“

Mit dreifachem Hurra auf Deutschland schließt der greise Reichspräsident. Das Deutschlandlied erbraust.

Das ganze deutsche Volk — alle wollen sie geeint an der nationalen Arbeit mithelfen.

Jugend voraus!

Globushaus G. m. b. H., Abt. Druckerei, Berlin W 8